Jahrbuch für Antisemitismusforschung 33

Herausgegeben von Stefanie Schüler-Springorum

Metropol

Jahrbuch für Antisemitismusforschung 33

Herausgegeben von Stefanie Schüler-Springorum
für das Zentrum für Antisemitismusforschung
der Technischen Universität Berlin

Redaktion:
Sina Arnold, Marcus Funck, Uffa Jensen, Juliane Wetzel
Redaktionelle Bearbeitung und Lektorat: Adina Stern

METROPOL

Redaktionsanschrift: Zentrum für Antisemitismusforschung
Technische Universität Berlin
Kaiserin-Augusta-Allee 104–106
D–10553 Berlin

Lektorat der englischsprachigen Texte: Lea H. Greenberg

ISBN: 978-3-86331-784-3
ISSN: 0941-8563

© 2024 Metropol Verlag
Ansbacher Straße 70 · D–10777 Berlin
https://metropol-verlag.de/
Alle Rechte vorbehalten
Druck: Arta Druck, Berlin

Inhalt

STEFANIE SCHÜLER-SPRINGORUM
Vorwort 7

BERRYL AMEDEGNATO · HALIL CAN · KIMIKO SUDA
Institutioneller Rassismus in Deutschland
Vorläufige Ergebnisse aus drei Berliner Teilprojekten
(Verbundstudie „Institutionen & Rassismus [InRa]“) 11

SVEN KINAS
Die antisemitisch und politisch motivierte „Säuberung“
der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) 1933–1945 24

YUANG MARCUS LIU · QING XIAO
Republican-Era Chinese Antisemitism and Its Remembrance
among Jewish Refugees 54

ANTHONY KAUDERS
Enmity Explained: The History of Emotions and the Psychology
of Antisemitism 84

SEBASTIAN SALZMANN · KARIM FEREIDOONI
Antisemitismus als soziales Phänomen in der Institution Schule
Ergebnisse einer qualitativen Unterrichtsbeobachtungsstudie 113

DANA IONESCU · FIONA KAZAROVYTSKA
Antisemitismus im Kontext von jüdisch-nichtjüdischen Begegnungen
Perspektiven und Erfahrungen von Jüdinnen:Juden in Deutschland 136

DOSSIER
DEBATTEN ÜBER ANTISEMITISMUS NACH DEM 7. OKTOBER 2023

MATHIAS BEREK
Palästinismus als neue Weltanschauung
Die ausgebliebene Zäsur 167

YAEL KUPFERBERG
„Das, was sich zeigt". Zum 7. Oktober 2023 181

FELIX AXSTER · CHRISTOPH GOLLASCH
„Die soziale Realität analytisch erkunden zu wollen
ist ein im wahrsten Sinne des Wortes politisches Projekt"
Ein Gespräch mit Avner Ofrath über die Anatomie der Gewalt
in Nahost 186

Die Autorinnen und Autoren 204

STEFANIE SCHÜLER-SPRINGORUM

Vorwort

Konnte das vorige, im Dezember 2023 erschienene *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* aufgrund des Redaktionsschlusses im September die Ereignisse am und nach dem 7. Oktober nicht mehr reflektieren, so belegt nicht zuletzt der in diesem Jahr vergleichsweise schlank ausgefallene Band, in welch hohem Maße die Kolleginnen und Kollegen am ZfA aktiv in die Debatten eingebunden waren, die seither die öffentliche Diskussion beherrschen.[1] Aber auch die Wissenschaft steht vor zahlreichen Fragen und Herausforderungen zu Kontinuität, Wandelbarkeit und Verbreitung von Antisemitismus. Diese werden uns in den nächsten Jahren sicherlich auch hier im Jahrbuch beschäftigen. Da empirische Forschung jedoch stets mit einer gewissen Zeitverzögerung auf gesellschaftliche Ereignisse reagiert, haben wir für diese Ausgabe zunächst ein kleines Dossier mit Texten von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus dem ZfA zusammengestellt, die erste Eindrücke, Meinungen und die Ansätze von Analysen zu diesem Ereignis und seinen innen- wie außenpolitischen Folgen zusammentragen und so einmal mehr die Vielstimmigkeit unserer Einrichtung unter Beweis stellen.

Mathias Berek argumentiert, dass die Reaktionen vieler linker Gruppen auf die Hamas-Massaker vom 7. Oktober 2023 das moralische und politische Versagen dieser palästinasolidarischen Bewegungen offenbaren, da sie oft den Angriff verharmlost oder gerechtfertigt hätten. Er beschreibt dieses Phänomen als „Palästinismus", d. h. als eine dogmatische Weltanschauung, die den israelisch-palästinensischen Konflikt einseitig auf Israel als Hauptverantwortlichen reduziert und sowohl selektiven Humanismus als auch autoritäre Strukturen innerhalb linker Bewegungen fördert. Der Essay von Yael Kupferberg reflektiert die

1 Die Auflistung unserer Aktivitäten zu diesem Thema ist auf unserer Website einsehbar und umfasste bis Ende Januar bereits sieben Seiten. Siehe https://www.tu.berlin/asf/aktuelles/veranstaltungen/tagungen-events [6. 11. 2024].

wiederkehrende Gewalt als wichtiges Thema jüdischer Literatur und Philosophie. Der Terror am 7. Oktober bestätige und aktualisiere die im jüdischen Kanon vermittelten Erfahrungen. Damit sind Geschichte und Gegenwart auf bestürzende Weise miteinander verschränkt und werfen so zugleich existenzielle Fragen auf, die, so Kupferberg, sowohl von Heinrich Heine als auch von Hannah Arendt und Theodor W. Adorno aufgenommen und ebenso partikular wie universal beantwortet wurden. Diese Reflexionen aus dem 19. und 20. Jahrhundert haben auch im 21. Jahrhundert nichts von ihrer Bedeutung verloren, was vielleicht weniger über die Vergangenheit als viel mehr über die Dramatik der Gegenwart aussagt. Felix Axster und Christoph Gollasch haben mit unserem Kollegen Avner Ofrath, Historiker an der Freien Universität, über die Anatomie der Gewalt in Nahost gesprochen. Ausgehend vom Massaker des 7. Oktobers und vor dem Hintergrund der anschließenden Zerstörung des Gaza-Streifens durch die israelische Armee geht es unter anderem um die Frage, ob und inwiefern der Kolonialismus-Begriff als analytische Perspektive auf das Verhältnis zwischen Israel und den Palästinenser:innen hilfreich bzw. angemessen ist. Im Gespräch wird offenbar, wie schwierig und trotzdem notwendig es ist, zwischen wissenschaftsgeleiteten Erkenntnissen und politisch-moralischen Urteilen zu differenzieren, was sich nicht zuletzt am Streit um Holocaust-Referenzen nach dem 7. Oktober gezeigt hat.

In Deutschland steht die Bekämpfung des Antisemitismus seit dem 7. Oktober im Scheinwerferlicht der öffentlichen Auseinandersetzung, und fast schon reflexhaft wird dabei auf die zentrale Rolle von Bildungsprojekten in- und außerhalb von Schulen und Universitäten verwiesen. Bislang wissen wir jedoch sehr wenig über die tatsächliche Wirksamkeit der diversen Projekte. Karim Fereidooni und Sebastian Salzmann analysieren in einer qualitativen Studie Unterrichtsstunden zum Thema Antisemitismus, in denen Schüler:innen und Lehrkräfte beobachtet wurden. Ihre Ergebnisse zeigen, dass die Kommunikation zwischen Schüler:innen, Lehrkräften und dem verwendeten Unterrichtsmaterial in vielen Fällen eher zur Reproduktion und Verfestigung antisemitischer Stereotype führt als zu deren Verflüssigung. Dabei spielen sowohl die Rahmung des Themas im Unterricht als auch die Auswahl des Unterrichtsmaterials eine zentrale Rolle. Kontrovers wird in der Antisemitismusforschung schon seit Längerem diskutiert, ob und inwiefern die sogenannte Begegnungspädagogik eine wirksame Strategie gegen antisemitische Vorurteile sein kann. Befürworter:innen betonen dabei die positive Wirkung

auf Empathie und Vorurteilsabbau, während Kritiker:innen warnen, dass diese Begegnungen Differenzen verstärken und Antisemitismus reproduzieren könnte. Eine empirische Untersuchung des Projekts „Meet a Jew", durchgeführt von Dana Ionescu und Fiona Kazarovytska, zeigt, dass viele jüdische Freiwillige die Begegnungen als positiv erleben und diese ihr Selbstbewusstsein stärken. Eine grundsätzliche Perspektive, die auch für die Bildungsarbeit von Bedeutung ist, nimmt Anthony Kauders ein, der betont, dass Antisemitismus zunächst einmal nicht nur kognitiv, sondern auch emotional verstanden werden muss. Dabei bietet die Geschichte der Emotionen vielversprechende Ansätze, um antisemitische Gefühle in Bezug auf kulturelle Normen und Gemeinschaftsgrenzen zu analysieren. Gleichzeitig kritisiert Kauders jedoch, dass diese Herangehensweise oft den Übergang von Emotionen zu konkreten Handlungen nicht ausreichend erklärt. Um diese Lücke zu schließen, plädiert er dafür, Konzepte aus der Sozialpsychologie – wie etwa die Social Identity Theory – heranzuziehen, um besser zu verstehen, wie kollektive Emotionen zu antisemitischem Verhalten führen können. Dies wäre sowohl für die Evaluierung der pädagogischen Projekte zur Antisemitismusbekämpfung von Bedeutung, könnte aber auch die historische Forschung bereichern.

Ein Beispiel hierfür ist die Studie von Sven Kinas, der auf der Basis systematischer Archivrecherchen Ausmaß und Folgen der antisemitischen Personalpolitik der Ludwig-Maximilians-Universität in München präsentiert. Er legt erstmals exakte Zahlen zu den entlassenen bzw. vertriebenen Lehrkräften, zur Emigration und Remigration, zum Schicksal der in Deutschland Verbliebenen sowie zu den Suiziden und Gewaltopfern unter den vertriebenen Münchener Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern vor. Dabei wird auch deutlich, dass es sich bei den als „Nichtarier" verfemten Lehrkräften um eine äußerst heterogene Gruppe handelte, von denen der größte Teil nicht mehr der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörte. Die Wirksamkeit eines „Antisemitismus ohne Juden" ist auch das Thema eines Beitrags, den ich im Kontext meiner Gastprofessur an der London School of Economics einwerben konnte: Trotz fehlender wirtschaftlicher und religiöser Voraussetzungen entwickelte sich in China während der Republikzeit (1912–1949) ein importierter, diskursiver Antisemitismus, der von christlichen Missionaren und westlich beeinflussten Intellektuellen verbreitet wurde, jedoch nicht zu physischer Gewalt führte. Dieser chinesische Antisemitismus beruht zweifelsohne

auf westlichem rassistischen Denken und spiegelte nationale Ängste und antiimperiale Ressentiments wider. Yuang Marcus Liu und Qing Xiao lesen zeitgenössische Zeitungsartikel und Schriften und vergleichen diese mit den Eindrücken jüdischer Flüchtlinge in China, die vor der deutschen Verfolgung vor allem nach Shanghai flohen und die China dennoch als relativ antisemitismusfrei wahrnahmen. Dies lag, so ihre Interpretation, unter anderem an den Sprachbarrieren, aber vor allem an der Dankbarkeit, die sie für ihr Aufnahmeland empfanden.

Abschließend sei auf den Eingangsbeitrag in diesem Band verwiesen, mit dem wir unsere Reihe der Vorstellung hauseigener Projekte fortführen. Im Rahmen einer interdisziplinär und multimethodisch angelegten Verbundstudie zum Thema Institutionen & Rassismus (InRa) wurde seit 2022 bundesweit an acht Forschungsstandorten in 23 Teilprojekten geforscht. Drei der vier am Zentrum für Antisemitismusforschung angesiedelten Teilprojekte, die unterschiedliche Behörden – Arbeitsagentur, Polizei, Kommunalverwaltung sowie Ausländeramt – in den Blick nehmen, stellen hier erste Ergebnisse vor, die mit Beispielen aus dem Interviewmaterial illustriert werden und belegen, wie fruchtbar gerade die lokal gebundene, institutionelle Perspektive für das Verständnis der Kontinuität rassistischer Wissensbestände und ihrer Wirksamkeit ist. Dieser Befund wird auch nach dem Erscheinungsdatum dieses Bandes nicht an Aktualität verloren haben.

BERRYL AMEDEGNATO · HALIL CAN · KIMIKO SUDA

Institutioneller Rassismus in Deutschland

Vorläufige Ergebnisse aus drei Berliner Teilprojekten (Verbundstudie „Institutionen & Rassismus [InRa]“)

Im Rahmen der interdisziplinär und multimethodisch angelegten Verbundstudie „Institutionen & Rassismus (InRa)“ (2022–2024) wurde bundesweit an acht Forschungsstandorten in 23 Teilprojekten geforscht.[1] Im Folgenden werden drei der vier am Forschungsstandort Berlin am Zentrum für Antisemitismusforschung angesiedelten InRa-Teilprojekte mit Blick auf die Behördentypen Arbeitsagentur, Polizei, Kommunalverwaltung sowie Ausländerbehörde vorgestellt. Die Projektskizzen beinhalten neben Beschreibungen des Forschungsdesigns jeweils erste Analysen der Forschungsdaten, die mit Beispielen aus dem Interviewmaterial illustriert werden. Ein vollständiger Abschlussbericht, in dem auch die aus den 23 Teilprojekten heraus entwickelten Handlungsempfehlungen im Detail präsentiert werden, wird voraussichtlich Anfang 2025 erscheinen. Darüber hinaus wird 2025 ein Sammelband mit Beiträgen aus dem Verbundprojekt mit vertieften Analysen veröffentlicht.

Einführung

Nach den antisemitischen und rassistischen Anschlägen in Halle (Saale) 2019 und in Hanau 2020 beschloss der Bundestag die Förderung von Rassismusforschung in Deutschland.[2] Vor diesem Hintergrund beauftragte das Bundesinnenministerium

1 Siehe Informationen zum InRa-Verbundprojekt unter: https://fgz-risc.de/forschung-transfer/inra-studie [alle Weblinks in diesem Beitrag wurden zuletzt am 6. 11. 2024 aufgerufen].

2 Maßnahmenkatalog des Kabinettausschusses zur Bekämpfung von Rechtsextremismus und Rassismus vom 25. 9. 2020, https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/veroeffentlichungen/themen/sicherheit/abschlussbericht-kabinettausschuss-rechtsextremismus.pdf?__blob=publicationFile&v=3.

des Innern und für Heimat (BMI) das Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ)[3] mit der Durchführung des dreijährigen Verbundprojekts „Institutionen und Rassismus" an bundesweit acht Forschungsstandorten. In 23 Projekten wurden mit qualitativen und quantitativen Methoden und diversen disziplinären Zugängen,[4] in unterschiedlichen Behördentypen, die institutionellen Wissensbestände und Handlungspraxen von Rassismus untersucht. Wichtiger Bestandteil des Verbundprojekts war der Austausch mit Personen aus der Behördenpraxis, beispielsweise aus der Polizei, aus einem Jobcenter und einem Ordnungsamt. Damit war auch die Entwicklung von Handlungsempfehlungen für die Behördenpraxis hinsichtlich der Prävention und Ahndung von rassistischen Praxen und zum Aufbau diskriminierungssensibler Organisationsstrukturen verbunden. Die Perspektiven von zivilgesellschaftlichen und (post)migrantischen Community-Organisationen wurden in einzelnen Teilprojekten sowie punktuell für ein allgemeines Feedback zum Verbundprojekt und zum Abschlussbericht einbezogen.

Am Berliner Standort des Verbundprojekts waren vier Projekte angebunden, in denen mittels qualitativer Methoden institutioneller Rassismus in unterschiedlichen Behörden in Berlin (und in einem Fall München) untersucht wurde. Vorläufige Analysen dieser vier Projekte – zu zwei Sozialbehörden aus soziologischer Perspektive, zu einer Ausländerbehörde aus historischer und sprachwissenschaftlicher Perspektive und zur Polizei in einem Berliner Stadtteil aus ethnografischer Perspektive – weisen das Vorkommen und die Wirkmächtigkeit von institutionellem Rassismus empirisch nach. Werden die Analysebefunde gesellschaftskritisch eingeordnet, so zeichnen sich wechselseitige Verschränkungen behördlicher Entscheidungen und daraus resultierende ungerechte Ungleichbehandlung und Ausschlüsse in der urbanen (Post-)Migrationsgesellschaft ab beziehungsweise spiegeln die Diskurse in den Institutionen zum Teil auch den Status quo hinsichtlich öffentlicher Debatten über Einwanderung, Rassismus und den Umgang mit diesen Phänomenen in der deutschen Dominanzgesellschaft wider.

3 Siehe Informationen zum FGZ unter: https://fgz-risc.de/.

4 Dazu gehörten u. a. Politik- und Sozialwissenschaften, Soziologie, Rechtswissenschaften, Sozialpsychologie und Geschichtswissenschaften.

Vorstellung von Berliner InRa-Teilprojekten

Im Folgenden werden drei der vier Berliner Teilprojekte[5] zusammenfassend vorgestellt und institutioneller Rassismus jeweils anhand der in den Projekten empirisch untersuchten Behördentypen beschrieben. Wir verstehen Rassismus als einen ideologischen Diskurs[6] und eine allgegenwärtige Alltagspraxis.[7] Erste wissenschaftliche Untersuchungen zu spezifisch institutionellem Rassismus im deutschen Kontext wurden in der Sozialpsychologie und in den Sozialwissenschaften in den 1990er-Jahren gemacht. Bereits damals wurde darauf hingewiesen, rassistische Praktiken im Behördenkontext eben nicht als individuelles Einstellungsproblem der Sachbearbeiter:innen zu betrachten, sondern in seiner Summe als strukturell wirkmächtig zu begreifen.[8] Letztendlich können der institutionelle Rassismus der Zeit des Nationalsozialismus[9] und des deutschen Kolonialismus[10] bei Analysen von Behördenhandeln in der deutschen Gegenwart nicht außer Acht gelassen werden, da sie Spuren in den Strukturen und Prozeduren von Behörden hinterlassen haben.

In den letzten zwei Jahrzehnten sind einige wenige Studien zu institutionellem Rassismus in der Schule,[11] zu Racial Profiling durch Sicherheitsbe-

5 Das vierte InRa Teilprojekt „Rassismus im Fürsorgekomplex: Mechanismen kommunaler Inklusions- und Exklusionspraktiken gegenüber Rom:nja aus EU-Mitgliedsstaaten und der Ukraine“ (B06) wurde von Dr. Sina Arnold (ZfA) geleitet und von Tobias Neuburger (zuvor am ZfA, inzwischen als Referent beim Zentralrat Deutscher Sinti und Roma tätig) in München und Berlin durchgeführt.

6 Stuart Hall, Rassismus als ideologischer Diskurs, in: Nora Räthzel (Hrsg.), Theorien über Rassismus, Hamburg 2000, S. 7–16.

7 Philomena Essed, Understanding Everyday Racism. An Interdisciplinary Theory, New York 1991.

8 Ute Osterkamp, Institutioneller Rassismus – Problematik und Perspektiven, in: Anita Kalpaka/Nora Räthzel/Klaus Weber (Hrsg.), Rassismus. Die Schwierigkeit, nicht rassistisch zu sein, Hamburg 1996/2017, S. 281–309.

9 Siehe dazu Maria Alexopoulou, Rassistisches Wissen in der Transformation der Bundesrepublik Deutschland in eine Einwanderungsgesellschaft 1940–1990, Göttingen 2024, S. 79–93 und Mark Terkessidis, Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive. Kultur und soziale Praxis, Bielefeld 2004, S. 13–14.

10 Mechthild Leutner, Rassismus und deutscher Kolonialismus in China: Legitimation Weißer Herrschaft und das Feindbild von der „Gelben Gefahr“, Berlin 2023, S. 11.

11 Mechthild Gomolla/Frank-Olaf Radtke, Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule, Wiesbaden 2009; Juliane Karakayali/Birgit zur Nieden, Segregation als Diskriminierungserfahrung, in: Zeitschrift für Pädagogik 65 (2019) 6, S. 888–903.

hörden[12] und zu institutionellem Rassismus in Sozialbehörden[13] im deutschen Kontext erschienen. Am breitesten rezipiert – auch international – ist William McPhersons Definition von institutionellem Rassismus, die im britischen Kontext von Polizeigewalt und der Ermordung von Stephen Lawrence (13. September 1974–22. April 1993), einem Schwarzen Teenager, entstanden ist:

> „The collective failure of an organisation to provide an appropriate and professional service to people because of their colour, culture or ethnic origin. It can be seen or detected in processes, attitudes and behaviour which amount to discrimination through unwitting prejudice, ignorance, thoughtlessness and racial stereotyping."[14]

Ergänzend folgen wir Shirley Betters Verständnis von institutionellem Rassismus:

> „Institutional racism denotes those patterns, procedures, practices, and policies which operate within social institutions so as to consistently penalize, disadvantage, and exploit individuals, who are members of non-white[15] groups."[16]

12 Alexandra Graevskaia, Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule. Institutioneller Rassismus in der Polizei: Rassistisches Wissen und seine Nutzung. Unter Mitarbeit von Tim Handick, NaDiRa Working Papers 4, Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM), Berlin 2022; Gün Tank/Biplap Basu/Eberhard Schultz/Klaus Kohlmeyer (Hrsg.), Das Problem heißt institutioneller Rassismus. Vielfalt statt Ausgrenzung, Berlin 2023; Daniela Hunold/Tobias Singelnstein (Hrsg.), Rassismus in der Polizei. Eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme, Wiesbaden 2022.

13 Tobias Neuburger/Christian Hinrichs, Mechanismen des institutionellen Antiziganismus. Kommunale Praktiken und EU-Binnenmigration am Beispiel einer westdeutschen Großstadt, Wiesbaden 2023.

14 Sir William McPherson of Cluny, The Stephen Lawrence Inquiry Report of an inquiry advised by Tom Cook, The Right Reverend Dr. John Sentamu, Dr. Richard Stone, presented to Parliament by the Secretary of State for the Home Department by Command of Her Majesty, 19 February 1999, Cm 4262-I, London 1999, Chapter 6, paragraph 6.34.

15 *Weiß* wird hier als historisch und gesellschaftlich konstruierte (Selbst-)Zuschreibung und nicht als Farbe oder Phänotyp verstanden. Siehe auch Susan Arndt, Weißsein. Die verkannte Strukturkategorie Europas und Deutschlands, in: Maureen Maisha Eggers/Grada Kilomba/Peggy Piesche/Susan Arndt (Hrsg.), Mythen, Masken, und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland, Münster 2005, S. 24–28.

16 Shirley Better, Institutional Racism. A Primer on Theory and Strategies for Social Change Lanham 2008. Diese Definition wurde gewählt, da Shirley Better sie aus der Praxis der

Zur Verflechtung von rassistischem Wissen und rassistischem Handeln: eine Fallstudie zu institutionellem Rassismus in einem Berliner Jobcenter

Im von Dr. habil. Mathias Berek (PI, Themenfeldkoordinator FGZ, ZfA) angeleiteten und Dr. Kimiko Suda (WiMi, FGZ, ZfA)[17] umgesetzten InRa-Projekt mit dem Titel „Rassifizierende Diskriminierung in der kommunalen Praxis: Zum behördlichen Umgang mit Migrant:innen aus Nicht-EU-Ländern in der Arbeitsvermittlung" wurde aus wissenssoziologischer Perspektive[18] untersucht, inwiefern rassistische Diskurse, rassifizierende Zuschreibungen und Deutungsmuster im Behördenhandeln zu unhinterfragten Normen werden und strukturelle Effekte von Abwertung und Ungleichbehandlung erzeugen können. Der Datensatz des Projekts umfasst 36 Interviews, davon 19 mit Mitarbeitenden aus einem Berliner Jobcenter. Weitere Interviews wurden mit Vertreter:innen von Beratungsorganisationen für Migrant:innen und Geflüchtete und der Berliner Stadtverwaltung geführt. Mitarbeitende desselben Jobcenters wurden bei der Arbeit observiert (im August sowie im Dezember 2023),[19] und es fand eine Gruppendiskussion mit elf Mitarbeitenden zum Umgang mit Rassismus vor Ort im Jobcenter (im Februar 2024) statt.

Bei der Analyse der Interviewdaten kristallisierten sich vor allem kulturell-rassifizierende, aber auch rassifizierende Konstruktionen mit Bezugnahme auf kolonialrassistische Narrative von sozialen Gruppen heraus. Es wurden rassistische Mikroaggressionen[20] herausgearbeitet und das individuelle Ermessen und

Sozialarbeit ableitete und in den InRa-Projekten der Bezug zur Praxis des behördlichen Arbeitsalltags im Fokus stand.

17 Cathérine Kolou Rita Kolié (Transkription) und Luise Birgitta Haustein (Transkription, Codierung und Auswertung) haben als studentische Mitarbeiterinnen einen wichtigen Beitrag zu dem Projekt geleistet.

18 Reiner Keller, Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms, Wiesbaden 2011.

19 Die Hospitation fand in den Abteilungen „Eingangszone" und „Arbeitsvermittlung" statt.

20 „Racial microaggressions are brief and commonplace daily verbal, behavioral, or environmental indignities, whether intentional or unintentional, that communicate hostile, derogatory, or negative racial slights and insults toward people of color. Perpetrators of microaggressions are often unaware that they engage in such communications when they interact with racial/ethnic minorities." Vgl. Derald W. Sue u. a., Racial microaggressions in everyday life: Implications for clinical practice, in: The American psychologist 62 (2007) 4, S. 271–286.

der Handlungsspielraum der Mitarbeitenden ausgelotet. Aus den vorläufigen Ergebnissen lässt sich ableiten, dass alltäglich institutioneller Rassismus stattfindet, der primär auf Kulturalisierung im Sinne von Étienne Balibars „Neo-Rassismus" basiert,[21] und sich in der Summe der individuellen Handlungen der Mitarbeitenden strukturell verdichtet. Durch diese Art der Rassifizierung werden die Antragsteller:innen auf ihre zugeschriebene „kulturelle Zugehörigkeit" reduziert, entsubjektiviert, als „Andere" eingeordnet, abgewertet und in der sozialen Hierarchie auf eine niedrigere Position in der deutschen Gesellschaft verwiesen.[22] Das Vorkommen dieser indirekteren Form von Rassismus lässt sich durch das gestiegene Bewusstsein für die soziale Unerwünschtheit von Rassismus in der deutschen Öffentlichkeit erklären.[23]

Die erhobenen Daten lassen vermuten, dass Rassifizierung vor allem über die Themen Geschlechterverhältnisse, Bildung und Kriminalisierung stattfindet. Die kulturell-rassifizierenden Zuschreibungen betrafen insbesondere sowohl Personen mit arabischen oder muslimischen Bezügen als auch vor kurzem eingewanderte vietnamesische Frauen sowie Personen aus Ländern Südost- und Osteuropas (u. a. Rumänien, Bulgarien). Beispielsweise wurden Frauen aus diesen Regionen auf ihre Rolle als reproduzierende Körper festgeschrieben, ihnen vorgeworfen, sich mit dem Vorwand von seriellen Schwangerschaften und Kindererziehung Maßnahmen wie Sprachkursen und Weiterbildungen, sprich dem Arbeitsmarkt, entziehen zu wollen. Neben den kulturell-rassifizierenden wurden auch offene kolonialrassistische Zuschreibungen im Kontext von anti-Schwarzem Rassismus gemacht. So wurde beispielsweise eine kubanische Frau als Protagonistin eines Plantagen-Szenarios imaginiert.

21 Étienne Balibar, Gibt es einen „Neo-Rassismus"?, in: Ders./Immanuel Wallerstein, Rasse, Klasse, Nation: ambivalente Identitäten, Hamburg 1990/2017.

22 Fatima El-Tayeb, „Undeutsch": Die Konstruktion des Anderen in der postmigrantischen Gesellschaft, Bielefeld 2016, S. 34.

23 „Viele Menschen in Deutschland glauben noch immer an die Existenz menschlicher ‚Rassen'. Fast die Hälfte (49%) der Bevölkerung ist dieser Ansicht. Gleichzeitig gibt es ein Bewusstsein dafür, dass es falsch ist, den Begriff ‚Rasse' für Menschen zu verwenden; 65% der Menschen stimmen dem zu." Vgl. Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) (Hrsg.), Rassistische Realitäten: Wie setzt sich Deutschland mit Rassismus auseinander? Auftaktstudie zum Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitor (NaDiRa), Berlin 2022, S. 6.

Mitarbeiterinnen von (post)migrantischen Organisationen berichteten von rassistischen Mikroaggressionen wie etwa dem Unterbrechen von Telefonaten seitens Mitarbeitenden von Jobcenter-Hotlines bei nicht muttersprachlichen Anrufenden, die mehr Zeit benötigten, um ihre Informationen anzugeben. Ein weiteres beschriebenes Phänomen war das mehrfache Verschwinden beziehungsweise „Nichtankommen" von Antragsunterlagen und somit das Blockieren von Antragsprozessen. Rassistische Mikroaggressionen ließen sich auch bei der Hospitation im Jobcenter beobachten. Dabei handelte es sich u. a. um unfreundlichen Tonfall, abwehrenden Gesten und dem Ignorieren von Fragen.

Im untersuchten Jobcenter gab es keinen effizienten Umgang mit Rassismus. Zur Illustration soll hier ein Auszug aus einem Interview mit einer Sachbearbeiterin aus der Abteilung für Leistungsbezug zitiert werden:

> „Und wo das so aufkam, dass wir ein Nazi Team wären. Da hat sich wohl die interne Revision aus [einem anderen Bundesland], irgendwie so mit eingeschaltet und Akten überprüft, obwohl die dafür wohl gar nicht zuständig sind. So, das habe ich mal ~~gemauschelt~~[24] gehört, aber. […] Keine Ahnung. Es gab keine Gespräche. Es gab nichts. Also es ist jetzt nicht so, dass unser Team da irgendwo Parade stehen musste und Rede und Antwort stehen."

Das Thema Rassismus wurde laut den Aussagen der Interviewten weder in ihrer Ausbildung für eine Tätigkeit bei der Bundesagentur für Arbeit noch in Weiterbildungen behandelt. Es zeigte sich, dass die Ebene des Teams ein wichtiger Kontext für die Verhandlung von diskriminierungsrelevanten Themen ist, da in diesem Kontext regelmäßig „schwierige" beziehungsweise „auffällige Fälle" besprochen werden, rassistisches „Wissen" ausgetauscht wird, und sich in der wöchentlichen Wiederholung der Treffen behördeninterne Normen entwickeln und etablieren können.

24 Da es sich um einen antisemitischen Begriff handelt, wurde dieser durchgestrichen, um darauf zu verweisen, dass dieses Wort nicht als Teil der ethisch angebrachten regulären Sprache angesehen werden sollte. Siehe hierzu Ronen Steinke, Gemauschel, in: Süddeutsche Zeitung online, 9. Mai 2024: https://www.sueddeutsche.de/meinung/lexikon-gemauschel-antisemitismus-1.7078029.

Polizeikontrollen als Indikator für institutionellen Rassismus

Die zentrale Forschungsfrage des InRa-Teilprojekts „Praxen und Erfahrungen polizeilicher Kontrollen in Berlin“[25] lautete: Inwieweit handelt die Polizei als staatliche Institution mit Monopolgewalt entsprechend dem Verfassungsgrundsatz des Verbots von Diskriminierung und Rassismus rechtskonform. Ziel dieses Projekts war, institutionelles polizeiliches Handeln mit einem Fokus auf die Perspektive des polizeilichen Gegenübers, insbesondere derjenigen, die sozial rassifiziert als nicht-deutsch bzw. nicht-weiß gelesen werden, ethnografisch zu erforschen.[26] Als Forschungsfeld wurde das spezifische Einsatzgebiet der Brennpunkt und Präsenzeinheit (BPE) der Berliner Polizei an den ‚kriminalitätsbelasteten Orten‘ (kbO)[27] ausgewählt, mit dem Fokus auf dem Görlitzer Park und dem

25 Angeleitet von Dr. Felix Axster, wurde das InRa-Teilprojekt von Dr. Halil Can wissenschaftlich umgesetzt (https://fgz-risc.de/forschung-transfer/projektdatenbank/details/INRA_B08). Eine wichtige Unterstützung leisteten im Projekt als studentische Mitarbeitende Luis Heine (Recherche, Transkription) und Claire Hattab (Transkription, Codierung, Organisation einer Fachtagung). Der Dank gebührt vor allem auch den vielen Akteur:innen und insbesondere Rassismusbetroffenen aus dem Forschungsfeld, die durch das offene und bereitwillige Teilen ihrer wertvollen Erfahrungen, ihres Wissens und ihrer Lebenszeit die Realisierung des Projekts überhaupt möglich gemacht und so bereichert haben.

26 Verwiesen sei hierbei insbesondere auf folgende Forschungen und Publikationen von Betroffenen und Aktivist:innen: Kampagne für Opfer rassistischer Polizeigewalt (KOP) (Hrsg.), Chronik rassistischer Polizeigewalt. Berlin in den Jahren von 2013 bis 2021, Berlin 2021; Kampagne für Opfer rassistischer Polizeigewalt (KOP) (Hrsg.), Alltäglicher Ausnahmezustand. Institutioneller Rassismus in deutschen Strafverfolgungsbehörden, Münster 2016; Baile, M. W. u. a. (Hrsg.), Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand, Bielefeld 2019; Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling, Racial Profiling. Erfahrung – Wirkung – Widerstand, Berlin 2019; Autor:innenkollektiv Gras & Beton, Gefährliche Orte. Unterwegs in Kreuzberg, Berlin 2018; empirische Forschungen wie: Svenja Keitzel, Folgenreiche Begegnungen mit der Polizei. Rassistische Verhältnisse raumtheoretisch untersucht, Münster 2024; Daniela Hunold/Tobias Singelnstein (Hrsg.), Rassismus in der Polizei. Eine wissenschaftliche Bestandsaufnahme, Berlin 2022; Bernd Belina, Gefährliche Abstraktionen: Regieren mittels Kriminalisierung und Raum, Münster 2023; Mohammed Ali Chahrour (Hrsg.), Generalverdacht. Wie mit dem Mythos Clankriminalität Politik gemacht wird, Hamburg 2023; wie auch kritisch theoretische und transformative Zugänge zum Thema: Daniel Loick/Vanessa E. Thompson (Hrsg.), Abolitionismus. Ein Reader, Berlin 2022; Daniel Loick (Hrsg.), Kritik der Polizei, Frankfurt a. M. 2018.

27 Kriminalitätsbelastete Orte in Berlin: https://www.berlin.de/polizei/polizeimeldungen/fakten-hintergruende/artikel.1078268.php/.

Gebiet rund um das Kottbusser Tor im Bezirk Kreuzberg. Geprägt sind diese Orte in den Innenstadtbezirken Berlins von extremen sozialen Widersprüchen und Konfliktlagen. Diese zeigen sich auf der einen Seite in Form von Armut, Obdachlosigkeit, Drogenhandel und -konsum sowie entsprechender sozialer Verwahrlosung und daraus resultierenden Strafdelikten. Im Gegensatz dazu stehen Gentrifizierung, Wohlstandskonsum und Tourismus. Vor diesem Hintergrund sind die kbOs als öffentlicher Sozialraum mehr von der uniformierten Sichtbarkeit und Omnipräsenz der Polizei auf Streife gekennzeichnet als der von Sozial- und Gesundheitsarbeitenden. Bezeichnend für diese kbOs ist, dass Polizeibedienstete mit Rückgriff auf das Berliner Polizeigesetz ASOG[28] von der Sondervollmacht Gebrauch machen dürfen, dort anlasslose und verdachtsunabhängige Kontrollen durchzuführen.

Der ethnografische Feldzugang[29] erfolgte in teilnehmender Beobachtung im Zeitraum zwischen September 2022 und Juni 2024. Dabei kam es zu intensiven Kontakten und Gesprächen mit verschiedenen Akteur:innen im Forschungsfeld wie Anwohner:innen und Kiezbesucher:innen, Sozialarbeiter:innen, Gewerbetreibenden, Politiker:innen, Polizist:innen, Aktivist:innnen, Forscher:innen und Betroffenen von Polizeikontrollen und -gewalt. Felddaten wurden zudem auf der Basis von insgesamt 14 leitfadengestützten Einzel- und Gruppeninterviews sowie Veranstaltungsaufzeichnungen mit insgesamt 18 Beforschten generiert. Grundlegend für den Forschungsprozess war zudem die Begleitung bzw. Rezeption von aktuellen wissenschaftlichen, multi-medialen und aktivistischen Publikationen, Produktionen, Veranstaltungen und gesellschaftspolitischen Diskursen im Zusammenhang mit dem Forschungsthema. Das auch in Forschungswerkstätten vorgestellte und diskutierte Datenmaterial wurde unter Anwendung des Codierungsverfahrens und der reflektierenden Verdichtung (‚dichte Beschreibung') analysiert und ausgewertet.[30]

Ausgehend vom Verständnis des Rassismus als einem gesellschaftlichen Phänomen der Herstellung von sozialer Ungleichheit ging es in diesem Forschungsprojekt darum, diesem auf der institutionellen Ebene, hier am Beispiel der

28 Allgemeines Sicherheits- und Ordnungsgesetz Berlin – ASOG Bln von 2006: https://gesetze.berlin.de/bsbe/document/jlr-ASOGBE2006V69IVZ.

29 Georg Breidenstein u. a. (Hrsg.), Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung, Stuttgart 2013.

30 Ebenda.

Behörde Polizei, nachzuspüren. Dabei brachten vorläufige Analysen am Beispiel von Einzelerfahrungen von rassifizierten und kriminalisierten Menschen zutage, dass die Effekte des institutionellen Handelns der Polizei in ‚kbOs' im Zusammenhang mit verdachtsunabhängigen und anlasslosen Polizeikontrollen virulent für polizeiliche Praxen des Racial Profiling, aber auch von Polizeigewalt sein können. So berichteten einzelne Betroffene, dass sie in diesen Situationen bei Zuwiderhandlungen und späteren Anzeigen und Gegenanzeigen vor Gericht von Seiten der Polizei eine Täter-Opfer-Umkehr erfuhren. Dabei konnte beobachtet werden, dass Polizist:innen entsprechend dem Korpsgeist bzw. der „Cop-Culture"[31] unreflektiert und unkritisch zusammenhalten und in kollektiver Einheit und Abwehrhaltung handeln. Zivilpersonen, hier rassifizierte Betroffene, verfügen hingegen vor Gericht über vergleichsweise wenig Glaubwürdigkeit und Beschwerdemacht, insbesondere wenn sie nicht in der Lage sind, ihre Opfererfahrung mit der Polizei, etwa durch Video-Aufzeichnungen, überzeugend nachzuweisen.

Als Folge davon fühlen sich Betroffene von rassistischen Polizeikontrollen und -gewalt – unter diesen sind, wie auch Studien belegen, insbesondere junge Schwarze Männer oder Männer of Color betroffen[32] – in ihrer Menschenwürde verletzt („Bei jeder Kontrolle [wurde] meine Würde verletzt.") und in ihrem Vertrauen in die Polizei und damit auch in Staat und Gesellschaft zutiefst erschüttert. Mit dem Vertrauensverlust geht bei den Geschädigten zudem der Verlust des Sicherheits- und Zugehörigkeitsgefühls einher. Die rassistischen (Gewalt-)Erfahrungen mit der Polizei hinterlassen des Weiteren bei ihnen und ihrem näheren familiär-sozialen Umfeld tiefe und bleibende psychosomatische Wunden („[…] und habe dann irgendwie viele Panikattacken bekommen").

31 Rafael Behr, Cop Culture und Polizeikultur. Von den Schwierigkeiten einer Corporate Identity der Polizei, in: Karlhans Liebl/Thomas Ohlemacher (Hrsg.), Empirische Polizeiforschung. Interdisziplinäre Perspektiven in einem sich entwickelnden Forschungsfeld, Herbolzheim 2002, S. 12–26.

32 Muna AnNisa Aikins/Teresa Bremberger/ Joshua Kwesi Aikins/Daniel Gyamerah/Deniz Yıldırım-Caliman (Hrsg.), Afrozensus. Perspektiven, Anti-Schwarze Rassismuserfahrungen und Engagement Schwarzer, afrikanischer und afrodiasporischer Menschen in Deutschland, Berlin 2020, S. 120–122; www.afrozensus.de; SVR-Policy Brief 2023-3; Racial Profiling bei Polizeikontrollen. Indizien aus dem SVR-Integrationsbarometer. https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2023/11/SVR-Policy-Brief_Racial-Profiling-bei-Polizeikontrollen.pdf#page=4, S. 12 ff.

Rassistische Wissensbestände im institutionellen Diskurs und Handeln des Ausländeramtes/Landesamtes für Einwanderung Berlins zwischen 1980–2023

In diesem historisch und sprachwissenschaftlich angelegten Teilprojekt werden die historischen und gegenwärtigen Manifestationen rassistischer Wissensbestände im institutionellen Diskurs und Handeln der Ausländerbehörde bzw. des Landesamtes für Einwanderung (LAE) Berlins untersucht. Das Projekt wird von Dr. habil. Maria Alexopoulou angeleitet und von Berryl Amedegnato (M. A.) umgesetzt. Durch den Einsatz rassismuskritischer und diskursanalytischer Methoden wurden Interviews, amtliche Vermerke sowie Einzelfallakten der Behörde analysiert, um diejenigen Faktoren zu identifizieren, die zur Tradierung dieser Wissensbestände beitragen. Im Anschluss wurden die Reflexion und Thematisierung dieser Wissensbestände untersucht und deren Abbaupotenzial bewertet.

Der methodisch-theoretische Ansatz basiert auf einer dispositiven Diskursanalyse,[33] die sowohl gesprochene als auch schriftliche Quellen untersucht. Im Fokus der Analyse stehen Fragen nach diskursiven Dominanzen und identifizierbaren Topoi. Ergänzend dazu wird ein rassismuskritischer Ansatz verfolgt, der auf empowernde Analysen von Erfahrungen und Erzählungen von BIPoC (Black, Indigenous, and People of Color)[34] setzt.[35]

Der Korpus der Untersuchung umfasst zwölf Interviews mit BIPoC, die zwischen 1990 und 2023 im Kontakt mit dem LAE Berlin standen, sowie Beratungsorganisationen für Migrant:innen und Geflüchtete, die diskriminierungskritische Angebote schaffen. Zusätzlich wurden 33 Fallakten der LAE im Landesarchiv Berlin und 21 Google-Rezensionen analysiert.

33 Siegfried Jäger, Diskurs und Wissen. Theoretische und methodische Aspekte einer kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse Kellers, in: Reiner Keller u. a. (Hrsg.), Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Interdisziplinäre Diskursforschung. Bd. 1: Theorien und Methoden, Wiesbaden 2021.

34 Kien Nghi Ha, „People of Color" als Diversity-Ansatz in der antirassistischen Selbstbenennungs- und Identitätspolitik, in: Migrationspolitisches Portal der Heinrich Böll Stiftung – Heimatkunde (November 2009); Patricia Hill Collins, Die Kraft der Selbstbestimmung, in: Natasha A. Kelly (Hrsg.), Schwarzer Feminismus, Münster 2019, S. 186–230.

35 Martin Wengeler, Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985), Tübingen 2003.

Die vorläufigen Ergebnisse der Untersuchung zeigen, dass institutionalisierte Mikroaggressionen einen zentralen Mechanismus zur Veräußerung rassistischen Wissens darstellen. Diese Mikroaggressionen wurden sowohl in Interviews mit Klient:innen und Vertreter:innen von Organisationen als auch in Google-Rezensionen identifiziert. Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den Themenbereichen Emotionalität, äußeres Erscheinungsbild und Klassismus. Berichten zufolge beeinflussten Merkmale wie die Tonlage der Stimme, Atemgeräusche, Kopfhaltung und Augenbewegungen die Einschätzungen der Sachbearbeitenden. Frisuren wie Dreadlocks oder ein Vollbart wurden als ungepflegt und kriminalisierend interpretiert, was zu ungerechtfertigten Verdächtigungen krimineller Aktivitäten führte, obwohl in den Einzelfallakten der Klient:innen keine Hinweise auf solche Vergehen vorhanden waren.

Die Untersuchung ergab zudem, dass Klassismus aufgrund der Nichtanerkennung von Abschlüssen und Berufsfeldern der Betroffenen zu einer Anstellung im Dienstleistungssektor führte und Vorurteile über die finanzielle Situation und den Bildungsstand verfestigte. Die Beschwerdestelle des LAE stellte eine erhebliche Hürde dar, da Betroffene negative Konsequenzen für ihre Asylanträge, Einbürgerungen oder Familiennachzüge befürchteten, wenn sie ein fehlerhaftes Verhalten meldeten.

Die institutionellen Praktiken der Aktenführung, der Vergabe von Aufenthaltstiteln und deren Verknüpfung mit Anstellungsmöglichkeiten und Wohnungssuche trugen zur Reproduktion rassistischer Wissensbestände bei. Die Untersuchung ergab, dass rassistisches Wissen nicht allein auf individueller Ebene existiert, sondern tief in institutionelle Strukturen eingebettet ist. Erst durch das Vorhandensein rassistischer Strukturen und das Fehlen inklusiver Mechanismen werden ungleiche und diskriminierende Entscheidungen ermöglicht.

In den analysierten Fallakten wurde neben der institutionalisierten Mikroaggression auch intersektionale Diskriminierung deutlich. Bearbeitungsfehler, die nur durch erhebliche finanzielle Mittel aufgedeckt werden konnten, verdeutlichen die Präsenz intersektionaler Diskriminierung. Einige Fälle illustrieren die Verschränkung von Klassismus und Rassismus sowie die Auswirkungen von behördlichen Entscheidungen auf die Prekarität der Betroffenen.

Ein weiteres zentrales Thema der Untersuchung ist die institutionalisierte Undurchsichtigkeit: Die mangelnde Transparenz seitens der Sachbearbeitenden

bei Entscheidungen und Anforderungen sowie sprachliche Barrieren wurden als signifikante Probleme identifiziert. Problematische Methoden – wie das Nichtbeantworten von oder Nichteingehen auf Fragen – verschärfen diese Situation zusätzlich.

Fazit

In den drei hier vorgestellten Berliner Teilprojekten ließen sich anti-Schwarzer Rassismus,[36] antimuslimischer Rassismus,[37] antiasiatischer Rassismus[38] und Antiziganismus (Rassismus gegenüber Romn:ja und Sintizze) wie auch intersektionale Ausprägungen von Rassismus, etwa in der Verflechtung mit Sexismus und Klassismus,[39] feststellen.

Institutioneller Rassismus in unterschiedlichen deutschen Behörden lässt auf die strukturelle Wirkmächtigkeit von Rassismus in Deutschland schließen. Ihm sollte mit einem bundesweiten und rechtlich verpflichtenden Aktionsprogramm gegen Diskriminierung und Rassismus von Seiten der Bundesregierung mit präventiven, intervenierenden und transformativen Maßnahmen begegnet werden.

36 Aikins u. a., Afrozensus.

37 Iman Attia, Zum Begriff des antimuslimischen Rassismus, in: Zülfukar Cetin/Savaş Taş (Hrsg.), Gespräche über Rassismus. Perspektiven und Widerstände, Berlin 2015, S. 17–29; Yasemin Shooman, … weil ihre Kultur so ist: Narrative des antimuslimischen Rassismus, Bielefeld 2014.

38 Kimiko Suda/Jonas Köhler, Antiasiatischer Rassismus in Zeiten der Pandemie. Hintergründe, Kontexte und empirische Ergebnisse, NaDiRa-Fokusbericht 2024. Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM), Berlin 2024.

39 Kimberle Crenshaw, Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics, in: University of Chicago Legal Forum (Law School), Chicago 1989.

SVEN KINAS

Die antisemitisch und politisch motivierte „Säuberung" der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) 1933–1945[1]

Obwohl die Universität München mit mehr als 400 Lehrkräften am Ende des Wintersemesters 1932/33 die zweitgrößte deutsche Universität war, gab es bis in die jüngste Zeit keine zuverlässigen Zahlen zu den Folgen der von den Nationalsozialisten ausgelösten Massenentlassungen. Zwar befasste sich Helmut Böhm in seiner 1995 vorgelegten Pionierstudie über den nationalsozialistischen Umbau der Universität München bis 1936 auch ausführlich mit den politisch und antisemitisch motivierten Vertreibungen, konnte aber schon allein wegen der zeitlichen Begrenzung des Untersuchungszeitraums kein vollständiges Bild der personellen Verluste vermitteln.[2] Eine von Elisabeth Kraus herausgegebene zweibändige Sammlung von Aufsätzen zur Geschichte der Universität München im Nationalsozialismus berührte das Thema nur punktuell in einigen personen- und fächergeschichtlichen Beiträgen.[3] Erst im Ergebnis eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projektes zu den personellen Verlusten, die die deutschen Universitäten zwischen 1933 und 1945 durch die antisemitisch und/oder politisch motivierten Vertreibungen erlitten, wurden erstmals auch für die Universität München Daten vorgelegt, die auf einer systematischen Überprüfung

1 Der Beitrag präsentiert Ergebnisse, die der Verfasser als wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Projekt „Die Vertreibung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933–1945" erzielte (Leitung: Prof. Dr. Michael Grüttner, Prof. Dr. Stefanie Schüler-Springorum).

2 Helmut Böhm, Von der Selbstverwaltung zum Führerprinzip. Die Universität München in den ersten Jahren des Dritten Reiches (1933–1936), Berlin 1995.

3 Elisabeth Kraus (Hrsg.), Die Universität München im Dritten Reich. Aufsätze, Teil I–II, München 2006/2008.

der erhaltenen Universitäts- und Ministerialakten basieren.[4] Im Folgenden sollen Ausmaß und Auswirkungen der in mehreren Etappen verlaufenden nationalsozialistischen Entlassungspolitik an der bedeutendsten bayerischen Universität näher analysiert werden.

Untersuchungsmethode

Den Ausgangspunkt der Untersuchung bildete der Lehrkörper der Universität München am Ende des Wintersemesters (WS) 1932/33, der mithilfe des Personal- und Vorlesungsverzeichnisses für das Sommersemester (SoSe) 1933 ermittelt wurde. Zusätzlich waren aufgrund des frühen Redaktionsschlusses dieses Verzeichnisses gezielte Nachforschungen zu den bis zum Ende des WS 1932/33 noch in den Lehrkörper eintretenden Lehrkräften notwendig.[5] Unter Berücksichtigung aller Statusgruppen konnten so 406 Personen namhaft gemacht werden, die dem Lehrkörper am 31. März 1933 angehörten. In einem nächsten Schritt fielen die Lehrkräfte aus der Untersuchung heraus, die im WS 1944/45 noch an einer deutschen wissenschaftlichen Hochschule tätig waren. Für alle anderen wurde durch detaillierte Recherchen im Universitätsarchiv der LMU, im Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München, im Bundesarchiv (BArch) in Berlin sowie in Publikationen zu klären versucht, ob sie zu den aus „rassischen" und/oder politischen Gründen vertriebenen Lehrkräften zu rechnen sind.

In die Untersuchung einbezogen wurden alle Statusgruppen einschließlich der Emeriti, da diese im Gegensatz zu pensionierten Beamten nicht aus dem Staatsdienst ausschieden und mit der Venia Legendi noch über das wichtigste

4 Michael Grüttner, The Expulsion of Academic Teaching Staff from German Universities 1933–45, in: Journal of Contemporary History 57 (2022), S. 513–533; Michael Grüttner, Ausgegrenzt. Entlassungen an den deutschen Universitäten im Nationalsozialismus. Biogramme und kollektivbiografische Analyse, Berlin 2023.

5 Zur Untersuchungsmethode vgl. Michael Grüttner/Sven Kinas, Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933–1945, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 55 (2007), S. 123–186, hier S. 128–133. Außerdem: Sven Kinas, Akademischer Exodus. Die Vertreibung von Hochschullehrern aus den Universitäten Berlin, Frankfurt am Main, Greifswald und Halle 1933–1945, Heidelberg 2018, S. 27–34.

akademische Recht verfügten.[6] Auch die zwischen 1933 und 1945 verstorbenen Lehrkräfte sind auf das Vorliegen vertreibungsrelevanter Faktoren untersucht worden, um auszuschließen, dass es sich um einen Todesfall vor einer Entlassung aus „rassischen" oder politischen Gründen handelte.

Basis der statistischen Berechnungen ist der Lehrkörper vor Beginn der personalpolitischen Eingriffe der Nationalsozialisten, also am Ende des WS 1932/33. Der Nachteil dieser Entscheidung ist darin zu sehen, dass Hochschullehrer, die im Zeitraum vom SoSe 1933 bis zum Ende des WS 1944/45 in den Lehrkörper eintraten, nicht systematisch erfasst und überprüft werden. Demgegenüber steht allerdings die Tatsache, dass sich die von den Nationalsozialisten ab 1933 errichteten „rassischen" Zugangsbeschränkungen als nahezu unüberwindlich erwiesen und auch die politischen Kontrollmechanismen ihre Wirkung nicht verfehlten. Insbesondere die Trennung von Habilitation und Dozentur in der neuen Reichshabilitationsordnung (RHO) vom 13. Dezember 1934 sicherte den Kultusministerien der Länder und dem Reichserziehungsministerium die Kontrolle über den Zugang zu den wissenschaftlichen Hochschulen. Während die Habilitation nur noch den Erwerb eines wissenschaftlichen Grades darstellte, war die Erteilung der Lehrbefugnis nunmehr auch an politische Kriterien geknüpft.[7] Eine von mir für die Universität München vorgenommene Überprüfung der mehr als 160 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die zwischen April 1933 und April 1945 nach dem Erwerb des Dr. habil. an der Universität München erstmals eine Dozentur erhielten, bestätigt die Wirksamkeit dieser Schranken. Der Internist Alfred Böger (1901–1976) war der einzige „nichtarische" Dozent, der kurzzeitig die von den Nationalsozialisten errichteten Rassenschranken überwinden konnte. Er verlor die ihm erst im Januar 1939 zuerkannte Dozentur bereits im September 1939 wieder, nachdem er durch eigene Nachforschungen herausgefunden hatte, dass seine Großmutter mütterlicherseits jüdischer Herkunft war.[8]

Auch politische Auslese und politischer Anpassungsdruck erfüllten bei den meisten jungen Dozenten ihren Zweck bis in die letzte Kriegsphase. Das bestätigt

6 Zur Begründung: Grüttner/Kinas, Die Vertreibung, S. 130 f.; Kinas, Exodus, S. 29 f.

7 Zur RHO vom 13. 12. 1934 vgl. Erlass R U I 730.1 vom 13. 12. 1934, in: Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung (DWEV), Amtlicher Teil, Heft 1/1935, S. 12 f.; Franz Bachér, Die Reichshabilitationsordnung, in: DWEV, Nichtamtlicher Teil (1935) 1, S. 17 f.

8 Vgl. Personalakte Bögers, Bayerisches Hauptstaatsarchiv (BayHStA), MK 43438.

das Beispiel des Arztes Friedrich Scheid (1906–1945), der 1938 die Zulassung als Dozent für Psychiatrie und Neurologie erhalten hatte. Bei dem am 3. Mai 1945 unternommenen Versuch, zusammen mit weiteren Gleichgesinnten amerikanische Truppen vom Abzug von Verbänden der Waffen-SS aus dem Lazarettort Tegernseer Tal zu informieren und so einen geplanten amerikanischen Luftangriff zu verhindern, wurde Scheid von SS-Angehörigen schwer verwundet und erlag seinen Verletzungen nach erfolgreicher Mission.[9] Die Ergebnisse für andere deutsche Universitäten bestätigen die Zuverlässigkeit der von den Nationalsozialisten geschaffenen Zugangskontrollen.[10]

Herausragende Bedeutung besaß schließlich die Beantwortung der Frage, wer zu den Opfern der negativen Personalpolitik zu zählen ist, da es verschiedene Formen der politisch und antisemitisch motivierten Vertreibung aus den Universitäten gab. Zu unterscheiden ist zwischen Entlassungen, entlassungsähnlichen Fällen und freiwilligen Rücktritten mit politischem Hintergrund.[11]

Zu den Entlassenen zählen nur Lehrkräfte, die mittels einer formaljuristischen Entlassungsverfügung aus der Universität ausschieden, beispielsweise aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums (Berufsbeamtengesetz – BBG).

Zu den entlassungsähnlichen Fällen gehören Lehrende, bei denen die Lehrtätigkeit ohne formelle Entlassungsverfügung beendet wurde. In diese Kategorie fallen bspw. Zwangsemeritierungen, über Emeriti verhängte Lehrverbote oder Fälle, in denen ein „freiwilliges" Ausscheiden erpresst wurde. Als entlassungsähnlich wurden auch die Fälle klassifiziert, in denen die Dozentinnen und Dozenten vor einer unausweichlichen Entlassung oder während der Durchführung gegen sie eingeleiteter Verfahren bzw. im Zuge von Vertreibungskampagnen verstarben oder Suizid begingen. Weiterhin wurden Lehrkräfte, die sich nach der nationalsozialistischen Regierungsübernahme zur Emigration oder zum Verzicht auf die Lehrtätigkeit entschlossen, als entlassungsähnlich bewertet, wenn sie damit einer späteren

9 Hans Sollacher, Eine Handvoll Schutzengel als letztes Aufgebot, in: Tegernseer Tal 94 (1985), S. 17–19; Adrian Danek, Karl Friedrich Scheid (1906–1945), in: Der Nervenarzt 73 (2002), S. 1130 f.

10 Zu den Universitäten Berlin, Frankfurt am Main, Greifswald und Halle vgl. Kinas, Exodus, S. 27 f.

11 Vgl., auch zu den folgenden Ausführungen, Grüttner/Kinas, Die Vertreibung, S. 131 f.; Kinas, Exodus, S. 30–33.

Entlassung zuvorkamen. Diese Annahme ist beispielsweise generell bei allen Lehrkräften gerechtfertigt, die selbst oder deren Ehepartner jüdischer Konfession waren oder unabhängig von ihrem Glaubensbekenntnis als „Volljuden" verfemt wurden.

Als „freiwillige Rücktritte mit politischem Hintergrund" wurden Fälle berücksichtigt, in denen Hochschullehrer und Hochschullehrerinnen ihre Lehrtätigkeit aus freier Entscheidung aufgaben, ohne dass bei ihrem Verbleiben im Amt eine Entlassung zu erwarten gewesen wäre – vorausgesetzt, dass das hinter ihrer Entscheidung stehende politische Motiv erkennbar war.

Unberücksichtigt blieben dagegen jene Lehrkräfte, die aus politischen Gründen an eine andere Hochschule versetzt wurden, aber nicht aus dem Lehramt ausscheiden mussten. Das gilt auch für die Hochschullehrer, die allein aufgrund dienstlichen oder persönlichen Fehlverhaltens entlassen wurden, ohne dass politische und/oder antisemitische Gründe eine Rolle spielten. So erfolgte die Pensionierung des planmäßigen außerordentlichen Professors für Botanik Max Hirmer (1893–1981) im Oktober 1936 nicht etwa wegen „politischer Untragbarkeit", sondern hauptsächlich wegen bereits lange vor 1933 bestehender Differenzen mit den Mitarbeitern der botanischen Staatsanstalten. Dessen ungeachtet blieb Hirmer Mitglied der NSDAP.[12]

Die Entscheidung, den Lehrkörper am Ende des WS 1932/33 zum Ausgangspunkt der Untersuchung zu machen, beinhaltet auch die Konsequenz, Lehrkräfte, die erst nach der Berufung oder Versetzung an die Universität München entlassen oder vertrieben wurden, der Hochschule zuzurechnen, der sie am 31. März 1933 angehörten. So ist der Geologe Leopold Kölbl (1895–1970), der 1934 gegen den Willen der Universität zum ordentlichen Professor an der Universität München berufen und 1941 wegen des Vorwurfs der Homosexualität zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wurde, den Vertriebenen der Hochschule für Bodenkultur in Wien zuzurechnen, der er bis 1933 angehört hatte.[13]

12 Vgl. die Vorgänge in: BayHStA, MK 43766 und Universitätsarchiv (UA) München, E–II–1746.

13 Kölbl schied nach § 53 Abs. 1 des Deutschen Beamtengesetzes vom 26 1. 1937 mit Rechtskraft des Strafurteils aus dem Beamtenverhältnis aus. Zu Kölbl: BayHStA, MK 43891; Paulus Ebner, Politik und Hochschule. Die Hochschule für Bodenkultur 1914–1955, Wien 2002, S. 100–103, 201; Michael Grüttner, Biographisches Lexikon zur nationalsozialistischen Wissenschaftspolitik, Heidelberg 2004, S. 95.

Dagegen wird der 1933 als „Halbjude" entlassene Physiker Hans Bethe (1906–2005), der im WS 1932/33 mit der Vertretung des Extraordinariats für Theoretische Physik an der Universität Tübingen beauftragt und deswegen von seiner Münchener Lehrtätigkeit beurlaubt war, von mir den Vertriebenen der LMU zugeordnet.[14] Bei der Lehrstuhlvertretung handelte es sich nur um eine temporäre Beschäftigung, die nichts an seiner Rechtsstellung in Bayern änderte, wo die Privatdozenten nach dem Bayerischen Beamtengesetz Beamtenstatus besaßen. Seine Zugehörigkeit zum Lehrkörper der LMU wurde auch in keiner Weise von der am 20. April 1933 ohne Angabe von Gründen erfolgten Zurückziehung des Tübinger Vertretungsauftrags durch den württembergischen Kultusminister tangiert. Nachdem Bethe im Vorlesungsverzeichnis der LMU für das SoSe 1933 noch mit dem Hinweis „kündigt später an" geführt wurde, verzichtete er zunächst im Zuge der Durchführung des BBG Anfang Mai 1933 auf eine Ankündigung von Lehrveranstaltungen. Nach Einreichung des Fragebogens zum BBG wurde er am 21. Juli 1933 „im Hinblick" auf § 3 BBG aus dem bayerischen Staatsdienst entlassen.[15]

Etappen der nationalsozialistischen Entlassungspolitik

Die systematische „Säuberung" der Universität München vollzog sich – wie an allen anderen Hochschulen – hauptsächlich in vier Etappen.

Die erste Entlassungswelle wurde im April 1933 durch das BBG ausgelöst, das nach der nationalsozialistischen Regierungsübernahme das wichtigste Instrument der negativen Personalpolitik war. Entsprechend den bayerischen Durchführungsvorschriften zum BBG war der Kreisleiter München-Nord der NSDAP Max Reinhard (1896–1978) mit Stellungnahmen zu den geplanten Entlassungen an den Verfahren zu beteiligen.[16] Der Geltungsbereich des BBG wurde letztlich auf das gesamte

14 Anders: Grüttner, Ausgegrenzt, S. 384.

15 Zur Lehrstuhlvertretung Bethes in Tübingen, wo er sich aufgrund der allgemeinen politischen Einstellung des Lehrkörpers sehr unwohl fühlte, vgl. Uwe Dietrich Adam, Hochschule und Nationalsozialismus. Die Universität Tübingen im Dritten Reich, Tübingen 1977, S. 29, 36. Zur Entlassung in München: BayHStA, MK 43413 und UA München, E-II-880.

16 Schreiben des Bayerischen Unterrichtsministeriums an die Polizeidirektion München, 1. 10. 1933, BayHStA, MK 44529.

Personal des öffentlichen Dienstes ausgedehnt.[17] Es ermöglichte sowohl Entlassungen aus antisemitischen (§ 3 BBG) als auch aus politischen Motiven (§§ 2, 2a und 4 BBG) und bot mit § 6 BBG eine allgemeine Pensionierungs- bzw. Entlassungsmöglichkeit, die eine Entfernung von Beamten „zur Vereinfachung der Verwaltung" oder im „Interesse des Dienstes" erlaubte. Da Entscheidungen nach § 6 BBG zudem keiner Begründung bedurften, war er die am flexibelsten einsetzbare Entlassungsbestimmung. Um letztlich auch über das Jahr 1934 hinaus über ein Instrument für personalpolitische Eingriffe zu verfügen, wurde die Zustellungsfrist für die §§ 5 und 6 BBG schließlich bis zum „Inkrafttreten des neuen deutschen Beamtengesetzes" verlängert. § 6 BBG war daher noch 1937 das wichtigste Instrument für die Pensionierung planmäßiger Beamter während der dritten Entlassungswelle.[18]

Die zweite Entlassungswelle wurde durch die Erste und Zweite Verordnung (VO) zum Reichsbürgergesetz (RBG) vom 15. September 1935 initiiert, die die Entlassung aller „jüdischen Beamten" mit Ablauf des 31. Dezember 1935 zwingend vorschrieben.[19] Während die Erste VO zum RBG die nationalsozialistische Definition der Begriffe „Jude" und „jüdischer Mischling" festlegte, wurde durch die Zweite VO zum RBG bestimmt, wer als „Geltungsjude" den „Volljuden" gleichzustellen war. Als Jude galt, wer von mindestens drei „der Rasse nach volljüdischen" Großelternteilen abstammte. Als „jüdischer Mischling" wurde verfemt, wer ein („jüdischer Mischling II. Grades") oder zwei („jüdischer Mischling I. Grades") „der Rasse nach volljüdische" Großelternteile hatte. Wer als „jüdischer Mischling I. Grades" jüdischen Glaubens war oder einen „volljüdischen" Ehepartner hatte, wurde als „Geltungsjude" eingestuft und den gleichen Rechtsfolgen wie die „Volljuden" unterworfen, da sein Verhalten als ein Bekenntnis zur „jüdischen Rasse" gewertet wurde.[20] Während die Inhaber planmäßiger Stellen mit Ablauf des 31. Dezember 1935 in den Ruhestand versetzt wurden, verloren die seit Oktober

17 RGBl. I 1933, S. 175 ff. Zu seiner Entstehung und Durchführung vgl. Hans Mommsen, Beamtentum im Dritten Reich, Stuttgart 1966; Sigrun Mühl-Benninghaus, Das Beamtentum in der NS-Diktatur. Zu Entstehung, Inhalt und Durchführung der einschlägigen Beamtengesetze, Düsseldorf 1996.

18 Vgl. Kinas, Exodus, S. 35–45.

19 Erste VO zum RBG vom 14. 11. 1935, RGBl. I 1935, S. 1333 f.; Zweite VO zum RBG vom 21. 12. 1935, RGBl. I 1935, S. 1524 f.

20 Ausführlicher bei: Kinas, Exodus, S. 47–51.

1935 bereits von der Lehrtätigkeit beurlaubten nichtbeamteten Lehrkräfte sowie die Emeriti ihre Lehrbefugnis in den ersten Monaten des Jahres 1936.

Die dritte Phase der Vertreibungen 1937/38 war eine Folge des „Flaggenerlasses". Nachdem „Juden" im Sinn des RBG bereits durch § 4 des „Blutschutzgesetzes" das Hissen der Reichs- und Nationalflagge und das Zeigen der Nationalfarben untersagt worden war, dehnte das Reichsinnenministerium dieses Verbot im Dezember 1936 auch auf den „deutschblütigen Gatten" einer „deutsch-jüdischen Mischehe" aus.[21] In einem Rundschreiben vom 8. April 1937 verwies das Reichsinnenministerium darauf, dass dieses Verbot auch für Beamte gelte und „jüdisch versippte" Beamte daher in der Regel in den Ruhestand zu versetzen sind. Das REM übernahm nur wenige Tage später diese Anordnung für den eigenen Zuständigkeitsbereich.[22] Da in den folgenden Monaten der Anwendungsbereich dieser Anordnung auf Drängen radikaler Parteikreise weiter ausgedehnt wurde, fielen den Entlassungen in dieser Phase nicht nur nahezu alle als „jüdisch versippt" stigmatisierten Hochschullehrer, sondern auch der weitaus größte Teil der Lehrkräfte, die selbst oder deren Ehepartner als „Mischlinge" klassifiziert worden waren, zum Opfer. Auch an der Universität München blieben nur einige wenige Hochschullehrer von dieser dritten antisemitischen Entlassungswelle verschont, wie etwa der mit einer als „Halbjüdin" stigmatisierten Frau verheiratete Honorarprofessor für Geographie Karl Haushofer (1869–1946), der aufgrund seiner engen Verbindung zu Rudolf Heß (1894–1987) 1933 sogar ein persönliches Ordinariat erhalten hatte und 1937 wegen seiner „großen Verdienste um die Bewegung" im Amt verbleiben durfte.[23]

Die vierte Etappe systematischer Vertreibungen löste das bevorstehende Inkrafttreten der neuen RHO vom 17. Februar 1939 aus, die u. a. eine Verbesserung der prekären wirtschaftlichen Situation der nichtbeamteten Dozenten einleitete.[24]

21 Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. 9. 1935, RGBl. I 1935, S. 1146; Rundschreiben des Reichsinnenministeriums vom 7. 12. 1936, in: Ministerialblatt der inneren Verwaltung (MBliV), S. 1631. Zu den folgenden Ausführungen vgl. auch: Kinas, Exodus, S. 199 ff.

22 Erlass des REM ZII a 1411 (b) vom 19. 4. 1937, BArch, R 4901/309, Bl. 255.

23 „Verzeichnis der am 1. Januar 1938 noch im Amt befindlichen Hochschullehrer, die Mischlinge oder jüdisch versippt oder mit Mischlingen verheiratet sind", BArch, R 4901/312, Bl. 417 ff.

24 Franz Senger (Hrsg.), Reichs-Habilitations-Ordnung. Amtliche Bestimmungen über den Erwerb des Dr. habil. und der Lehrbefugnis an den deutschen wissenschaftlichen Hochschulen, Berlin 1939.

Da Dozenten zukünftig mit der Verleihung der Dozentur als außerplanmäßige Beamte auf Widerruf in das Beamtenverhältnis berufen wurden, hatten sie nun Anspruch auf fortlaufende Bezüge und Versorgungsbezüge. Die nach den alten Bestimmungen zugelassenen Privatdozenten und nichtbeamteten außerordentlichen Professoren mussten bis 30. September 1939 einen Antrag auf Ernennung zum „Dozenten neuer Ordnung" bzw. zum außerplanmäßigen Professor stellen. Da zu diesem Antrag Rektor, Dekan, die Dozentenschaft und der Nationalsozialistische Deutsche Dozentenbund Stellung zu nehmen hatten, wurde ihnen auf diese Weise die Möglichkeit geboten, politisch schlecht beleumundete und als entbehrlich geltende Lehrkräfte von der Hochschule entfernen zu lassen. So führte die Einführung der Diätendozenturen noch einmal zu einer umfassenden gesundheitlichen, „rassischen" und politischen Begutachtung aller Privatdozenten und nichtbeamteten außerordentlichen Professoren. Die geringen Opferzahlen dieser vierten Entlassungswelle müssen dabei als Beleg für die Effizienz der seit 1933 verfolgten Entlassungspolitik gesehen werden.

Auch nach Abschluss der antisemitischen Massenentlassungen 1938 und der systematischen politischen „Säuberung" des Lehrkörpers 1939 kam es bis zum Kriegsende vereinzelt immer wieder zu Entlassungen und entlassungsähnlichen Fällen, wie aus Tabelle 1 zu ersehen ist.

Tabelle 1 Zeitliche Verteilung von Entlassung und Vertreibung an der Universität München 1933–1945

Jahr	Zahl der Fälle	Jahr	Zahl der Fälle
1933	26	1940	1
1934	6	1941	3
1935	8	1942	0
1936	9	1943	1
1937	8	1944	1
1938	5	1945	1
1939	2	1933–1945	71

Quelle: Eigene Erhebungen/Berechnungen.
Erfasst wurden alle Fälle von Entlassung und Vertreibung an der Universität München. Angaben inklusive der Fälle von Alfred Böger, Max Buchner, Johannes Holtfreter, Ludwig Kölbl und Friedrich Scheid, die dem Lehrkörper der LMU am Ende des WS 1932/33 noch nicht angehörten.

45 % der Vertreibungen standen in direktem oder indirektem Zusammenhang mit der Durchführung des BBG in den ersten beiden Jahren nach der nationalsozialistischen Regierungsübernahme. Diese Zahl unterstreicht zwar die herausragende Bedeutung, die die erste Entlassungswelle auch für die Universität München besaß, liegt aber weit hinter den Auswirkungen, die dieses Gesetz in den am stärksten von der negativen Personalpolitik betroffenen Universitäten Frankfurt am Main und Berlin hatte, wo in den Jahren 1933 und 1934 bereits ca. 71 % bzw. knapp 58 % der „rassisch" oder politisch missliebigen Lehrkräfte vertrieben worden waren.[25] Von den 17 Fällen von Entlassung und Vertreibung in den Jahren 1935 und 1936 erfolgten nur zehn im Zusammenhang mit der Durchführung des RBG, was auf einen anhaltend hohen Verfolgungsdruck in München schließen lässt. So fallen in diesen Zeitraum auch drei Entlassungen, die sich gegen politisch missliebige Hochschullehrer richteten, sowie ein freiwilliger Rücktritt mit politischem Hintergrund. Helmut Böhms Schätzung, dass bis Mitte 1937 „mindestens 45 Dozenten die Universität München aus rassischen oder politischen Gründen verlassen [mussten]", wird in der Realität mit 57 Fällen zwischen 1933 und 1937 weit übertroffen.[26] Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs waren dann bereits 90 % der Vertreibungen realisiert. Das letzte Opfer der negativen Personalpolitik war der oben erwähnte Dozent Friedrich Scheid.[27]

Vertreibungsgründe und personeller Gesamtverlust der LMU

Das Ausmaß der Entlassungspolitik an den einzelnen Hochschulen wurde ganz entscheidend vom Anteil der als „Nichtarier" verfemten Lehrkräfte bestimmt. Nicht zufällig hatten mit den Universitäten Berlin und Frankfurt am Main zwei Universitäten, die bis 1933 hinsichtlich des Zugangs von Wissenschaftlern jüdischer Konfession oder Herkunft eine verhältnismäßig liberale Politik verfolgten, den größten personellen Aderlass zu erleiden.[28] Insgesamt besaßen 80 % der

25 Kinas, Exodus, S. 122.
26 Böhm, Selbstverwaltung, S. 377; eigene Berechnungen.
27 Vgl. oben u. Anm. 8.
28 Kinas, Exodus, S. 317.

personellen Verluste, die die deutschen Universitäten im Zuge der von den Nationalsozialisten verursachten Vertreibungen erlitten, einen antisemitischen Hintergrund.[29]

Zur Aufschlüsselung der Entlassungsgründe in Tabelle 2 ist zunächst anzumerken, dass unabhängig von der Entlassungsbestimmung oder dem Anlass des Ausscheidens jede Vertreibung einer Lehrkraft, die selbst oder deren Ehepartner jüdischer Konfession oder (teilweise) jüdischer Herkunft war, als antisemitisch motiviert gewertet wurde, da oftmals unter Ausnahmebestimmungen des BBG fallende „Nichtarier" oder mit „Nichtariern" verheiratete Beamte unter Zuhilfenahme politischer Vorwürfe oder wegen angeblichen dienstlichen Fehlverhaltens von der Hochschule entfernt wurden.[30]

Tabelle 2 Die Hintergründe von Entlassung und Vertreibung an der Universität München

Fakultät	„Nichtarier"	„nichtarische" Frau	politisch	§ 175 StGB	**Fakultät ges.**
Juristische	4	0	2	0	**6**
Staatswissenschaftliche	0	0	3	0	3
Medizinische	18	4	4	0	**26**
Philosophische I	10	5	9	0	**24**
Philosophische II	8	1	1	2	**12**
Universität ges.	**40**	**10**	**19**	**2**	**71**

Quelle: Eigene Erhebungen/Berechnungen.
Die Theologische Fakultät und die Tierärztliche Fakultät waren von Entlassung und Vertreibung nicht betroffen. Angaben inklusive Alfred Böger, Max Buchner, Johannes Holtfreter, Ludwig Kölbl und Friedrich Scheid, die dem Lehrkörper am Ende des WS 1932/33 noch nicht angehörten.

Der Anteil von Lehrkräften am personellen Gesamtverlust, die selbst oder deren Ehefrauen als „nichtarisch" diffamiert wurden, lag mit etwas mehr als 70 % an der Universität München unter dem für die deutschen Universitäten ermittelten

29 Grüttner, Expulsion, S. 518.
30 Vgl. hierzu auch den folgenden Abschnitt.

Durchschnitt. Insgesamt verlor die LMU mehr als 12 % ihres Lehrkörpers aus antisemitischen Gründen. Rein politisch motivierte Vertreibungen machten fast 27 % des personellen Gesamtverlustes aus. Von ihnen waren – ohne Friedrich Scheid, der erst 1938 die Zulassung als Privatdozent erhalten hatte, und Max Buchner (1881–1941), der erst 1936 von Würzburg nach München berufen wurde – rund 4,2 % des Lehrkörpers betroffen. Die restlichen knapp 3 % Verlust als Folge von Vertreibung entfielen auf zwei Hochschullehrer, die wegen des Vorwurfs homosexueller Handlungen nach § 175 StGB verurteilt wurden und dadurch die Lehrbefugnis bzw. das Ordinariat verloren. Da sie aber dem Lehrkörper der LMU erst seit 1934 bzw. 1935 angehörten, fallen auch sie aus der Berechnung des Gesamtverlustes des Lehrkörpers am Ende des WS 1932/33 heraus.

Tabelle 3 Personeller Gesamtverlust der Universität München

Fakultät	Lehrkörper 31. 3. 1933	personeller Verlust	Verlust in %
Theologische	17	0	0
Juristische	25	6	24
Staatswissenschaftliche	22	3	13,6
Medizinische	149	24	16,1
Tierärztliche	17	0	0
Philosophische I	102	23	22,6
Philosophische II	72	10	13,9
Leibesübungen	2	0	0
Universität ges.	**406**	**66**	**16,3**

Quelle: Eigene Erhebungen/Berechnungen. Ohne A. Böger, M. Buchner, J. Holtfreter, L. Kölbl und F. Scheid, die dem Lehrkörper am Ende des WS 1932/33 noch nicht angehörten.

Insgesamt verlor die Universität München damit 66 Lehrkräfte bzw. 16,3 % des Lehrkörpers nach dem Stand vom 31. März 1933 (vgl. Tabelle 3). 64 Lehrkräfte sind den Entlassungen und entlassungsähnlichen Fällen zuzurechnen, zwei Lehrkräfte den freiwilligen Rücktritten mit politischem Hintergrund. Die Zahl der Entlassungen und entlassungsähnlichen Fälle an der Universität München weicht von den Angaben bei Michael Grüttner ab, weil er Hans Bethe den Verlusten der Universität Tübingen zuordnete sowie den Tod des Juristen Konrad Beyerle (1872–1933), der

vor der politisch motivierten Entlassung verstarb, und den verfolgungsbedingten Suizid des Gynäkologen Franz Weber (1877–1933) nicht berücksichtigte.[31]

Antisemitisch motivierte Entlassungen und entlassungsähnliche Fälle

1933 lehrten an der LMU 40 Hochschullehrer und Hochschullehrerinnen, die nach nationalsozialistischer Interpretation als „Nichtarier" galten sowie 18 Hochschullehrer, die mit einer Frau jüdischer Konfession oder (teilweiser) Herkunft verheiratet waren. Rund 14 % des Lehrkörpers waren damit potenzielle Opfer der zwischen 1933 und 1939 durchgeführten systematischen Entlassungen mit antisemitischem Hintergrund.[32]

Von der Gruppe der Hochschullehrer jüdischer Konfession oder (teilweiser) Herkunft fielen bis auf den ordentlichen Professor für Zoologie Karl von Frisch (1886–1982) alle den antisemitischen Vertreibungen zum Opfer. Aber auch von Frisch, der zunächst als „Achteljude" galt und 1941 zum „Vierteljuden" erklärt wurde, musste sich langjähriger Angriffe auf seine Person und Stellung erwehren. Erst ein ernährungspolitisch wichtiger Forschungsauftrag, den von Frisch erhalten hatte, bewog das REM im Juli 1942, die Pensionierung des Zoologen zunächst bis zum Kriegsende zurückzustellen.[33]

Die meisten Entlassungen „nichtarischer" Lehrkräfte fielen in die Phase der Durchführung des BBG in den Jahren 1933/34.[34] Nach § 3 BBG, der ihre Entlassung zwingend vorschrieb, galt bereits als „Nichtarier", wer von einem „nichtarischen" Großelternteil abstammte.[35] Von einer Entlassung verschont werden

31 Grüttner, Expulsion, S. 518; Michael Grüttner, Talar und Hakenkreuz. Die Universitäten im Dritten Reich, München 2024, S. 539. Unterschiede bei den Angaben zum Gesamtlehrkörper resultieren daraus, dass sich Grüttner auf das nicht immer zuverlässige *Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich* stützt, während meine Angaben auf den Personal- und Vorlesungsverzeichnissen der Universität München basieren, ergänzt um eigene Recherchen zu den im Laufe des Wintersemesters 1932/33 eingetretenen Veränderungen im Lehrkörper.

32 Eigene Erhebungen/Berechnungen.

33 Vgl. hierzu: Ute Deichmann, Biologen unter Hitler. Porträt einer Wissenschaft im NS-Staat, Frankfurt a. M. 1995, S. 270–278.

34 Detaillierte Darstellung der Durchführung des BBG an der LMU bei: Böhm, Selbstverwaltung. S. 110–135.

35 1. Durchführungsverordnung (DVO) zum BBG vom 11. April 1933, RGBl. I 1933, S. 195.

sollten zunächst sogenannte Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs und die Teilnehmer an den Kämpfen der Freikorps; Beamte, die bereits vor dem 1. August 1914 planmäßige Beamte waren („Altbeamte") sowie die Söhne, Väter, Mütter und Witwen von im Ersten Weltkrieg Gefallenen. Darüber hinaus lag es im Ermessen der mit der Entscheidung betrauten Behörde, einem „Nichtarier" „hervorragende Bewährung" zuzugestehen und ihn so vor der Entlassung zu bewahren.[36]

Mehr als die Hälfte der Hochschullehrer jüdischer Konfession oder (teilweiser) Herkunft an der LMU (21) fiel unter eine der Ausnahmeregelungen, davon neun Lehrkräfte die als „Altbeamte" zu gelten, und zwölf Hochschullehrer, die Frontdienst im Ersten Weltkrieg nachgewiesen hatten. Vier der „Altbeamten" beanspruchten zudem gleichzeitig den Frontkämpferstatus für sich. Von den übrigen 19 Hochschullehrern und Hochschullehrerinnen wären zwei vermutlich 1933 als „ungeschützt" entlassen worden, wenn der entlassungsrelevante Grad ihrer teilweise jüdischen Herkunft den Behörden früher bekannt geworden wäre. Während aber der 1941 als „Mischling II. Grades" klassifizierte Ordinarius für Zoologie Karl von Frisch wie oben beschrieben im Amt verbleiben konnte, wurde dem nichtbeamteten außerordentlichen Professor für Medizinische Statistik Alfred Groth (1876–1971) die Lehrbefugnis nach Bekanntwerden seiner „halbjüdischen" Herkunft im Februar 1938 entzogen.[37]

Zwei Hochschullehrer aus der Gruppe der „ungeschützten Nichtarier" blieben 1933 von einer Entlassung verschont, weil ihnen nach entsprechenden Interventionen das Vorliegen „hervorragender Bewährung" durch das Bayerische Kultusministerium zugestanden wurde.

Zum einen handelte es sich um den jüdischen Chemiker Kasimir Fajans (1887–1975), der einen exzellenten wissenschaftlichen Ruf besaß und bereits mehrfach für den Nobelpreis vorgeschlagen worden war.[38] Ihm verdankte die Universität zudem erhebliche Zuwendungen der Rockefeller-Stiftung für den Ausbau des Physikalisch-chemischen Instituts und es wurde befürchtet, dass seine Entlassung bei ihr „Anstoß erregen und zweifellos zur Aufhebung der bisherigen guten

36 Kinas, Exodus, S. 39.

37 Vgl. Groths Personalakte, UA München, E-II-1524.

38 Zu Fajans: Józef Hurwic, Kasimir Fajans (1887–1975). Lebensbild eines Wissenschaftlers, Berlin 2000. Außerdem: Thomas Breisach, Jüdische Universitätsprofessoren in Bayern, Neuwied 2000, S. 310–315.

Beziehungen führen wird".[39] Dennoch besaß Fajans Gegner, die sich nicht mit seinem Verbleib an der LMU abfinden wollten. Sie erreichten schließlich, dass seine 1921 erfolgte Einbürgerung im Juli 1935 widerrufen und er in Konsequenz dessen unmittelbar vor der Durchführung des RBG nach § 6 BBG pensioniert wurde.[40]

Im anderen Fall verwendete sich Max Planck (1858–1947) als Direktor der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (KWG) erfolgreich für den Psychiater Felix Plaut (1877–1940) unter Verweis auf dessen wissenschaftliche Bedeutung.[41] Plaut war seit 1918 Leiter des Serologischen Instituts an der Deutschen Forschungsanstalt für Psychiatrie (DFA), die 1924 von der KWG übernommen worden war. Am 25. August 1933 wurde der DFA sein Verbleib als Abteilungsleiter unter Anerkennung „hervorragender Bewährung" durch das bayerische Unterrichtsministerium mitgeteilt und am 5. Dezember 1933 der Rektor der LMU über Plauts Verbleib im Lehrkörper als nichtbeamteter außerordentlicher Professor informiert.[42]

Beide Fälle sind schon deshalb bemerkenswert, weil die antisemitisch motivierten Entlassungen mit besonderer Härte durchgesetzt wurden und auch in München zahlreiche Beispiele für die Umgehung der Ausnahmebestimmungen des § 3 BBG zu finden sind.[43] So fiel den durch das BBG ausgelösten Vertreibungen an der LMU bereits ein Drittel der Hochschullehrer, die als „Frontkämpfer" oder/und „Altbeamter" galten, zum Opfer. Dem jüdischen Mathematiker Salomon Bochner (1899–1982) etwa war nach der 1927 erfolgten Habilitation in München zum Entsetzen der Fakultät die Zulassung als Privatdozent verweigert worden, weil er nicht die deutsche Reichsangehörigkeit besaß.[44] Obwohl er von der Fakultät als hoch-

39 Vgl. den Entwurf eines Schreibens von Rektor Escherich an das bayerische Kultusministerium vom 13. 6. 1934, UA München, E-II-1277.

40 Vgl. Antrag auf Wiedergutmachung vom 7. 3. 1953, ebenda.

41 Reinhard Rürup unter Mitwirkung von Michael Schüring, Schicksale und Karrieren. Gedenkbuch für die von den Nationalsozialisten aus der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft vertriebenen Forscherinnen und Forscher, Göttingen 2008, S. 290 ff. Vgl. auch Breisach, Universitätsprofessoren, S. 270 ff.

42 Vgl. die Erlasse in: BayHStA, MK 44131.

43 Zur Zuerkennung „hervorragender Bewährung" an preußischen Universitäten vgl. Kinas, Exodus, S. 94–105.

44 Vgl. UA München, Sen-II-403. Bochner war gebürtiger Österreicher, aber durch den Versailler Vertrag Pole geworden. Er hatte im Ersten Weltkrieg im österreichischen Heer gekämpft. Da er alle fachlichen Voraussetzungen erfüllt hatte, wurde er von mir in statistischen Berechnungen den Privatdozenten zugeordnet.

begabter Mathematiker geschätzt wurde, der seit Einreichung des Habilitationsgesuchs „eine Reihe wertvollster wissenschaftlicher Arbeiten veröffentlicht hat",[45] erklärte sich das Kultusministerium nur bereit, ihn als „Hilfskraft" zum Abhalten von Vorlesungen zuzulassen. Sein prekärer Status erlaubte es, ihn im Mai 1933 als Juden trotz seines Kriegsdienstes ohne Bezug zum BBG formlos zu entlassen.[46]

Unter Heranziehung des Bayerischen Beamtengesetzes wurden auch alle vor der Anwendung des § 3 BBG geschützten „nichtarischen" Juristen der LMU entlassen.[47] Der als „Frontkämpfer" geltende Staatsrechtler Karl Loewenstein (1891–1973) fiel dem nationalsozialistischen Grundsatz, dass „Staatslehre und Staatsrecht im nationalsozialistischen Staat von einem Nichtarier nicht gelesen werden können", zum Opfer.[48] Er wurde am 11. Oktober 1933 mit der fadenscheinigen Begründung entlassen, dass Privatdozenten nach Art. 6 des Bayerischen Beamtengesetzes „nicht zu den etatmäßigen Beamten (zählen)" und „ihr Dienstverhältnis daher jederzeit widerruflich (ist)".[49]

Beim jüdischen Völkerrechtler Karl Neumeyer (1869–1941) bildete der von nationalsozialistischen Studierenden organisierte Vorlesungsboykott den Anlass – ihn trotz seiner „Altbeamteneigenschaft", seiner Tätigkeit im Freikorps Epp und trotz Fürsprache seiner Fakultät – unter Berufung auf Art. 38 des Bayerischen Beamtengesetzes zunächst zum 1. November 1933 in den einstweiligen und schließlich nach Art. 187 Abs. 4 Satz 2 dieses Gesetzes zum 1. November 1934 in den dauernden Ruhestand zu versetzen.[50]

Dem jüdischen Honorarprofessor für Bürgerliches Recht und andere Rechtsgebiete Wilhelm Silberschmidt (1862–1939) entzog das Kultusministerium ohne

45 Dekanat der Philosophischen Fakultät II an Rektorat, 31. 5. 1929, ebenda.

46 Bayerisches Kultusministerium an Rektorat der Universität München, 3. 5. 1933, UA München, O-VII-91.

47 Mathias Metz, Das Bayerische Beamtengesetz nebst den wichtigeren beamtenrechtlichen Nebengesetzen, Verordnungen und Bekanntmachungen, München u. a. 1931.

48 Bayerisches Kultusministerium an Rektorat der Universität München, 11. 10. 1933, UA München, E-II-2308. Zur Ausschaltung preußischer „nichtarischer" Staats- und Strafrechtler, die unter eine der Ausnahmebestimmungen des BBG fielen, vgl. Kinas, Exodus, S. 64 f.

49 Bayerisches Kultusministerium an Rektorat der Universität München, 11. 10. 1933, UA München, E-II-2308.

50 Schreiben des bayerischen Kultusministeriums vom 28. 10. 1933 u. 3. 10. 1934, BayHStA, MK 17878.

Angabe einer Rechtsgrundlage am 11. Juli 1933 die Lehr- und die Prüfungsbefugnis. Silberschmidts Intervention, dies sei nicht zulässig, weil er seit 1887 als Staatsanwalt und Richter ununterbrochen Beamter war, lehnte das bayerische Kultusministerium mit der Begründung ab, dass eine Honorarprofessur jederzeit widerrufen werden könne und seine Richterstelle zudem nichts mit ihr zu tun habe.[51]

In der Philosophischen Fakultät I wurde der als „Altbeamter" geltende jüdische Ordinarius für Völkerkunde Lucian Scherman (1864–1946) pensioniert, obwohl er am 19. Mai 1933 seine Emeritierung mit Ablauf des SoSe 1933 beantragt hatte. Da er aber laut einem ministeriellen Vermerk „bei Emeritierung Mitglied der Fakultät mit allen Rechten bliebe, dies aber bei Dozenten nichtarischer Abstammung nicht erwünscht ist", wurde er ab 1. Oktober 1933 gemäß Artikel 187 Abs. 4 Satz 2 des Bayerischen Beamtengesetzes in den dauernden Ruhestand versetzt.[52]

Nach derselben Bestimmung wurde auch der bereits emeritierte jüdische Mathematiker Alfred Pringsheim (1850–1941) „auf sein Ansuchen" in den dauerhaften Ruhestand versetzt. Er hatte dem Rektorat mitgeteilt, er werde bei der anberaumten Professoren-Vereidigung auf Hitler nicht erscheinen, weil er sich als 85-Jähriger außerstande sehe, neue Verpflichtungen zu übernehmen, und stellte anheim, „mich nötigenfalls in den Ruhestand zu versetzen".[53]

1934 wurde auch der als „Halbjude" geltende Internist und Neurologe Friedrich Hiller (1891–1953) im Zusammenhang mit einer vom NS-Funktionär Walter Schultze (1894–1979) gegen den Gynäkologen Franz Weber und dessen Klinik geführten Kampagne wegen angeblichen dienstlichen Fehlverhaltens entlassen, obwohl er „Frontkämpfer" war.[54]

Während der zweiten, vom RBG ausgelösten Entlassungswelle wurden zehn weitere als „Nichtarier" diffamierte Hochschullehrer vertrieben, darunter mit dem Gynäkologen Erwin Zweifel (1885–1949) ein als „Halbjude" stigmatisierter

51 Erlass vom 11. 7. 1933 sowie Silberschmidts Eingabe vom 1. 8. 1933 mit Anmerkungen aus dem Hochschulreferat des Bayerischen Kultusministeriums, BayHStA, MK 17986.

52 Emeritierungsantrag und Schreiben des Bayerischen Kultusministeriums an das Rektorat der LMU, 31. 8. 1933, BayHStA, MK 44262. Und: Breisach, Universitätsprofessoren, S. 291–296.

53 Vgl. Pringsheims Schreiben vom 12. 11. 1934 u. Erlass des Bayerischen Unterrichtsministeriums vom 5. 12 1934, BayHStA, MK 44150.

54 Friedrich von Müller an Oberregierungsrat Robert Einhauser, 7. 4. 1933, BayHStA, MK 43761.

Hochschullehrer, der durch seine Ehe mit einer nicht mehr der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörenden Frau durch das RBG zum „Geltungsjuden" erklärt wurde.[55] Letztes Opfer der zweiten Entlassungswelle war der ordentliche Professor für Augenheilkunde Karl Wessely (1874–1953), dessen „volljüdische" Herkunft erst ein Gutachten der „Reichsstelle für Sippenforschung" nachwies. Seine Pensionierung erfolgte am 21. Juli 1936 rückwirkend zum 1. Januar 1936.[56]

Ihren Abschluss fand die Vertreibung der „nichtarischen" Lehrkräfte mit der Entlassung der „jüdischen Mischlinge" in den Jahren 1938/39. Einziges Mittel zur Bestimmung der fiktiven „jüdischen Rasse" durch die Nationalsozialisten war die biologistische Interpretation des jüdischen Religionsbekenntnisses der betreffenden Person und ihrer Vorfahren. Von den als „Nichtarier" verfemten Lehrkräften der LMU bekannten sich tatsächlich mehr als 60 % nicht mehr zur jüdischen Religion (Tabelle 4). Entsprechend den rassistischen Kategorien, die durch das RBG geschaffen wurden, galten 30 Lehrkräfte aufgrund der jüdischen Konfession oder Herkunft ihrer Großeltern als „Volljuden", ein Hochschullehrer als „Geltungsjude", sieben als „Mischling I. Grades" und zwei als „Mischling II. Grades".

Tabelle 4 Konfessionszugehörigkeit der als „Nichtarier" verfemten Lehrkräfte der Universität München

	Juristische Fak.		Medizinische Fak.		Philosoph. Fak. I		Philosoph. Fak. II		LMU	
	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %
jüdisch	2	50	5	29,4	5	50	3	33,3	**15**	**37,5**
katholisch	1	25	1	5,9	1	10	2	22,2	**5**	**12,5**
evangelisch	0	0	10	58,8	4	40	1	11,1	**15**	**37,5**
ohne	1	25	1	5,9	0	0	3	33,3	**5**	**12,5**
Summe	**4**	**100**	**17**	**100**	**10**	**100**	**9**	**100**	**40**	**100**

Quelle: Eigene Erhebungen/Berechnungen. Berücksichtigt wurde die Konfession zum Entlassungszeitpunkt. Angaben inklusive Karl von Frisch, der nicht entlassen wurde, aber ohne Alfred Böger, der dem Lehrkörper erst ab 1939 angehörte.

55 BayHStA, MK 35817.
56 BayHStA, MK 44514.

Während 98 % der „nichtarischen" Lehrkräfte den antisemitischen Vertreibungen zum Opfer fielen, weisen die mit einer „nichtarischen" Ehefrau verheirateten Hochschullehrer eine wesentlich geringere Verlustquote von „nur" 55,6 % auf. Zehn von 18 Personen aus dieser Gruppe wurden Opfer der negativen Personalpolitik. Für die geringere Verlustquote gibt es verschiedene Gründe: Während die eigene „nichtarische" Herkunft einer Person ein in den Augen der Nationalsozialisten unabänderlicher Makel war, fiel bei „nichtarisch" Verheirateten durch Scheidung oder Tod des Ehegatten der gegen ihn bestehende Vorbehalt weg. So vermieden der planmäßige außerordentliche Professor für Organische Chemie Erich Schmidt (1890–1975) und der Privatdozent für Kunstgeschichte Hans Gerhard Evers (1900–1993) durch die Scheidung von ihren „volljüdischen" bzw. „halbjüdischen" Frauen die Entlassung. Beim Chemiker Ludwig Kalb (1879–1958) entfiel der Entlassungsgrund, weil seine „nichtarische" Frau im Oktober 1935 verstarb.[57]

Bei vier Lehrkräften mit „nichtarischen" Ehefrauen wurde von Entlassungsmaßnahmen abgesehen. Der Gynäkologe Albert Döderlein (1860–1941), dessen Frau 1935 als „Mischling II. Grades" klassifiziert wurde, war bereits 1934 auf eigenen Antrag emeritiert worden und starb ohne Änderung seiner Rechtsstellung.[58] Der ebenfalls seit 1934 emeritierte Erich von Drygalski (1865–1949), der seit der Leitung der ersten deutschen Antarktisexpedition als „deutscher Geograf von Weltruhm galt",[59] erhielt trotz seiner Ehe mit einer „Halbjüdin" die Genehmigung, seinen Lehrstuhl noch bis Ende des SoSe 1935 weiter zu vertreten. Er durfte darüber hinaus auch Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie bleiben.[60] Der ebenfalls mit einer als „Halbjüdin" stigmatisierten Ehefrau verheiratete Geograph und Geopolitiker Karl Haushofer verblieb – wie bereits beschrieben – aufgrund seines freundschaftlichen Verhältnisses zu seinem früheren Studenten und Hilfsassistenten Rudolf Heß in seinem ihm 1933 übertragenen Amt als persönlicher ordentlicher Professor.

57 Vgl. die Personalakten: UA München, E-II-2988 (Schmidt); BayHStA, MK 43578 (Evers); UA München, E-II-1929 (Kalb).

58 Vgl. seine Personalakte, UA München, E-II-1163.

59 Der Stellvertreter des Führers, Stab, an die Gauleitung München-Oberbayern der NSDAP, 10. 11. 1939, BArch, R 9361-II/182944.

60 Vgl. die Personalakten: UA München, E-II-3207; BayHStA, MK 43535.

Prekär blieb die Situation des Pharmakologen August Wilhelm Forst (1890–1981), dessen Frau als „Mischling II. Grades" diffamiert wurde. Obwohl 1938 entschieden worden war, ihn wegen seiner Verdienste im Ersten Weltkrieg als Privatdozent an der LMU nicht zu entlassen, erklärte das REM im Januar 1940 seine Lehrbefugnis für „erloschen". Anlässlich der von Forst beantragten Ernennung zum „Dozenten neuer Ordnung" sah das REM letztlich keinen Grund, für den „nichtarisch" verheirateten Forst eine Ausnahme nach § 25 DBG zu beantragen.[61] Unmittelbare Folge der Entlassung Forsts war der drohende Ausfall des größten Teils der Pflichtkollegs des Pharmakologischen Instituts und damit die Gefährdung des Studienplans der Fakultät. Da zudem auch der Ordinarius für Pharmakologie Walther Straub (1874–1944) gesundheitlich schwer angeschlagen war und bei seinem Ausfall der Zusammenbruch des gesamten Institutsbetriebs drohte, beantragte der Rektor mit Zustimmung des Gaudozentenbundführers, Forst die Lehrbefugnis bis Kriegsende zu belassen. Nachdem diesem Wunsch zunächst nur für das nächste Semester entsprochen worden war, erklärte das REM schließlich im September 1940 sein Einverständnis, dass Forst „seine frühere Lehrbefugnis wieder ausübt und als Dozent alter Ordnung weiter geführt wird".[62]

Obwohl die systematische Vertreibung der Lehrkräfte mit „nichtarischer" Ehefrau erst 1937/38 während der dritten Entlassungswelle erfolgte, waren einige der in diese Opfergruppe fallenden Hochschullehrer schon früher ausgeschieden. So ließ sich der Anglist Max Förster (1869–1954), auf eigenen Antrag zum 1. Juni 1934 emeritieren, um der ihm drohenden Pensionierung zu entgehen, wurde aber zugleich bis zum Eintritt der Emeritierung von allen dienstlichen Tätigkeiten beurlaubt.[63] Er war durch den Leiter der neuphilologischen Fachschaft und seinen Schüler Robert Spindler (1893–1954) denunziert worden, die in mehreren Beschwerdeschriften bei der Reichsleitung der NSDAP auf seine „charakterliche und politische Unmöglichkeit als Hochschullehrer nachdrücklich hingewiesen"

61 Erlass des REM WP Nr. Forst i vom 29. 1. 1940, UA München, E-II-1343.

62 Schreiben von Dekan Dabelow an Rektor Broemser, 11. 3. 1940 (mit Vermerken Broemsers vom 13. 3. 40) sowie Erlass des REM WP Forst o (a) vom 21. 9. 1940, ebenda.

63 Emeritierungsgesuch Försters vom 30. 4. 1934; Beurlaubung Försters durch das Bayerische Unterrichtsministerium, 19. 5. 1934, UA München, E-II-1340.

hatten, und auch darauf, dass „seine Frau eine auf den Nationalsozialismus geladene Halbjüdin ist".[64]

Ende 1935 wurde der Privatdozent für Kunstgeschichte Asiens Ludwig Bachhofer (1894–1976) auf eigenen Antrag aus dem bayerischen Staatsdienst entlassen, weil er eine Professur an der Universität Chicago erhalten hatte. Er wäre als „jüdisch Versippter" spätestens 1937 entlassen worden.[65] Bereits Anfang Februar 1935 war der Honorarprofessor für Psychiatrie Walther Spielmeyer (1879–1935) gestorben, der ebenfalls mit einer als „Volljüdin" geltenden Ehefrau verheiratet war. Vermutlich hat nur sein Tod eine sofortige Entlassung verhindert, da er kurz zuvor von einem deutsch-kanadischen Arzt wegen antideutscher Propaganda beim Bayerischen Unterrichtsministerium denunziert worden war: „[…] Spielmeyer was also mentioned to me by a number of Americans as a witness for the truth of atrocities committed in Munich and murders and atrocities in the Dachau camp. […] He is also quoted here for the statement that Hitler suffered from hysterical blindness during the war."[66] 1937 wurden die sechs noch dem Lehrkörper angehörenden Hochschullehrer entlassen, die mit „Volljüdinnen" verheiratet waren. Die letzte Entlassung eines mit einer „nichtarischen" Ehefrau verheirateten Hochschullehrers traf 1938 den nichtbeamteten außerordentlichen Professor für Anatomie Titus Ritter von Lanz (1897–1967), dessen Frau als „Halbjüdin" galt.

Politisch motivierte Vertreibungen

Mehr als ein Viertel des Vertreibungsverlustes der LMU entfiel auf allein aus politischen Gründen missliebige Hochschullehrer. Von den insgesamt 19 Betroffenen gehörten 17 dem Lehrkörper am Ende des WS 1932/33 an. Fünf der Vertriebenen hatten sich parteipolitisch nie gebunden, die übrigen zwölf lassen sich fast dem gesamten parteipolitischen Spektrum zuordnen: Vier Vertriebene waren Mitglieder der SPD, drei gehörten der Bayerischen Volkspartei (BVP) an, einer

64 Robert Spindler an Rektor Kölbl, 8. 11. 1936, ebenda. Siehe auch: Frank-Rutger Hausmann, Anglistik und Amerikanistik im Dritten Reich, Frankfurt a. M. 2003, S. 34–37.

65 Vgl. die Personalakten BayHStA, MK 43376 und UA München, E-II-760.

66 C. Reichner an Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus, Eingang 17. 12. 1934, BayHStA, MK 35739.

der Deutschen Volkspartei (DVP) und zwei der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP). Vervollständigt wird diese Gruppe durch zwei Lehrkräfte, die sich nach 1933 der NSDAP anschlossen.

Während der Durchführung des BBG erfolgte rund ein Drittel der politisch motivierten Vertreibungen, wobei es sich nur in drei der sechs Fälle um Entlassungen bzw. um einen entlassungsähnlichen Vorgang handelte. Festzustellen ist, dass sich das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus strikt an die Vorgaben zur Anwendung des § 4 BBG hielt. Demnach sollte die Voraussetzung für eine Entlassung wegen „nationaler Unzuverlässigkeit" nicht allein durch die bloße Zugehörigkeit zu einer der unter § 4 BBG fallenden Parteien oder Organisationen gegeben, sondern erst durch ein politisch aktives Verhalten der betreffenden Person erfüllt sein.[67]

So blieb der Philosoph Aloys Wenzl (1887–1967) zunächst nicht nur von einer Entlassung wegen seiner SPD-Mitgliedschaft (1918–1933) verschont, sondern wurde Ende 1933 sogar zum nichtbeamteten außerordentlichen Professor ernannt und in seinem Hauptamt als Lehrer zum Studienprofessor befördert. Nachdem ihn aber der Leiter der Dozentenschaft und Führer des Nationalsozialistischen Deutschen Dozentenbundes (NSDDB) Ernst Bergdolt (1902–1948) als „heimtückischen Marxisten und vaterlandsverräterischen Pazifisten" denunzierte und kurz darauf Reichsdozentenbundführer Walther Schultze wegen Wenzls pazifistischer Vergangenheit beim REM intervenierte, wurde ihm Ende 1938 die Lehrbefugnis nach § 18 RHO entzogen.[68] Zugleich drückte das REM mehrfach sein Unverständnis darüber aus, dass Wenzl angesichts seiner „politischen Belastung" nicht bereits 1933 vom Bayerischen Unterrichtsministerium entlassen wurde.[69]

67 Hanns Seel, Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 in der Fassung der Änderungsgesetze vom 23. Juni, vom 20. Juli und vom 22. September 1933 und verwandte Gesetze nebst den neuesten Durchführungsverordnungen, 2. Aufl., Berlin 1933, S. 69.

68 REM an Bayerisches Staatsministerium für Unterricht u. Kultus, 23. 12. 1937 u. 22. 11. 1938, BayHStA, MK 44512. Im Fragebogen „Formblatt 1" hatte Wenzl im Mai 1937 auch angegeben, der Münchener Ortsgruppe der Deutschen Friedensgesellschaft (1919–1931) und der Paneuropa-Union (1927–1931) angehört zu haben. Ebenda.

69 REM an Bayerisches Staatsministerium für Unterricht u. Kultus, 23. 12. 1937 u. 22. 11. 1938, ebenda.

Auch im Fall des Altphilologen Bertold Maurenbrecher (1868–1943), der der SPD (1921–1933) und dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold (1925–1930) angehört hatte, verzichteten das Ministerium und Kreisleiter Reinhard auf die Anwendung von § 4 BBG.[70] Als Gegenleistung für seinen verbindlichen Verzicht auf die Ausübung der Lehrbefugnis „mit Rücksicht auf sein Alter" sah das Ministerium von einer Entlassung ab und gewährte ihm eine Dozentenbeihilfe, die letztlich bis zu seinem Tod gezahlt wurde.[71]

Nach § 4 BBG entlassen wurden dagegen der Historiker Ludwig Steinberger (1879–1968) und der Astronom Alexander Wilkens (1881–1968). Steinberger hatte wie Maurenbrecher der SPD (1920–1933) und dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold (seit 1926/27) angehört, aber darüber hinaus in einer 1932 veröffentlichten Broschüre Hitler unter anderem als „politischen Abenteurer und Wirrkopf", „Südtirolverräter" und „Mussolinis Münchener Filialleiter" bezeichnet. Im Juni 1933 wurde er wegen dieser „maßlosen Beschimpfungen" entlassen.[72] Die Entlassung des politisch ungebundenen Wilkens nach § 4 BBG ging auf eine Denunziation durch einen seiner Assistenten zurück. Wilkens hatte u. a. in privater Korrespondenz, die sich der Denunziant beschafft hatte, Hitler als das „größte Unglück" bezeichnet, „das je uns Deutsche bedroht hat" und den Nationalsozialismus mit dem Bolschewismus gleichgesetzt.[73]

Zwei Hochschullehrer der LMU starben 1933, bevor sie aus politischen Gründen entlassen werden konnten. Der Jurist Konrad Beyerle, der den Grundrechtsteil der Weimarer Verfassung entworfen hatte, gehörte zur Minderheit der überzeugten Republikaner unter den Hochschullehrern. Er war 1920–1924 Reichstagsabgeordneter für die BVP, wurde aber als Angehöriger ihres linken Flügels 1924 nicht mehr als Kandidat aufgestellt. Danach zog er sich zwar aus der Politik zurück, trat aber in der Öffentlichkeit weiter als Verteidiger der Weimarer

70 Vermerk Oberregierungsrats Einhausers, 24. 1. 1934, BayHStA, MK 17859.

71 Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus an Rektor der LMU, 27. 2. 1934; Verzichtserklärung Maurenbrechers, 6. 3. 1934, ebenda.

72 Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus an Rektor der LMU, 1. 6. 1934, sowie Erlass V 28139 vom 27. 6. 1933, BayHStA, MK 44389.

73 Kreisleiter Reinhard an Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus, 21. 2. 1934, BayHStA, MK 44529. Außerdem: Freddy Litten, Astronomie in Bayern 1914–1945, Stuttgart 1992, S. 55–72.

Verfassung hervor.[74] Seit 1930 war Beyerle, der auch regelmäßig über Grundfragen der staatsbürgerlichen Bildung las, Angriffen von nationalsozialistischen Studierenden ausgesetzt, die ihn als „besonders zu befehdenden Hochschullehrer" brandmarken sollten.[75] Beyerle starb unerwartet am 26. April 1933 nach einer erfolgreich verlaufenen Operation in einem Münchener Krankenhaus. Am selben Tag war die Bayerische Politische Polizei in seiner Wohnung erschienen, um ihn zu verhaften.[76]

Der Gynäkologe Franz Weber wurde Ziel einer gegen ihn von Walther Schultze in seiner Eigenschaft als Staatskommissar für das Gesundheitswesen in Bayern und als Leiter der Abteilung Gesundheitswesen im bayerischen Innenministerium eingeleiteten Untersuchung. Weber wurde vorgeworfen, „die Frage der Schwangerschaftsunterbrechung und der Sterilisierung ganz außerordentlich weitherzig" behandelt zu haben.[77] Er beging am 21. November 1933 Suizid, sein „halbjüdischer" Assistent Hans Saenger (1884–1943) wurde einen Monat später nach § 3 BBG entlassen. Danach wurde der „halbjüdische" Internist und Neurologe Friedrich Hiller, der als Leiter des Ambulatoriums der II. Medizinischen Klinik in vielen Fällen die Indikation zu den Schwangerschaftsunterbrechungen verfasst hatte, wegen „fahrlässiger Gutachten" verantwortlich gemacht und trotz seiner Eigenschaft als „Frontkämpfer" entlassen.[78] Bereits während der laufenden Untersuchung hatte der Internist Friedrich von Müller (1858–1941) betont, dass die gegen Hiller erhobenen Vorwürfe nur „dazu dienen, um die gegen Weber erhobenen Anklagen als berechtigt erscheinen zu lassen".[79] Walther Schultze dagegen sah

74 Thomas Hense, Konrad Beyerle. Sein Wirken für Wissenschaft und Politik in Kaiserreich und Weimarer Republik, Frankfurt a. M. u. a. 2002, S. 209 ff.

75 Ebenda, S. 228. Zu den Angriffen auf Beyerle vgl. auch die Dokumente in: BayHStA, MK 35371, UA München, E-II-886 u. UA München, L-N 14a.

76 Hense, Beyerle, S. 230. Es war Beyerle bekannt, dass er auf einer Verhaftungsliste stand. Beyerles Tochter sprach von einem Erscheinen der Gestapo, in welche die Bayerische Politische Polizei aber erst 1936 überführt wurde.

77 Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus an Rektor LMU, 7. 5. 1934, BayHStA, MK 43761.

78 Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus an Stadtrat München, 22. 1. 1934, ebenda.

79 Friedrich von Müller an den Syndikus der LMU Robert Einhauser, 7. 4. 1934, UA München, D-XV-31. Hiller wurde nach dem Krieg vollständig rehabilitiert. Zu den Vorgängen um Franz Weber und die von ihm geleitete Klinik siehe auch: Fritz Dross, „Von den Juden, die

allein in der Veröffentlichung eines ehrenden Nachrufes auf den „offensichtlichen Volksschädling“ Weber einen „Affront gegen mich als Staatskommissar für das Gesundheitswesen in Bayern“ und verlangte, die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen.[80]

In den folgenden Jahren ging der größte Teil der politisch motivierten Entlassungen auf das Konto der Dozentenschaft und des NSDDB, die durch negative Beurteilungen oder Denunziationskampagnen für die Entfernung der Lehrkräfte sorgte, die ihnen ein Dorn im Auge waren. In der Medizinischen Fakultät befanden sich neben Walther Schultze, der 1934 zum Honorarprofessor ernannt worden war, mit Gustav Borger (1899–1989), seit 1934 Vertrauensmann der NSDAP in der Medizinischen Fakultät der LMU und 1935–1938 persönlicher Referent Schultzes als Reichsdozentenführer, sowie Franz Wirz (1889–1969), seit 1934 Geschäftsführer der Hochschulkommission der NSDAP, hochkarätige Parteifunktionäre, die zusätzlichen politischen Druck ausübten.[81] Ihre Denunziationskampagne führte 1935 zur Pensionierung des deutschnationalen Dermatologen Leo Ritter von Zumbusch (1874–1940) nach § 6 BBG, dessen Assistenten Borger und Wirz waren.[82] Bei der 1936 erfolgten Pensionierung des monarchistisch gesonnenen und den Nationalsozialismus strikt ablehnenden Chirurgen Max Lebsche (1886–1957) traten Gaudozentenbundführer Wilhelm Führer (1904–1974) und erneut Walther Schultze als maßgebliche Akteure in Erscheinung.[83]

In der Philosophischen Fakultät I prägten vor allem der Lehrbeauftragte Wilhelm von Kloeber (1906–1960) als Vertreter der Dozentenschaft und Mitglied der

nicht mehr in der Gesellschaft sein dürfen …“ – „Gleichschaltung“ und „Arisierung“ am Beispiel der BGGF, in: Herausforderungen. 100 Jahre Bayerische Gesellschaft für Geburtshilfe und Frauenheilkunde, hrsg. von Christoph Anthuber u. a., Stuttgart 2012, S. 95–114, hier S. 102; Wolfgang Frobenius, Die Wiederbesetzung der gynäkologisch-geburtshilflichen Lehrstühle in Bayern nach 1945, in: ebenda, S. 149–185, hier S. 178.

80 Schultze an Staatsrat Boepple, 22. 6. 1935, BayHStA, MK 44567. Würdigung Webers in: Jahrbuch der Ludwig-Maximilians-Universität München für das Jahr 1933/34, München 1935, S. 11 f.

81 Zu Borger und Wirz: Grüttner, Lexikon, S. 26 u. S. 184.

82 BayHStA, MK 44567; UA München, E-II-3689. Vgl. auch: Böhm, Selbstverwaltung, S. 529–531; Karin Orth, Vertreibung aus dem Wissenschaftssystem. Gedenkbuch für die im Nationalsozialismus vertriebenen Gremienmitglieder der DFG, Stuttgart 2018, S. 176–183.

83 BayHStA, MK 43942; UA München, E-II-2230; Lucia Beer, Der Chirurg Prof. Dr. med. Max Lebsche. Leben und Werk, Regensburg 2015.

Hochschulkommission der NSDAP,[84] der nationalsozialistische Multifunktionär und Indogermanist Walther Wüst (1901–1993), langjähriger Dekan der Fakultät und ab 1941 Rektor der LMU,[85] sowie der Anglist Robert Spindler, der zur Geißel aller „rassisch" und politisch missliebigen Fakultätsmitglieder wurde,[86] die negative Personalpolitik.

Dem emeritierten katholischen Philosophen Wilhelm Geyser (1869–1948) wurde ab dem WS 1935/36 die weitere Lehrtätigkeit untersagt, „weil er es nicht verstanden [hat], sich positiv zum Staat zu stellen".[87] Anlässlich der 1936 erfolgten Ernennung des Archäologen Carl Weickert (1885–1975) zum Direktor bei den Staatlichen Museen in Berlin verhinderten von Kloeber und Wüst dessen Umhabilitation an die Berliner Universität, weil er u. a. in den Fakultätssitzungen mehrfach durch seine Opposition gegen Anträge und Maßnahmen Kloebers aufgefallen war.[88] 1939 veranlasste Wüst den Archäologen Hans Diepolder (1896–1969) zur Zurückziehung des Antrages auf Ernennung zum Dozenten neuer Ordnung, weil er aufgrund eines körperlichen Handicaps „starke persönliche Hemmungen aufweist" und „dem Nationalsozialismus in seiner gesamten Vielfältigkeit gänzlich teilnahmslos gegenübersteht". Diepolders Lehrbefugnis „erlosch" zum 1. Oktober 1939.[89]

Eine der letzten politisch motivierten Entlassungen traf den Wirtschaftswissenschaftler Guido Fischer (1899–1983). 1939 wurde sein Antrag auf Ernennung zum außerplanmäßigen Professor wegen „politischer Unzuverlässigkeit" zurückgestellt, weil er und seine Frau „besonders vor 1933, aber auch noch nach 1933 sehr aktive Kämpfer des politischen Katholizismus waren".[90] Da sich seine politische

84 Böhm, Selbstverwaltung, S. 501–506; Grüttner, Lexikon, S. 91 f.

85 Maximilian Schreiber, Walther Wüst. Dekan und Rektor der Universität München 1935–1945, München 2008; Grüttner, Lexikon, S. 187; Böhm, Selbstverwaltung, S. 404–406, 481 ff. u. passim.

86 Hausmann, Anglistik, S. 34–37 u. passim; Böhm, Selbstverwaltung, S. 405 f. u. passim.

87 Mitteilung Geysers über seine Vorlesungen im WS 1935/36, 14. 6. 1935 mit Vermerken von Wilhelm Führer und Walther Wüst, UA München, E-II-1437. Außerdem: Claudia Schorcht, Philosophie an den bayerischen Universitäten 1933–1945, Erlangen 1990, S. 138–141.

88 Dekan Wüst an Rektor LMU, 8 1. 1936, UA München, E-II-3507.

89 Dekan Wüst an Rektor LMU, 18. 7. 1939, UA München, E-II-1134.

90 Beurteilungen Ernst Bergdolts, 17. 10. 1939 u. des Ortsgruppenleiters der NSDAP-Ortsgruppe Untermenzing, 30. 9. 1939, BArch, R 4901/24536, Bl. 6241 ff.

Haltung nach Ansicht der ihn jährlich beurteilenden Parteistellen nicht änderte, wurde schließlich eine disziplinarische Bestrafung Fischers als Wehrmachtsbeamter zum Anlass genommen, seine Lehrbefugnis am 11. Mai 1944 unter Ablehnung seines Antrags auf Ernennung zum außerplanmäßigen Professor für erloschen zu erklären.[91]

Die Folgen

Auch wenn die LMU mit einem personellen Gesamtverlust von 16,3 % nicht zu den am schwersten von der nationalsozialistischen Entlassungspolitik betroffenen Universitäten gehörte, erlitt sie doch in einigen Fächern einen empfindlichen wissenschaftlichen Substanzverlust.[92]

Von den Naturwissenschaften war die Astronomie prozentual am stärksten betroffen, die mit Alexander Wilkens und dem Astrophysiker Robert Emden (1862–1940) die Hälfte ihrer Lehrkräfte verlor. Die Physik büßte durch die Entlassung eines Privatdozenten und des emeritierten Ordinarius Leo Graetz (1856–1941) mehr als ein Fünftel ihres Lehrpersonals ein. Sowohl Emden als auch Graetz waren trotz ihres Alters noch in der Lehre tätig. Von den 17 Chemikern, die am Ende des WS 1932/33 dem Lehrkörper angehörten, wurden drei bzw. knapp 18 % entlassen.[93] Schwerer traf es dagegen die Mathematik, die drei ihrer zehn Vertreter verlor.

Kaum zu ersetzende Lücken rissen in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern die Entlassungen des späteren Nobelpreisträgers für Physik Hans Bethe, des Chemikers Kasimir Fajans und des Mathematikers Salomon Bochner, der ab 1946 Full Professor an der Princeton University war. Die höchsten Verluste bei den medizinischen Fächern hatten Anatomie (43 %), Allgemeine Pathologie

91 Ebenda, Bl. 6245–6252.

92 Zu den personellen Verlusten der deutschen Universitäten: Grüttner, Expulsion, S. 517. Zu den Universitäten Berlin, Frankfurt, Greifswald und Halle die präziseren Angaben bei: Kinas, Exodus, S. 314.

93 Alle Angaben, auch zu den Verlusten der nachfolgend genannten Fachgebiete, basieren auf eigenen Berechnungen und Erhebungen auf Basis der Personal- und Vorlesungsverzeichnisse der LMU.

und pathologische Anatomie (30 %) sowie Psychiatrie und Neurologie (25 %) zu verzeichnen. Verhältnismäßig geringe Verluste erlitten dagegen Augenheilkunde und Dermatologie (je 14,3 %), Pädiatrie (12,5 %), Innere Medizin (12 %) sowie Chirurgie einschließlich Orthopädie und Urologie (11,1 %).

Bei den geisteswissenschaftlichen Fächern entfielen allein mehr als ein Drittel des personellen Verlustes der gesamten Fakultät auf Philosophie und Pädagogik. Acht der elf Vertreter dieser Fächer wurden entlassen oder entlassungsähnlichen Maßnahmen unterworfen (72,3 %), zuletzt Kurt Huber (1893–1943), der als Angehöriger der Widerstandsgruppe Weiße Rose 1943 hingerichtet wurde. Auch die Archäologie (33 %) und die Kunstgeschichte (37,5 %) erlitten starke personelle Einbußen. Die Geschichtswissenschaften einschließlich der Völkerkunde verloren 18 % ihrer Lehrkräfte. Die übrigen Entlassungen trafen einzelne Philologien, wobei die Vertreibung der bedeutenden Etruskologin Eva Fiesel (1891–1937) trotz ihres niedrigen akademischen Status vermutlich am schwersten wog.[94] Sie war eine von fünf weiblichen Lehrkräften der LMU am Ende des WS 1932/33 und die einzige Frau, die entlassen wurde.

Verfolgung und Verlust beruflicher Perspektiven führten dazu, dass 50 % der Vertriebenen der LMU aus Deutschland emigrierten (vgl. Tabelle 5). Am höchsten war die Emigrationsquote mit ca. 72 % bei den als „Nichtarier" verfemten Hochschullehrern, von denen insbesondere die als „Volljuden" klassifizierten Lehrkräfte potenzielle Opfer des Holocaust waren. „Nichtarier" stellten daher fast 85 % der Emigranten. Von den elf in Deutschland verblieben „Nichtariern" starben nach dem derzeitigen Kenntnisstand fünf eines natürlichen Todes. Vier als „Volljuden" diffamierte Hochschullehrer verübten angesichts zunehmender Entrechtung oder wegen der bevorstehenden Deportation Suizid. In Deutschland überlebten der als „Halbjude" geltende Arzt Alfred Groth, der zwischen 1940 und 1945 einen Internisten in Bad Wiessee vertrat, sowie der als „Volljude" eingestufte Ophthalmologe Karl Wessely, der nach einer Entscheidung Hitlers seine Approbation als Arzt im Juli 1939 zurückerhielt.[95]

94 Zu Fiesel: UA München, O-XIV-87 und Y-IX-30. Online-Datenbank: Verfolgte deutschsprachige Sprachforscher.

95 Zu Groth: UA München, E-II-1524. Zu Wessely: Abschrift eines Schreibens des Reichsinnenministeriums an die Bayerische Staatskanzlei, 1. 7. 1939, BayHStA, MK 44514. Vgl. auch Wesselys Karteikarte im Reichsarztregister, BArch, R 9347.

Tabelle 5 Das Schicksal der vertriebenen Lehrkräfte der Universität München					
Fakultät	Emigration	natürlicher Tod in Deutschland	Suizid in Deutschland	Gewaltopfer	überlebt in Deutschland
Juristische	3	2	1	–	–
Staatswissenschaftliche	–	–	–	–	3
Medizinische	12	5	2	–	5
Philosophische I	11	3	1	1	7
Philosophische II	7	1	1	–	1
Summe	33	11	5	1	16
Quelle: Eigene Erhebungen/Berechnungen. Ohne Alfred Böger, Max Buchner, Johannes Holtfreter, Ludwig Kölbl und Friedrich Scheid, die dem Lehrkörper am Ende des WS 1932/33 noch nicht angehörten.					

Von den zehn Vertriebenen mit einer „nichtarischen" Ehefrau emigrierten nur zwei bzw. 20 %. Drei verstarben in Deutschland, fünf überlebten den Krieg, darunter drei Hochschullehrer mit „volljüdischen" Ehefrauen, die entsprechend dem Rassenwahn der Nationalsozialisten dem größten Verfolgungsdruck innerhalb dieser Gruppe ausgesetzt waren.

Von den siebzehn allein aus politischen Gründen aus dem Lehramt Vertriebenen emigrierten nur drei, von den restlichen 14 Hochschullehrern starben fünf zwischen 1933 und 1943, darunter Franz Weber durch Suizid und Kurt Huber durch Hinrichtung. Von den 33 Hochschullehrern, die nicht emigrierten, erlebten 16 das Kriegsende. Bis auf wenige alters- oder krankheitsbedingte Ausnahmen erlangten sie nach Kriegsende wieder Positionen an der Universität.

Von den Emigranten kehrten nur acht (24 %) dauerhaft nach Deutschland zurück. Die geringe Quote ist einerseits darauf zurückzuführen, dass elf Emigranten (33 %) zwischen 1937 und 1947 verstarben – davon zwei durch Suizid. Andererseits verzichteten mehr als 40 % der Emigranten auf eine Rückkehr. Die Gründe dafür konnten „mannigfach" sein, wie der Anatom Friedrich (Fritz) Wassermann (1884–1969) in einem Brief betonte, in dem er die Berufung auf den Lehrstuhl für Anatomie an der LMU ablehnte.[96] Neben persönlichen Verfolgungserfahrungen,

96 F. Wassermann an Amandus Hahn, Prodekan Medizinische Fakultät der LMU, 23. 5. 1946, BayHStA, MK 44481.

dem Tod von Freunden oder Verwandten, dem Lebensalter, der unsicheren Lebenssituation in einem kriegszerstörten Land, fehlenden Bemühungen um eine Rückgewinnung, spielte auch der berufliche Erfolg in der Emigration eine entscheidende Rolle. Wissenschaftler wie Ludwig Bachhofer, Hans Bethe, Salomon Bochner, Karl Neubürger (1890–1972) oder Friedrich Wassermann, die in den USA akademische Spitzenpositionen erlangt hatten, kehrten meist nicht mehr nach Deutschland zurück. Sie fehlten umso mehr, als sich viele Wissenschaftler in ihrer alten Heimat durch ihr Engagement im Nationalsozialismus nachhaltig kompromittiert hatten.

YUANG MARCUS LIU · QING XIAO

Republican-Era Chinese Antisemitism and Its Remembrance among Jewish Refugees

In his 2019 monograph, Pan Guang, a Chinese scholar and dean of the Center of Jewish Studies Shanghai, cites kindred histories of persecution among both the Chinese and the Jewish peoples as a key reason for Shanghai's welcoming reception of twenty thousand Jewish refugees fleeing Nazi persecution in the late 1930s. To make the case for such tolerance in Shanghai, he contends that there was an absence of antisemitism in China: "The anti-Chinese atrocities over the past centuries bore a close resemblance to the anti-Semitic movement in Europe. Naturally, the Chinese people were sympathetic with the Jews and strongly opposed to all forms of anti-Semitism."[1]

Yet media from the Republican period (1912–1949) were littered with antisemitic stereotypes. In the 1934 polemic "Settling Accounts," literary giant Lu Xun wrote, "But when it comes to talking about [wins and losses], I feel a bit hesitant, fearing that people might mistakenly think I am a Jew. In reality, I am not. […] Although I am not a Jew, I always like to discuss profits and losses."[2] This essay about defeats and triumphs in Chinese history had nothing to do with Jews, but Lu Xun casually employed the trope of the calculating Jew to validate his argument. He did not feel compelled to elaborate on the alleged greedy characteristics of Jews, as the ubiquity of such stereotypes in Republican discourse guaranteed that the reading public would understand the reference.

This raises a key question: What accounts for the discrepancy between historical evidence rehearsing Jewish stereotypes and contemporary scholarship denying

1 Guang Pan, *A Study of Jewish Refugees in China (1933–1945): History, Theories and the Chinese Pattern* (Singapore: Springer Singapore, 2019), p. 7.

2 Lu Xun, "Settling Accounts" ["算賬"], in: *Huabian Wenxue* [花邊文學] (Shanghai: Lianhau [聯華書局], 1936).

antisemitism in China? Challenging the dominant narrative in existing literature that denies the presence of antisemitism in China, this essay traces the origins of Chinese antisemitism and identifies the geopolitical and emotive forces that animated this discourse. Although the Jewish population was historically very small in China and the country lacked the economic infrastructure or religious culture that gave rise to antisemitism in Europe, Christian missionaries and students returning from abroad disseminated Jewish stereotypes in the Republican-era Chinese-language press.[3] Primed by Western racial thinking and situating Jews as an imaginary Other, Chinese intellectuals mobilized antisemitic rhetoric to address their localized concerns about national survival, economic independence, and foreigners' colonial privileges. Therefore, reflecting the Chinese intelligentsia's anxieties over their country's future, Chinese antisemitism primarily manifested itself in the discursive realm of domestic newspapers, inaccessible to most of the country's Jewish residents due to the language barrier. The discourse never manifested as systematic violence targeting Jews in China, a marked difference from Nazi Germany's state-sponsored extermination of Jews.

Despite the vicious press discourse condemning Jews, the Jewish refugees who fled Nazi persecution and sought refuge in Shanghai often described China as a country without antisemitism. This disparity warrants a twofold explanation: on the one hand, the discursive antisemitism in China was not comparable to the genocidal violence they had experienced in Europe; on the other hand, their survival in China diminished their criticism of existing Chinese antisemitism. While mirroring its Western counterpart in reflecting domestic anxieties and grievances, Chinese antisemitism borrowed a foreign discourse and was not rooted in hatred toward the Jews based on religious and racial bigotry of the *longue durée*.

This essay contributes to an understanding in the field of antisemitism studies of international knowledge transfer, racial thinking, and coloniality in Republican China. By interrogating inconsistencies between historical documents, witness accounts, and academic discourse, this essay examines the production of public memory and scholarship on antisemitism.

3 Rotem Kowner, Mary J. Ainslie, and Guy Podoler, "When Antisemitism and Philosemitism Go Hand in Hand: Attitudes to Jews in Contemporary East Asia," in: *Patterns of Prejudice* 57, no. 3 (2024), pp. 175–201, here p. 2.

Antisemitism in Republican China

European antisemitism, circulating globally and blending with Chinese anxieties and resentments, became a borrowed hatred in the Republican Chinese news media, which advocated for localized agendas. Its dissemination in China began with the selective adoption of Western intellectual discourse in the late Qing period.[4] Largely thanks to students who had returned from studies abroad, a strain of antisemitism entered Republican China's intellectual repertoire. As evidenced by Lu Xun's writing, by the Nanking decade (1927–1937), the word "Jewish" had become synonymous with "calculating" or "stingy" in the Chinese press. In the mid-1930s, Nazism's rise in Germany and Japan's full-scale invasion supercharged the instrumentalization of Jewish stereotypes, as many writers drew on them to galvanize Chinese nationalism or political collaboration with Japan.

Missionary publications were an important vehicle for disseminating antisemitic discourse. In 1927 the American mission Evangel in China published *The World's Secret: The Jewish Conspiracy* in Chinese. This inflammatory pamphlet hailed the publication of the notorious and fabricated *The Protocols of the Elders of Zion* as Henry Ford's triumph over the shadowy Jewish forces. It claimed that the *Protocols* had revealed that, through their secretive organization, Jews had been enacting an agenda to enslave the world for "four thousand years":

> The Jews are not only a cohesive group, but they also covertly maintain a state-like structure, with all Jews governed under a central agency. According to their propagated doctrine, Jews are the chosen people of God, and all other nations and their properties should be under the control of Jewish power, serving as slaves or beasts of burden for them.[5]

Further illustrating the supposed power wielded by Jews to advance their conspiracy in modern times, *The World's Secret* alleged that "European news, world

4 Xun Zhou, *Chinese Perceptions of the "Jews" and Judaism: A History of the Youtai* (Richmond, Surrey: Curzon, 2001), p. 93.

5 Republic of China Evangel Society, *The World's Secret: The Jewish Conspiracy* [世界秘密猶太人之陰謀] (n.p.: s.n., 1927), p. 9.

finance, American capital, and political power […] are all controlled by the Jews."[6]

While most explicitly antisemitic, *The World's Secret* spoke to its Chinese audience with its anti-Bolshevism, calling the Soviet movement a "red menace […] in the hand of the Jews."[7] It alleged that the Jewish agenda "has led to the downfall of ancient civilizations like Egypt, Babylon, and Assyria, and most recently, it has toppled Russia, seizing total control of its government. Now they are secretly dispatching party members to spread their influence in China, promoting their policies to further their conspiracies."[8] Given that the Chinese Communist Party (CCP) was aided by the Comintern since its founding in 1921, the dispatched party members mentioned in the text may have alluded to Soviet agents in China, some of whom were Jewish. *The World's Secret* alleged Jewish conspiratorial control over the communist movement, indicating that the CCP was a tool for the Jews to capture political power in China and enslave its people. Since the CCP was violently suppressed by the nationalist party Kuomintang after the breakdown of their collaboration in 1927, the same year in which *The World's Secret* was published, this antisemitic text doubled as a call for the Chinese people to resist communist influence. Indeed, the pamphlet concluded, "China, learning from Russia's failure, must make every effort to prevent [a Jewish-communist takeover]."[9] Though it was heavily influenced by Euro-American antisemitism, *The World's Secret* connected to immediate Chinese political realities with a fervent anti-communist agenda.

Meanwhile, Chinese scholars actively imported antisemitic tropes. Wu Yitian, a writer who studied in Paris, authored the virulently antisemitic *Jews and Judaism*, which the respected press World Book Co. published as an educational title. Ostensibly rich in empirical knowledge about Jewish history and religion, the book exhibited a façade of academic rigor. Dismissing the *Protocols* as too lax, it instead cited a host of French antisemites, from Bernard Lazare to Paul Copin-Albancelli, as credible sources.[10] The author claimed to have befriended and worked with

6 Ibid., p. 11.
7 Ibid., p. 3.
8 Ibid., p. 3.
9 Ibid., p. 12.
10 Yitian Wu, *Jews and Judaism* [猶太人與猶太主義], ed. Binhua Tang (Shanghai: The World Book Co. [世界书局], 1927), pp. 9–12 and 19.

antisemitic journalist Édouard Drumont, a notorious accuser of Alfred Dreyfus.[11] Despite its intellectual posturing, Wu's central thesis echoed the *Protocols*' trope of a Jewish conspiracy for global dominance through secretively organized capital and political control. Calling Judaism "another face of imperialism," Wu blamed China's compromised economic sovereignty on Jewish interests and advocated for resistance against Judaism through nationalist doctrines proposed by Republican China's founding father Sun Yat-sen: "There is no other strategy to defeat [the Jews] than implementing the Three Principles of the People."[12]

Wu's troubling scholarship reached the Republican mainstream in 1929 when an abridged version of *Jews and Judaism* appeared in the ruling Kuomintang Party's official magazine, *New Life*.[13] As Western expertise was privileged during China's modernization, Wu's credentials as a Paris-educated scholar and his association with French antisemitic circles, presented as so-called intelligentsia, convinced major presses to publish his work. Thus, an uneven knowledge landscape that privileged Western learning facilitated the incorporation of European antisemitism into the Chinese consciousness. Indeed, Wu represented only one in a large group of returning Chinese public figures and scholars who brought home antisemitism. One 1938 news report demonstrated the prevalence of these attitudes: "In China there is a group of youths who returned from studying in Germany. Whenever they see greedy and contemptible people in the country, they habitually exclaim, 'Jew! Jew!'"[14]

The German connection was not accidental. Since the ascendancy of the National Socialist regime in the 1930s in Germany, Nazi persecution of Jews was widely reported in the Chinese press. Though much of the reportage condemned Nazi barbarity and expressed sympathy toward the Jewish victims, other outlets uncritically parroted Nazi rhetoric. As early as 1933, the same year in which Hitler was appointed chancellor, Chinese newspapers reported on the new regime's antisemitic policies and international outcry against Germany's actions.

11 Ibid., p. 34.

12 Ibid., p. 40.

13 Chao Zuo, trans., "Jews and Judaism" ["猶太人與猶太主義"], in: *New Life* [新生命] 2, no. 9 (1929), pp. 106–119.

14 Wei Miao, "Caution toward Jews: Why Should We Despise Jews?" ["對於猶太人的警惕: 為什麼要賤視猶太人?"], in: *The Crystal* [晶报] 30 (1938).

In *The Republican Daily News*, an article titled "German Jews" criticized Hitler's treatment of the Jews as "very unfair" and sympathized with Jewish indignation around the world: "The actions of the National Socialist Party are inciting anger among Jews abroad and intensifying the sorrow of Jews within the country."[15] Similarly, another article, appearing in *Southern Wind* and titled "The Increasingly Intense Anti-Jewish Movement in Germany," detailed the specific abuses committed by the Nazi regime, decrying them as "extremely brutal."[16] The article further reported the popular and political protests against German antisemitism in London and Paris.[17] With a cosmopolitan outlook, the Chinese press aligned with international media in condemning Nazi persecution, offering global opinions to its domestic audience. In 1933 photographs of mass anti-Nazi demonstrations led by Jews in New York were printed in the pages of *Monthly Times*.[18] Meanwhile, *Peking Weekly* translated a Soviet newspaper article that denounced Nazi atrocities by comparing them to the Tsarist persecution of Jews.[19]

Sympathy for Jewish victims of Nazism continued throughout the 1930s. In 1936 the Kuomintang's newspaper *Central Daily News* ran a harrowing series of translated personal accounts of one Jewish victim, calling it "The Ordeal of an Innocent Jewish Woman in Germany."[20] In 1937 *The World Morning News* published "Germany and Jews," which detailed Jewish contributions to German artistic, scientific, and military achievements during the Great War. It concluded by condemning the Nazi leader and confirming the righteousness of international outrage: "Hitler has forgotten the past contributions of the Jewish people to the German nation and, without hesitation, oppresses them with the cruelest methods. It is no wonder that people worldwide feel indignant on their behalf."[21]

15 Lei, "German Jews" ["德國猶太人"], in: *The Republican Daily News* [民國日報] 31 (1933).
16 Lao Sheng, "The Increasingly Intense Anti-Jewish Movement in Germany" ["耳聞目見錄: 德國愈演愈烈的反猶太人運動"], in: *Southern Wind* [南風] (1933), sec. 4.
17 Lao Sheng, "Anti-Jewish Movement in Germany."
18 "German Anti-Jewish Movement: 20,000 Jews in New York Demonstrate against the National Socialist Party's Persecution of German Jews" ["德國排猶運動:紐約二萬猶太人示威反對德國國社黨排斥德國猶太人"], in: *Monthly Times* [實時月報] 8, no. 6 (1933).
19 Qian, "The Soviet Union's Stance on German Antisemitism" ["蘇俄對德國排猶太人之輿論"], in: *Peking Weekly* [北平週報] 25 (1933).
20 Si Li, "The Ordeal of an Innocent Jewish Woman in Germany" ["一個猶太人的太太 在德國無辜的遭遇"], in: *Central Daily News* [中央日報] 11 (1936).
21 "Germany and Jews" ["德國與猶太人"], in: *The World Morning News* [世界晨報] 22 (1937).

In 1938 a story from the publication *Modern Times*, "Curious Tale: Germany Blames Onion Shortage on Jews," poked fun at the country's antisemitism. The piece reported that as the German newspapers "unanimously attacked" Jews for manipulating the onion market and causing a shortage, "they earnestly requested the citizens to use chives or other German vegetables as substitutes. However, there's a question: After the chives are all consumed, should grass be used as a replacement?"[22] Here the story exposed the absurdity of the fervently antisemitic German press in blaming an onion shortage on the Jews and assigning a nationality to vegetables.

In 1939, as an increasing number of Jews fled the Third Reich to Shanghai, a Christian magazine, *Da-zhong*, published a translated account of one Jewish refugee's mistreatment in Germany and his escape to Shanghai. In "Flight from Germany by a Jewish Refugee," the author recounted his imprisonment in a concentration camp, his family's difficulty in obtaining exit visas, their flight from Germany through an illegal border crossing, and, at last, their journey to Shanghai. The heart-wrenching tale ended on a somber note: "We are now fortunate in Shanghai, but we often feel sad for our brethren who are still suffering in Germany."[23] By the early 1940s, with the intensification of the Second Sino-Japanese War and Japan's destruction and appropriation of the Chinese print industry centered in Shanghai, such articles appeared less frequently in the Chinese media.

Concurrent with condemnation of Nazi abuses and sympathy for the regime's Jewish victims, German antisemitic discourse also permeated the Chinese press. Given the high esteem for Euro-American discourse in semi-colonial China, articles from Western media were translated and published in Chinese media without critical editorial intervention. In 1933 a translation of American Nazi sympathizer Stanley McClatchie's tirade "Why Do Germans Hate the Jews?" appeared in the *Shuowang Bimonthly Magazine*. To justify Nazi hatred of Jews, the article rehashed the myth that Jews controlled the banking system and the international Bolshevik movement and that the Germans were fighting against Jewish economic

22 "Curious Tale: Germany Blames Onion Shortage on Jews" ["奇聞共賞錄:德國缺蔥,歸咎猶太人"], in: *Modern Time* [現世報] 4 (1938).

23 Zhong Qi, "Flight from Germany by a Jewish Refugee" ["德國猶太人逃難記"], in: *Da-Zhong* [大眾] 1 (1939), sec. 4.

and political dominance.[24] As a stand-alone translation, no editor's commentary or context on Nazi persecution was provided. The propaganda was presented to Chinese readers without a filter.

Alongside such propaganda pieces, Nazi rhetoric was also taken at face value and repeated in uncritical reporting on Germany. For instance, a 1934 issue of *English Weekly*, a popular bilingual magazine for English-language education, printed an article by the British news agency Reuters titled "New Move against German Jews." The article concerned a new antisemitic order in Germany forbidding social relations between Nazi party members and Jews. The article ended with the following: "The order declared that the Jewish spirit was destroying the nation and that Nazi party members must make gigantic sacrifices and regard it as against their dignity to work for those who had brought misery to the German people."[25] Rather than dispelling the myth motivating the antisemitic law, Reuters repeated the Nazi line, allowing the uncritical *English Weekly* to bring this propaganda to a new audience. Likewise, flagrantly antisemitic speeches by Hitler were summarized and quoted in Chinese newspapers without further editorial engagement or explanation.[26] Such repetition of Nazi rhetoric allowed German antisemitism to enter the Chinese discursive repertoire.

In the 1930s, the rise of Nazism in Germany coincided with escalating Japanese imperialism in China: the 1931 Manchurian Incident was followed by the Japanese occupation of Northeast China, and in 1937 Japan launched a full-scale invasion. Amid the Japanese invasions and profound anxiety over national survival, the Chinese press, influenced by Social Darwinism, scolded the local population for a perceived lack of patriotism, deeming it an inferior trait that could lead to the nation's conquest by a stronger neighbor. In this context, the press drew parallels between China's potential downfall and the concurrent persecution of the Jews, equating China's disunity with an alleged Jewish anti-nationalism. They invoked antisemitic tropes that depicted "Jewish greed" as the reason

24 Stanley McClatchie, "Why Do Germans Hate the Jews" ["德國人為什麼痛恨猶太人"], trans. Nianyuan Yu, in: *Shuowang Bimonthly Magazine* [朔望半月刊] 11 (1933).

25 Y. P. Ma, "New Move against German Jews" ["德國抵制猶太人之新運動"], in: *English Weekly* [英語週刊] (1934).

26 "Hitler's Speech: Condemning the Jews" ["希特勒發表演說: 抨擊猶太人"], in: *South China Daily News* [南華日報] 9 (1938).

for the Jews' failure to establish a powerful state and as the cause for Nazi persecution.

Employing the idiom of "a lesson from the overturned cart ahead," scholar and writer Wan Minyi warned that without achieving national unity through selfless sacrifice, the Chinese people could face a fate similar to that of the persecuted Jews.[27] In his 1933 piece "Lament for the Jews," while expressing sympathy for the Jewish plight and condemning the "narrow-minded nationalism" of the new Hitler regime, he cast the blame on the victims. He argued that because "worshipping money and being selfish are inherent traits of the Jews," they lacked the "cohesion and organizational strength […] to create a political organization or establish a state to safeguard their national honor and sustain their national existence."[28] In this statement, presenting German Jews' failure to conform to the normative ethnonationalist conception of statehood, Wang attributed Nazi persecution to Jewish internal disorganization and employed antisemitic tropes in his explanation. His ultimate concern, however, was not the persecuted Jews but the situation in China, considering Manchuria's fall to the Japanese two years prior: "How can we develop the organizational strength of our nation to avoid repeating the mistakes of the Jewish people?" Here Wang used Jews as a conduit to advocate for a more muscular Chinese nationalism, with the Jewish plight only a distant concern.

An attitude of learning from the Jewish "overturned cart" was much more hatefully articulated in Kai Chun's article "Jewish Swine," also published in 1933. Endorsing the Nazis' vitriol in the Reichstag, where Jews were derogatorily referred to as "swine," Kai Chun wrote:

> The wealth of the Jewish people is renowned worldwide, but their stinginess is also without parallel. No matter how wealthy they are, they always hoard their wealth tightly, unwilling to contribute it for the legitimate purposes of the nation and society. As a result, they eventually lose their nation and become not just miserly hoarders but also "nationless slaves" drifting across the seas. Referring to such people with this double servitude as "swine" is indeed appropriate.[29]

27 Minyi Wang, "Lament for the Jews" ["哀猶太"], in: *South China Weekly Review* [南華日報] 4, no. 12 (1933): 14–17.

28 Wang, "Lament for the Jews." The following quote ibid.

29 Kai Chun, "Jewish Swine" ["猶太豬"], in: *The Shanghai Pao* 12 [上海報] (1933).

While parroting Nazi rhetoric and repeating the stereotypes of an avaricious and stateless Jew, Kai Chun's article was also driven by a Chinese nationalist agenda. He pleaded for his readers to increase their donations toward the war effort so that the Chinese could avoid "one day reaching the situation of being like 'Jewish swine.'"[30] In holding the Jews responsible for their persecution by the Nazis, these Chinese writers called for safeguarding their country's threatened nationhood.

In the late 1930s, the concurrent intensification of Nazi persecution of Jews and the Japanese invasion of China proper further fueled the deployment of Jewish stereotypes in the service of Chinese national concerns. In 1938 *Blood Road*, a Chinese magazine for the war effort established in response to the full Japanese invasion, published an article titled "Full Picture of the German Antisemitic Movement." The article's main body was a translation of American reporter Curt Heymann's *Current History* piece "German Laws against the Jews," providing an elaborate account of antisemitic policies in Nazi Germany under the segregationist Nuremberg Laws.[31] Prefacing Heymann's text, translator Cao Peizi wrote:

> It can be said that the demise of the Jewish nation was not accidental. The Germans, who strategically, meticulously, and consistently exploited the Jewish weakness (a money-oriented mindset), subjected them to harsh treatment over a prolonged period, leaving the Jews with no chance to turn the tables.[32]

The Jewish stereotype of a "money-oriented mindset" was absent from Heymann's original piece, meaning that Cao drew from China's own discursive repertoire. He likely referred to missionary literature: "The Bible contains numerous records of Jews being wealthy but unkind."[33] And although Cao did not fully support German persecution, he nevertheless blamed Jews for their biblical nation's "demise" on the premise that it was not "accidental" but instead due to their "weakness." Drawing on Social Darwinism, which applied the principle of survival of the fit-

30 Ibid.

31 Curt L. Heymann, "German Laws against the Jews," in: *Current History (1916–1940)* 48, no. 3 (1938), pp. 38–43.

32 Peizi Cao, "Full Picture of the German Antisemitic Movement" ["德国'反猶太运动'的全貌"], in: *Blood Road* [血路] 19 (1938).

33 Ibid.

test to entire peoples, Cao argued that the Jews deserved their demise because of their weakness, while the "strategic" and "meticulous" Germans realized their natural destiny by exploiting the Jews. Such reasoning absolved the German perpetrators of their moral corruption and legitimized their supremacist worldview. Nonetheless, Cao's goal was for his compatriots to fight for a more favorable place in the international hierarchy. In translating Heymann's text, Cao informed his readers of the bleak "sealed fate of stateless slaves" and encouraged them to "seek out the factors leading to [the Jewish nation's] downfall, as a lesson for us who are 'akin to Jews' to reflect and repent."[34] By articulating anxieties over national survival through portrayals of Jews as anti-nationalists, these authors mobilized and reinforced a variety of existing stereotypes against European Jews in China's turbulent 1930s.

Following the outbreak of the Second Sino-Japanese War in 1937, the Japanese aggressors also escalated their Chinese-language propaganda campaign. The 1938 proclamation of a New Order in East Asia was intended to justify its conquests, and Japan ideologically positioned itself as the continent's liberator from both Western imperialism and Soviet communism. Thus, to encourage Chinese loyalty to the collaborationist regimes over the Kuomintang-Communist United Front, Japan and its collaborationist regimes produced Chinese-language texts that depicted the United Front as backed by "imperialist" and "communist" Jews.[35] By portraying the United Front as governed by external, non-Asian forces, the textual output sought to convince the Chinese that the United Front was more alien than "Asianist" Japan, which purportedly had China's interests at heart. A kernel of truth – that the Great Powers exploited China for military and financial gains – was thus transformed into a fabricated tale of international Jewry's manipulation of the United Front. Since antisemitism was already present in China's political discourse, the Chinese audience could be susceptible to a conspiracy propagated by the Japanese alleging international Jewish control of the Chinese war efforts. Hence, just as Chinese nationalists galvanized patriotism with antisemitic rhetoric, Japan wielded this discourse to win Chinese loyalty for its occupation.

34 Cao, "Full Picture."
35 Zhou, *Chinese Perceptions*, p. 142.

In the 1930s, Chinese nationalists typically portrayed Jews as being persecuted for their statelessness. Because the wealthy and long-established Baghdadi-British Jewish merchants in Shanghai did not conform to this image, they were rarely discussed by Chinese nationalists. In contrast to the abstract and generic reference to European Jews found in pro-China publications, the Japanese propagandists stereotyped Jews as imperialist financiers supporting the United Front and personally attacked the Jewish merchants in Shanghai, particularly the Sassoon family.[36] In 1939 the Japan-based *Osaka Chinese Daily* published an article by Takada Tarou titled "The Issue of German Oppression of Jewish People," which supported its Axis ally by justifying Germany's acts of persecution and alleging a Jewish anti-Japan financing campaign. Asserting that Jews had established "unshakeable influence in the political and economic systems of countries around the world," Takada brought the supposed Jewish power to China: "Particularly during the Sino-Japanese War, the Sassoon family, a Jewish international financial dynasty centered in Britain […] supported the Chiang regime in its resistance against Japan."[37] The article thus portrays the Chinese United Front as lacking national legitimacy by exposing the alleged support of the Sassoons.

Antisemitic tropes were employed to justify Japanese actions on the international stage. Takada rationalized the Axis powers' exit from the pacifist League of Nations by alleging that the League had been "manipulated by international Jewry."[38] In 1939 the collaborationist regime in Peking published a Chinese translation of an influential book in Japan, German naval commander Alfred Stoß's *The War between Jews and Japan*, which interpreted Far Eastern politics through an antisemitic lens.[39] The Chinese Kuomintang-Communist United Front was portrayed as a puppet of both Jewish bankers' Anglo-American capitalism and Jewish Bolsheviks' Soviet Union.[40] Stoß viewed Japan's invasion of China as just,

36 Irene Eber, *Wartime Shanghai and the Jewish Refugees from Central Europe: Survival, Co-Existence, and Identity in a Multi-Ethnic City* (Berlin: De Gruyter, 2012), p. 16.

37 Tarou Takada, "The Issue of German Oppression of Jewish People" ["德國彈壓猶太人問題"], *Osaka Chinese Daily* [大阪华文每日] (1939), sec. 2.

38 Ibid.

39 Zhou, *Chinese Perceptions*, p. 143.

40 Alfred Stoß, *The War between Jews and Japan* [猶太與日本之戰], trans. Guorui Xu (Beijing: Jinghua New Press [精華新記印書局], 1939), p. 60. Original 1934 German title: *Der Kampf zwischen Juda und Japan*.

framing it as a struggle against international Jewry's quest for world dominance that denied Japan its rightful *Lebensraum* in Asia.[41]

In the early 1940s, antisemitic discourse reached the highest level of collaborationist politics when Wang Jingwei's puppet Nanking regime instrumentalized its rhetoric. As part of Japan's Pan-Asianist Greater East Asia Co-Prosperity Sphere, Wang's regime appropriated Kuomintang's symbolism to present the façade of an independent China. A top Kuomintang leader before his defection, Wang hoped to "free China from Western imperialism and communism with the help of Japan."[42] Echoing the bigoted view that the Jews inherently harbored undesirable and corrupting ideologies, Wang declared, "Anarchists and communists have another ancestor, and that ancestor is the Jews. Jews have lost their own nation and people, and thus hate all nations and peoples."[43] Indeed, a 1940 decree issued by his foreign office connected global discourse on the Jewish threat with those Jewish subjects currently living in China, the Shanghai-based refugees of Nazism:

> The Jews, rejected by Germany and many other countries in Europe entered Shanghai and other areas. They disturb economic and political order, and involve themselves in illegal activities. They make the life of Chinese people more and more difficult. The legal cases against these people increase sharply each day. They are enemies of the New Order, the instrument of the British-American imperialists.[44]

Despite Wang's aggressive rhetoric, the puppet government lacked autonomy from its Japanese masters and was powerless to enact its policy on Jews. During wartime the Japanese military increased its surveillance on Jewish refugees in Shanghai, and in 1943 they confined Jews who were stripped of their citizenship by the Nazis to a "designated area" of Hongkew.[45] Since Hongkew's governance was lenient in

41 Ibid., p. 89.

42 Zhou, *Chinese Perceptions*, p. 145.

43 Liangli Tang, "Jewish Imperialism in Shanghai" ["上海的猶太帝國主義"], *Xingya Monthly* [兴亚月刊] 4 (1943), pp. 19–22.

44 Zhou, *Chinese Perceptions*, p. 149.

45 Ibid., and Kevin Ostoyich and Yun Xia (eds.), *The History of the Shanghai Jews: New Pathways of Research* (Cham: Springer International Publishing, 2022), p. 1.

comparison with the deadly ghettos in Nazi-occupied Europe and most of the Shanghai Jewish refugees survived the war, historians debate whether such measures were intended to control the city's foreign populations or they arose out of antisemitism.[46]

Under the puppet Nanking regime, the Nazi German-educated politician Tang Liangli founded an anti-American league, which engaged in anti-Jewish activism by associating the Jews with American capitalism. He organized mass demonstrations and actively recruited students and unionists to his league.[47] His articles, such as "Jewish Imperialism in Shanghai" published in the pro-Japanese *Xingya Monthly* in 1943, repeated numerous well-worn antisemitic tropes about Jewish greed and the plot for world domination.[48] He described Jewish arrival in China as an invasion and their commercial presence as "parasitic":

> The history of modern Jews invading China began in 1832, when a group of Jews dispatched by the British East India Company, led by the Sassoon family, arrived in China to engage in the nefarious trade of opium smuggling. Their activities have never been directly associated with legitimate industrial and commercial enterprises that contribute to society. […] [T]heir business activities were essentially parasitic and profiteering in nature.[49]

While the Sassoons smuggled opium between India and China, as many British merchants did at the time, the family business soon diversified into hospitality and real estate.[50] Building on one historical episode, Tang asserted that Jewish commercial activity never contributed to Shanghai's economy and industry. While British trade and imperialism provided the pretext for the arrival of the Baghdadi Jewish merchants in China, Tang accused them of acting as the nefarious and invasive drivers of British imperialism.

46 For the argument for the Japanese acting independently and not out of antisemitic intentions, see: Ostoyich and Xia, *Shanghai Jews*, p. 9. For the argument for Gestapo's influence on Japanese policies, see: Eber, *Wartime Shanghai*, p. 170.

47 Zhou, *Chinese Perceptions*, p. 147.

48 Tang, "Jewish Imperialism in Shanghai."

49 Ibid.

50 Irene Eber and Kathryn Hellerstein, *Jews in China: Cultural Conversations, Changing Perceptions* (University Park: The Pennsylvania State University Press, 2020), p. 14.

Furthermore, Tang declared that Shanghai's Jewish capitalism operated as part of a global anti-Japanese conspiracy. His article falsely accused the two most circulated English-language newspapers, *North China Daily News* and *Shanghai Evening Post and Mercury*, of being funded by Jewish capital and disseminating anti-Asian propaganda.[51] Regarding the latter newspaper, run by the American C.V. Starr, Tang commented:

> Its loud opposition to the peace movement, its apparent support for Chiang's terrorism, its continuous efforts to deepen the hatred between China and Japan, and its obstruction of the harmony between China and Japan and the establishment of a New Order in East Asia all prove that the US is indeed the Chinese people's enemy.[52]

Undoubtedly, the "peace movement" here referred to China's surrender or negotiated peace on Japanese terms, while "Chiang's terrorism" referred to the arduous Chinese war effort aided by the Americans. By portraying the Anglo-American media as driven by an alleged Jewish conspiracy, Tang maligned the United Front and its allies as foreign forces that acted against East Asia's best interests.

Finally, despite the drastically different historical contexts under which the two groups arrived in China, Tang equated the wealthy and established Baghdadi Jewish merchants with the struggling Ashkenazi refugees. Recalling his false claim that the opium-smuggling Sassoons did not contribute to Chinese society, he slandered the European Jewish refugees: "All they know is how to attach and parasitize, without considering contributing to the welfare of Shanghai through legitimate and valuable means."[53] He concluded his inflammatory article with the following statement:

> In Shanghai one can find negative traces of Jews everywhere. They have contributed to the despicable acts of British imperialism and the deceitful Americans' mercantile behavior. The influence of the once-powerful Jewish merchants in Shanghai has been curtailed due to the events of last year. However,

51 Tang, "Jewish Imperialism in Shanghai."
52 Ibid.
53 Ibid.

> this new wave of parasites, the recently arrived refugees, are causing chaos and harassing Shanghai's citizens.[54]

Here the "the events of last year" referred to the internment of Western citizens after the outbreak of the Pacific War and Japan's invasion of Shanghai's International Settlement in 1941. However, through their shared label as Jews, Tang assigned both groups "parasitic" characteristics and accused them of engaging in harmful activities in Shanghai. While antisemitic in its invocation of Jewish stereotypes of criminality, duplicity, and greed, Tang's narrative was also poisonous in its undifferentiated application of these stereotypes to two radically different Jewish communities with divergent relationships to finance and the state.

Antisemitic discourse was introduced to Republican China by the Christian missionary press and writers returning from Europe, and it advanced conflicting local agendas, ranging from Chinese nationalism to collaboration with Japan. After Hitler's rise to power, Chinese antisemitism was shaped by propaganda, journalism, and other means of indoctrination that emanated from Germany. Yet in contrast to Hitler's Europe, where antisemitism violently targeted the millions of Jews on the continent, Chinese antisemitism was not driven by deep-seated animosity toward the relatively small number of Jewish residents in Shanghai, who represented only a minute portion of China's vast population. Rather, Chinese writers of different political persuasions instrumentalized the imported prejudice to advocate for national and geopolitical issues.

Chinese Postwar Responses to Jewish Refugees in Shanghai

Explaining the failure of the Wang Jingwei regime to convince his subjects of the supposed "Jewish threat," Zhou Xun argues, "As a matter of fact, the majority of Chinese at that time had never even heard of the 'Jews' and also had no idea who they were. For most people in China, the most immediate enemy was Japan."[55] Indeed, as there were no Jewish communities in most parts of the country, the Republican-

54 Ibid.

55 Zhou, *Chinese Perceptions*, p. 152.

era antisemitic discourse that circulated among the intellectual elite and the limited reading public did not transform into a mass movement. However, a sizable Jewish refugee community aside from the Baghdadi Jewish merchants did reside in Shanghai. Everyday conflicts and resentment mobilized antisemitic discourse in Shanghai's local context, exacerbated in the postwar years (1945–1949) by the discrepancy between de jure postcolonial governance and de facto racialized discrimination brought by American occupation. Though sporadic anti-Jewish attacks occurred in the city, they were restrained by the city government and were subsumed into a wider anti-American movement. Nevertheless, the fervent anti-foreign sentiment and the disintegration of the semi-colonial power structure that once ensured the security of Euro-Americans prompted mass Jewish exodus from Shanghai.

From 1938 to 1941, roughly twenty thousand Jews escaped Nazi-occupied Europe to Shanghai. Though persecuted in Europe for their race, the Jewish refugees' European heritage granted them relative economic privilege in a racialized, semi-colonial Shanghai. Upon their arrival, the disparate treatment of Jewish and Chinese refugees was captured by the Chinese newspaper *Li Bao*, which ran a 1939 article titled "Five Chinese Refugees Equal to One Jew." After calculating that the daily aid for a Jewish refugee was five times that of a Chinese counterpart, the reporter lamented that "the lives of five Chinese refugees are only worth one Jewish life. Both are victims of troubled times and have survived calamities, yet the difference in their living conditions is so vast. Chinese people can't even be as satisfied as foreigners when they are refugees. How saddening."[56] Despite suffering economic destitution and physical confinement, especially during the Japanese occupation (1941–1945), most Jewish refugees in Shanghai survived the war. In the postwar period, most left China for new destinations, including the US, Israel, and Australia, while others were repatriated to Europe. Few remained in China beyond the 1949 communist revolution.[57]

During their postwar sojourn, through employment and socialization, many Jewish refugees identified with the American military and commercial presence

56 Yun Ping, "Five Chinese Refugees Equal to One Jew" ["五個中國難胞，抵一個猶太難民"], in: *Li Bao* [力報] 29 (1939).

57 Pan, *A Study of Jewish Refugees*, p. 85. See also: David Kranzler, *Japanese, Nazis & Jews: The Jewish Refugee Community of Shanghai, 1938–1945* (Hoboken: KTAV Pub. House, 1988), p. 581.

in China. Although Shanghai's foreign settlements were abolished along with the unequal treaties in 1943, the Euro-American supremacist structure of Western semi-colonialism was perpetuated by the significant presence of American troops in Shanghai.[58] From 1945 to 1949, many refugees were employed by the US military and were able to emigrate to America.[59] Instead of offering such assistance and opportunities to the local Chinese population, many of whom were also internal refugees from the Second Sino-Japanese War (1937–1945) and the civil war (1945–1949), the occupying American soldiers perpetrated "crimes rivaling the callousness of violence committed during Japan's occupation" against them.[60] In this context, Chinese antisemitism took on anti-imperialist significance as Jewish refugees were identified with American imperialism.[61]

In the postwar period, the Americans, who were once seen as the anti-imperialist allies in the fight against Japan, became the new imperialists in the postwar years with their economic domination and rampant, unpunished crimes.[62] American goods flooded the Chinese market as domestic industry was decimated during the Japanese invasion. American servicemen rampaged through the war-torn nation, raping women, murdering rickshaw drivers, and attacking the police. Despite the abolition of extraterritoriality, most American crimes were adjudicated in US martial courts rather than in the domestic legal system, which levied extraordinarily lenient sentences.[63] In Shanghai, where thousands of American soldiers congregated to aid the Kuomintang's war effort against the communists as the United Front broke down, their brutality was pronounced. During a three-month period in late 1945, US military vehicles caused 495 traffic accidents, killing 244 Chinese civilians.[64] As the Americans dominated the country's economy and legally infringed upon Chinese sovereignty, the Chinese public increasingly

58 Zach Fredman, "Introduction," in: idem, *The Tormented Alliance* (Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2022), p. 2.

59 Steve Hochstadt, *Exodus to Shanghai: Stories of Escape from the Third Reich* (New York: Palgrave Macmillan, 2012), pp. 177 and 187.

60 Zach Fredman, "Everything Comes Undone: The Postwar Occupation," in: idem, *The Tormented Alliance*, p. 177.

61 Ostoyich and Xia, *Shanghai Jews*, p. 192.

62 Fredman, "Everything Comes Undone," p. 167.

63 Ibid., p. 184.

64 Ibid., p. 179.

viewed the US as an unwelcome imperial presence despite the US alliance with the Kuomintang.

Western commentators noted how the Chinese newspapers mobilized antisemitism to condemn the ongoing preferential treatment of Jewish refugees in postwar Shanghai, this time facilitated by the US military. In November 1945, merely three months after Japan's surrender, the American newspaper *The China Weekly Review* observed in "Anti-Semitism in Shanghai" the increased prevalence of this prejudice in the Chinese press:

> It is with increasing concern that we have noted during the past few weeks the appearance in some of our contemporaries of the ugly beginnings of what seems to be antisemitism […] [in] exactly the same manner that Hitler and his henchmen began the campaign against the Jews in Europe.[65]

Indeed, article after article in Shanghai's Chinese-language newspapers employed vicious antisemitic tropes to accuse Jews of counterfeiting American products, manipulating the currency market, and displacing Chinese businesses. These claims echoed the wartime Wang regime's propaganda, and Jewish refugees were seen as agents of foreign commercial interests. For instance, in a 1946 article published in *The China Weekly* (Chinese name *Jinghua*, different from *The China Weekly Review* previously mentioned) titled "Jews Secretly Banking Gold in Shanghai, Counterfeiting Half of the American Glass Equipment and Speculating in Foreign Exchange," the anonymous author wrote:

> After the victory of the Anti-Japanese War, the first batch of "Uncle Sam" arrived in Shanghai. They mobilized the Jewish diaspora throughout the city. Some took over the enemy's *kissaten* and quickly converted them into cafes, hanging "Welcome U.S. Navy" signs at the entrance. Men served as waiters, women as temporary hosts, the old as guides, and the young as doormen. The Jewish people's shops around Tilanqiao flourished, their profits multiplying a hundredfold. Because they were proficient in English, they worked on the Allied

65 "Anti-Semitism in Shanghai," in: *The China Weekly Review (1923–1950)* (10 November 1945).

> warships and used their positions to funnel out "backdoor goods." Encouraged by them, American-style stalls throughout the city increased day by day.[66]

The author's emphasis on the Jews' association with foreign powers and their accusatory tone betrayed their anti-imperialist agenda and xenophobic attitude. Exaggerating American material benefits to the Jewish refugees, the article used "backdoor goods" and "American-style stalls" to misrepresent the refugees' resale of American rations to the Chinese.[67] Additionally, the author employed many non-Chinese words to indicate the Jewish refugees' association with foreign imperialist powers. "Teahouse" was written with the Japanese loan word *kissaten*; "cafes" and "Welcome U.S. Navy" were written in English. The author projected resentment toward the Japanese and American imperialists onto the Jews by associating Jewish refugees with foreign powers through these examples and linguistic choices. The article concluded:

> [I]t is due to the Jews' formidable strategies, which are truly astonishing, that we Chinese people cannot help but take notice! Our factory owners are preparing to freeze production, but they are planning to open large-scale factories for active production […] in a few years, Jewish people and goods will be all over Shanghai.[68]

Here the "Jews' formidable strategies," coupled with alleged profiteering, conjured antisemitic tropes of Jewish manipulation and exceptional business acumen. Addressing the in-group of "we Chinese people," the author signaled alarm against speculative Jewish economic and demographic domination. Operating cafes and serving the US military in low-level positions, the twenty thousand Jewish refugees were far from achieving any material dominance in Shanghai. However, as it was not politically expedient for many media outlets to overtly

66 "Jews Secretly Banking Gold in Shanghai, Counterfeiting Half of the American Glass Equipment and Speculating in Foreign Exchange" ["猶太人秘密淘金在上海:美式玻璃配備半由他們偽造.外匯調整謠言為了他們投機"], in: *The China Weekly* [精華] 2, no. 27 (1946), p. 5.

67 Sigmund Tobias, *Strange Haven: A Jewish Childhood in Wartime Shanghai* (Urbana and Chicago: University of Illinois Press, 1999), p. 50.

68 "Jews Secretly Banking Gold in Shanghai."

criticize the Kuomintang's American ally, the Jewish refugees' assumed economic power served as a stand-in for overwhelming American influence.[69] In this way, the author leveraged antisemitic tropes to address the Chinese grievances against postwar American financial domination.

To similar effect, the strongly worded 1946 Li Bao article "'Jewish Supplies' Fool the Shanghai People Who Are Infatuated with American Goods!" accused the refugees of producing fake American products: "Have you ever considered that you might be deceived when purchasing these American-style goods? If you don't want to be made fun of by the Jews for being 'tricked to death,' you might as well stick with reliable domestic products!"[70] Since this author aimed to encourage his compatriots to purchase more domestically made goods and resist American products, the accusation of Jewish counterfeiting served as a vehicle to demonstrate the superiority of domestic products. As the Jewish refugees resold American products to the Chinese, this justification could resonate with its domestic audience. Again, mediated through the stereotype of the profiteering Jew, the author targeted the powerful American economic influence in China.

Blatantly antisemitic texts such as "Diary of a Jew," published in *Youth Life* magazine in 1948, also contained an anti-imperialist agenda. Emulating the experience of many genuine refugees in the city, Chinese author Zhang Mengjun wrote a fictional diary from the perspective of a German Jew in Shanghai. The "diary" opened with the following: "My ability lies in taking advantage of a country's financial and economic situation when it becomes unmanageable. I can seize every opportunity to make tens of millions of people go bankrupt and quickly concentrate their wealth into my pocket."[71] Zhang employed the familiar trope of Jews engaging in illicit economic activities and manipulating the market, and the text purported to expose how the Jewish diarist inflated the German currency and created economic chaos in the Weimar Republic, causing millions of deaths while enriching himself: "Although I starved many Germans to death, my life has been full of luxury."[72] As Nazi crimes were already widely known in Shanghai by

69 Fredman, "Everything Comes Undone," p. 178.

70 "'Jewish Supplies' Fool the Shanghai People Who Are Infatuated with American Goods!" ["'猶太配備'魚目混珠醉心美貨的上海人!], in: *Li Bao* [力報] 21 (1946).

71 Mengjiu Zhang, "Diary of a Jew" ["猶太人日記"], in: *Youth Life* [青年生活] (1948).

72 Ibid.

the time the fictional diary was published in 1948, Zhang joined earlier Chinese writers in victim blaming, justifying Nazi persecution by accusing Jews of creating turmoil in Germany. Zhang's story echoed collaborationist propaganda in its lack of distinction between Ashkenazi refugees and Baghdadi merchants. After the fictional diarist migrated to Shanghai, he became a "god of wealth" by allying with the "ghosts" of wealthy Baghdadi Jews to ruthlessly commit fakery, forgery, and stock manipulation.[73] Further, by constructing a narrative of continuity of pathological Jewish behavior between Germany and China, Zhang left the door open for a Chinese response mirroring that of the Nazis.

Drawing upon transnational antisemitic imagery, Zhang's story conveyed an anti-imperialist message to its domestic audience. To his fellow countrymen, the author explained that the fictionalized Jewish subject chose China as his destination because in China, "people don't worship God or their ancestors. In each family's temples, a US dollar bill is offered."[74] And the diarist's business deals in China were successful "not due to my intelligence; it's simply because the people of the mysterious country are too foolish. They don't believe in their government or their businessmen, but they do believe in people with high noses."[75] Thus, Zhang lambasted his compatriots' American-oriented materialism and tendency to trust foreigners more than their own government and people. In this way, Zhang implored his Chinese readers to reflect upon their own consumption and internalized racism that privileged foreigners. Hence, this diary was simultaneously antisemitic and anti-imperialist as it challenged the racialized economic structure that put the Chinese at a permanent disadvantage. While the author's anti-imperial indignation was revealed through antisemitic tropes, the Jewish diarist was mythologized as an outsider, an exploiter who could not be trusted. Thus, the figure of the manipulative and economically powerful Jew served as a surrogate for the author's attack on the US-dominated economic order in China.

Aside from anti-imperialist sentiments, everyday conflicts also led to Chinese animosity toward the Jewish refugees. In the postwar years, many housing disputes arose between local Chinese returning to Shanghai and the Jewish ref-

73 Ibid.
74 Ibid.
75 Ibid.

ugees who occupied their former residences. In most cases, operating under the assumption that the Jewish refugees would eventually leave Shanghai and the residences could then be returned, the municipal government sided with the Jews.[76] These disputes occasionally devolved into violence. For instance, in 1946 hundreds of former Chinese residents attempted to forcefully evict Jewish occupants from one building. The protestors put up slogans and smashed windows but were eventually removed by the police.[77]

In extreme cases, housing disputes led Chinese citizens to appeal for restrictions on Jewish freedom of movement. In a stereotype-laden petition accusing the Jews of everything from spying for the Japanese to destabilizing the Chinese currency, eight Chinese merchants collectively wrote to the mayor's office:

> Jews disrupt customs, manipulate finance, and disturb the market, requesting restrictions on their activities to ensure public well-being […] granting permission to restrict their unlawful actions, ordering them to reside in designated area, and preventing their spread would be a great fortune for the citizens and the nation.[78]

Here the "designated area" refers to Hongkew, where the Japanese confined the stateless Jews during wartime. Curiously, after the city government's investigation, it discovered that the main petitioner had been harassed by a Jewish refugee who had been forced to move to Hongkew in 1943 and reluctantly traded his larger residence outside Hongkew for the petitioner's smaller residence within the designated area. After the end of the war, the Jew wanted his larger residence back, but its new occupant would not relinquish the better place he had obtained. Out of frustration, the petitioner gathered his friends and collectively wrote to the government, which responded, "The case, manipulated by the petitioners to create

76 For instance: Yao Hua and Wu Guozhen, Case Presented to the Shanghai Municipal Government by Yao Hua Regarding a Residence Occupied by Jewish Refugees, Requesting an Order for Them to Vacate [上海市政府有關姚華呈稱住宅被猶太難民占住請令飭讓一案], n.d., P-70/C-58, Shanghai Municipal Archive.

77 Chen, "Hundreds of Men and Women Expel Jews" ["數百男女驅逐猶太人"], in: *The World Morning News* [世界晨報] 9 (1946).

78 Jia Fuji, Petition by Jia Fuji et. al to Restrict Jewish Activities [贾福继等為請限制猶太人活動的呈文], 1946, Q6-15-417, Shanghai Municipal Archive.

confusion and avoid returning the house to the Jew, resorts to fabricating stories and muddling facts. It seems appropriate that such a case should not be entertained."[79] This interaction showcased that although antisemitic discourse was highly active in postwar Shanghai, it was not endorsed by its government, which relied on detailed investigation and evidence to dispel unfounded claims.

In contrast to the genocidal German antisemitism that the Jewish refugees had endured before their arrival in Shanghai, postwar Chinese antisemitism was employed for an anti-imperialist purpose and largely remained in the discursive realm. Since the increasingly anti-American Chinese public perceived the Jewish refugees primarily as agents and beneficiaries of American economic interests, the Jews were targeted as unwelcome alien elements tied to the US. The housing disputes invited anti-Jewish attacks and accusations rooted in stereotypes, but Chinese antisemitism rarely manifested as ideologically motivated violence that specifically persecuted the Jews, and it was not supported by any political establishment.

Overall, Chinese antisemitic discourse in postwar Shanghai was engendered by an anti-imperialist agenda and local conflicts. It contributed to the xenophobic atmosphere that made the city inhospitable for Jewish refugees. Since Jewish refugees perceived the hostility as anti-foreign and not antisemitic, their memories provided source material for contemporary Chinese academia to make the claim that China was free of antisemitism.[80]

The Absence of Antisemitism in the Memories of Jewish Exiles in China

In 2013 the *Jüdische Allgemeine* published an interview article titled "Chinesen bewundern Juden."[81] The interviewee, Professor Xu Xin, a pioneer of Jewish studies in China, responded with the following when asked about China's attitude toward Jewish refugees:

79 Wu Guozhen, Vice Mayor Wu's Response to Petition by Jia Fuji et. al to Restrict Jewish Activities [贾福继等為請限制猶太人活動的呈文 – 吴副市长回复], 1946, Q6-15-417, Shanghai Municipal Archive.

80 Pan, *A Study of Jewish Refugees*, p. 7.

81 Michelle Berger, "Chinesen bewundern Juden" (Interview), in: *Jüdische Allgemeine* (2 December 2013), https://www.juedische-allgemeine.de/juedische-welt/chinesen-bewundern-juden/?amp.

> Während der schweren Zeit des Zweiten Weltkriegs halfen sich Juden und Chinesen gegenseitig. Interessanterweise wurden Juden in China immer nur als Ausländer wahrgenommen und nicht als Juden. Die Chinesen hatten keinen Bezug zu dieser Art von Religion. Insofern gab es nie eine antijüdische Diskriminierung.[82]

When further queried on whether antisemitism exists in contemporary China, Professor Xu Xin responded confidently:

> Nein, im Gegenteil, die Chinesen bewundern die Juden und versuchen, von ihnen zu lernen. Man solle sich nur die Liste der jüdischen Nobelpreisträger anschauen, oder die der weltweit bedeutendsten Politiker, Ökonomen und Schriftsteller. Das beeindruckt die Menschen in China. Und wenn manchmal trotzdem stereotype Aussagen über Juden fallen, hat das nur mit westlichem Einfluss zu tun.[83]

Xu appears to have approached the history of Sino-Jewish encounters from the perspective of friendship, excluding any accusations toward China. Xu Xin's stance, or rather, the research of a group of Chinese scholars he represented, has been described by German scholar Tomas Pekar as the "Sinification" (*Sinisierung*) of Jewish exile discourse: "Dieses Narrativ ist nach wie vor von großer Aktualität im gegenwärtigen China. Es trägt zur Legitimation der Herrschaft der kommunistischen Partei Chinas bei."[84] Pekar's ideologically charged discourse can be easily misunderstood, as the ruling government in China during World War II was not the CCP. Pekar is certainly not just criticizing the growing politicization of Chinese academia; rather, he is advocating for the establishment of a collaborative and complementary mechanism between East and West, including China and Japan. This approach aligns with Michael Rothberg's concept of multidirectional memory, where memories interact and inform one another across different cultural and

82 Ibid.

83 Ibid.

84 "Erinnerungskultur: Jüdisches Exil in Shanghai," in: *Deutschlandfunk Nova* (8 September 2023), https://www.deutschlandfunknova.de/beitrag/erinnerungskultur-juedisches-exil-in-shanghai.

historical contexts. However, the promotion of Sino-Jewish friendship by Chinese scholars is not entirely unsubstantiated. Among the extensive corpus of memoirs, autobiographies, and autobiographical novels written by former Jewish refugees, there is little recollection or discussion of antisemitic incidents. On the contrary, some authors explicitly state that there was no antisemitism in China.

For instance, former Shanghai Jewish refugee Ernest Heppner wrote the following in his memoir *Fluchtort Shanghai*:

> Weder die Chinesen noch die Japaner wußten, was ein Jude ist. Wir waren in einem Land angekommen, das offensichtlich niemals antisemitische Ressentiments gekannt hatte. Weder Konfuzianismus noch Buddhismus, noch Taoismus hatten jemals gelehrt, andere Religionen zu hassen. Es schien, als seien wir im Paradies gelandet – einem Land, in dem man nichts gegen Juden hatte! Für die Chinesen waren wir zunächst ganz gewöhnliche *nakonings*, Fremde.[85]

An almost identical discussion appears in the autobiography *From Nazi Germany to War-torn Central China* by Wolfgang Karfunkel, who was a refugee in Chongqing:

> Neither the Chinese nor the Japanese knew much about the Jews. For them we were all foreigners. They had never shown any anti-Jewish sentiment. The philosophies of Confucianism, Buddhism, Shintoism and Taoism never taught hatred or contempt for other religions. China was a country without Antisemitism![86]

Heppner and Karfunkel explained the reasons for the absence of antisemitism in China from a cultural-religious perspective. As echoed by Xu Xin, they also emphasized a crucial perception: Chinese people did not have the concept of "Jews." Largely due to their lack of Chinese language skills, the Jewish refugees

85 Ernst Heppner, *Fluchtort Shanghai: Erinnerungen 1938–1948*, trans. Roberto de Hollanda (Bonn: Weidle, 1998), p. 100.

86 Wolfgang Karfunkel, *From Nazi Germany to War Torn Central China: Story of a Young Refugee 1940–1951* (Berlin: Edition Goldbeck-Löwe, 2006), p. 7.

did not engage with Chinese textual discourse that distinguished Jews from other foreigners. Instead, most of the Chinese people with whom they interacted either made no such distinction or conflated "Jews" with "foreigners." Therefore, in this historical context, categorizing the various Sino-Jewish disputes as antisemitic does not reflect ordinary Chinese people's perception of the Jews.

Hellmut Stern, who was a refugee in Harbin, Chinese Manchuria, under Japanese occupation, wrote that although he experienced antisemitism in the city, the antisemites were not Chinese but the exiled White Russians.[87] In other words, in Stern's view, there was no indigenous antisemitism in China. In an interview with his daughter, Adina Stern, she pointed out that her father insisted to her that Chinese people were not antisemitic.[88]

In former Shanghai Jewish refugee Hannelore Heinemann Headley's autobiography *Blonde China Doll*, she compared the CCP to the Nazis due to her father's imprisonment for espionage after Shanghai's liberation in May 1949. However, she employed the term "anti-Western sentiments" in place of "antisemitism" to describe the dominant social atmosphere of the time.[89] In fact, during the later stages of their exile, the Jewish refugees' lives were impacted to varying degrees when the CCP took control of the cities where they had sought refuge. In an interview, Hellmut Stern stated, "Gerade die letzten Jahre, als der Krieg schon längst vorbei war, waren hart. Unter japanischer Herrschaft ging es uns schlecht, weil wir arm waren. Richtig gelitten haben wir aber erst, als die 8. Armee der chinesischen Kommunisten 1946 kam."[90] In Southwest China, Karfunkel and his Chinese wife Sulan chose to leave China for Israel due to surveillance and criticism. Facing such trauma, Karfunkel wrote in his autobiography, "Till today I have refrained from talking or writing about this time."[91] Despite these unfortunate circumstances, Karfunkel, like Heinemann, did not attribute the negative incidents to

87 Hellmut Stern, *Saitensprünge: Erinnerungen eines leidenschaftlichen Kosmopoliten* (Berlin: atb, 2015).

88 Interview with Adina Stern, Berlin, 6 June 2023.

89 Hannelore Heinemann Headley, *Blond China Doll: A Shanghai Interlude, 1939–1953* (St. Catharines: Blond China Doll Enterprises, 2004), p. 176.

90 Hellmut Stern, "Musik hat uns das Leben gerettet," interview by Felix Lee, *taz* (27 November 2006), https://taz.de/!348001/.

91 Karfunkel, *From Nazi Germany*, p. 135.

antisemitism. On the contrary, Karfunkel defended their departure: "We were not asked to leave!"[92] He expressed his deep affection for China and its people:

> I always loved China very much, the people, the language, the old traditions and the food. I shall never forget that China saved my life and not only the life of members of my family, also many thousands of Jewish families from Nazi Germany and other parts of Europe who could come to China […]. The many people I met in China were always kind to me.[93]

Although the lives of Jewish refugees exiled in China were filled with hardship and challenges, in their reflections, they still expressed gratitude toward China and formed a consistent narrative of collective memory.

Regarding this phenomenon, Michael Blumenthal has offered a different perspective in an interview. When asked about the relationship between Jewish refugees and the Chinese people, he remarked:

> Sie hätten uns natürlich das Leben hier sehr schwer machen können […] und das haben sie nicht getan. Sie waren tolerant, sie haben sich uns nicht widersetzt, sie haben nicht gemeutert gegen uns, sie haben uns nicht angegriffen – wir waren sozusagen Leidensgenossen. Wir haben ein Leben nebeneinander gelebt. […] Es hätte auch anders ausgehen können. Und in dieser Beziehung muss man ihnen wirklich dankbar sein. Das ist das Wahre an der Geschichte. Na, also wenn die Emigranten sagen, die Chinesen seien nett und freundlich gewesen, na ja, dann haben sie auch vergessen, wie oft wir auf die Chinesen geschimpft haben und sie auf uns.[94]

Blumenthal's revisionism of the Jewish refugees' collective memory precisely illustrates the unreliability and constructed nature of memory. Thus, what needs to be interrogated is whether the Jewish refugees, as survivors, lost their ability to

92 Ibid., p. 144.

93 Ibid., p. 143.

94 Matthias Messmer, "Die Shanghaier Emigration: Ein Beitrag zur Fremdwahrnehmung im Exil," in: *Judaica: Beiträge zum Verstehen des Judentums* 59, no. 4 (2003), pp. 256–278, here p. 267.

critically engage with China and deliberately omitted elements that conflict with an expression of gratitude toward the country in their memoirs. Scholar Ariane Goetz, in her study on how Shanghai Jewish refugees authored their sojourn in autobiographies, states, "[D]ie Autoren, um politische Korrektheit und geschichtliche Objektivität bemüht, ein Geschichtswerk mit persönlichen Quelleneinschüben verfassen, wodurch die für die Untersuchung auf Fremdheitserfahrungen grundlegende Wiedergabe einer subjektiven Wahrnehmung des Erlebten leidet."[95]

Goetz's viewpoint is confirmed in Judith Weißbach's systematic study of exile memory in the Shanghai Jewish refugees' autobiographies. According to Weißbach, the later the memoirs were written, the more they exhibited reflexivity and political correctness.[96] In almost all recently written autobiographies, the authors tend to express sympathy for the impoverished Chinese people at the time, portraying them as fellow sufferers. Disputes with the Chinese people, according to Weißbach, are therefore not the main theme of their narratives.[97] When attending to the narratives of Jewish refugee memoirs and their constructed nature, one can hardly conclude that there was a complete absence of antisemitism in Chinese society. However, the consistency among memories across regions does, to a certain extent, support the view that antisemitism remained discursive and did not materialize into a widespread social movement that specifically targeted and physically threatened Jews in China.

Conclusion

Existing scholarship contends that there was an absence of Chinese antisemitism, citing former Jewish refugees' testimonies that describe Shanghai as a diverse metropolis with a welcoming population.[98] This essay has argued that antisemitism infiltrated Republican China's societal and intellectual spheres and targeted

95 Ariane Goetz, *Exil in Shanghai: Über Fremdheitserfahrungen in den Autobiographien deutscher Exilanten* (Munich: GRIN, 2004), p. 47.

96 See: Judith Weißbach, *Exilerinnerungen deutschsprachiger Juden an Shanghai 1938–1949* (Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2017), p. 240.

97 Ibid.

98 For instance: Pan, *A Study of Jewish Refugees*, p. 7.

Jewish refugees. Specifically, in the uneven landscape of knowledge transfer that privileged the West, Chinese writers readily adopted Jewish stereotypes brought back by students returning from Europe and used them to advocate for their own political causes. In the postwar years, these stereotypes were mobilized against Jewish refugees, scapegoating them as agents of US imperialism. Yet curiously, few Jewish refugees have acknowledged Chinese antisemitism in their memoirs. This reflects their limited engagement with Chinese texts due to language barriers and a reluctance to criticize China, possibly out of political correctness and gratitude for their survival.

As the corpus of existing scholarship mainly relies on Jewish accounts, it denies the existence of Chinese antisemitism and presents a rosy view of Chinese hospitality and Sino-Jewish relationships. This positive image is doubtlessly helpful for China's soft power on the international stage. In this context, deliberate avoidance and language barriers have hindered critical engagement with texts from the Republican era that reveal a strong antisemitic undercurrent. However, studying Republican Chinese antisemitism and the Jewish refugees' relative ignorance of domestic media shines a light on the process of global knowledge transfer and its differential reception across groups within the same temporal and geographic space. Furthermore, acknowledging the historical presence of this discourse advances our understanding of its manifold afterlives, from its omission in the former Jewish refugees' memoirs to the outpouring of antisemitic sentiments on Chinese social media in the wake of the outbreak of the 2023 Israel-Hamas War.[99]

99 Daisuke Wakabayashi, Tiffany May, and Claire Fu, "As China Looks to Broker Gaza Peace, Antisemitism Surges Online," *The New York Times* (28 October 2023), https://www.nytimes.com/2023/10/28/world/asia/china-israel-hamas-antisemitism.html.

ANTHONY KAUDERS

Enmity Explained: The History of Emotions and the Psychology of Antisemitism

Thinking about antisemitism and emotions is not new. Scholars and laypeople alike have assumed that Judeo*phobia* is related to certain feelings, be they expressed individually or collectively, and that a purely cognitive approach to the subject will not do.[1] Prominent books on the subject refer to hatred as its underlying cause.[2] Psychoanalytic readings of Jew-hatred posit emotional explanations, from "regression" and "projection" to "castration anxiety" and "mass psychosis."[3] Scholars have recently revisited early treatments of antisemitic sentiments to make sense of the phenomenon.[4] It is the history of emotions approach, however, that

1 Jonathan Judaken's suggestion that we replace the term "antisemitism" with "Judeophobia" presupposes that the phenomenon is primarily about emotions, in this case "a volatile combination of both fear and fascination." See Jonathan Judaken, "AHR Roundtable. Rethinking Anti-Semitism: Introduction," in: *American Historical Review* 123, no. 4 (2018), pp. 1122–1138, here p. 1122.

2 William I. Brustein, *Roots of Hate: Anti-Semitism in Europe before the Holocaust* (Cambridge: Cambridge University Press, 2003); Robert S. Wistrich, *Antisemitism: The Longest Hatred* (New York: Pantheon, 1991).

3 Anthony D. Kauders, "Speculating about Society, Analyzing the Individual: Where Freudian Accounts of Antisemitism Go Wrong," in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 30 (2021), pp. 125–156.

4 Fritz Bernstein, *Der Antisemitismus als Gruppenerscheinung: Versuch einer Soziologie des Judenhasses* (Königstein: Jüdischer Verlag, 1980; first published in 1926); Thomas Gloy, "Fritz Bernsteins Soziologie des Judenhasses," in: Hans-Joachim Hahn and Olaf Kistenmacher (eds.), *Beschreibungsversuche der Judenfeindschaft: Zur Geschichte der Antisemitismusforschung vor 1944* (Berlin and Munich: De Gruyter Oldenbourg, 2016), pp. 286–313; Jean-Paul Satre, *Anti-Semite and Jew: An Explanation of the Etiology of Hate* (New York: Random House, 1995; first published in French in 1946); Jonathan Judaken, *Jean-Paul Satre and the Jewish Question: Anti-Antisemitism and the Politics of the French Intellectual* (Lincoln: University of Nebraska Press, 2009).

has informed much promising work on the topic. Like other scholars in this field of inquiry, historians of antisemitic emotions analyze the latter in terms of shared norms, communal boundaries, particular styles, habituated (bodily) behavior, or recurring cycles. Their interpretations commonly relate to long-term developments or cultural conventions. As such, the history of emotions is a useful corrective to analyses that privilege religious or ideological motives in the history of antisemitism. Insisting that communities are bound by certain feelings toward groups, scholars of antisemitic emotions compel us to take a closer look at the interplay between ideas, sentiments, and behavior.

At the same time, doubts remain as to whether this novel perspective is fine grained enough to account for the specifics of change, especially in regard to the emergence and dissipation of emotions. As much as the historians of emotions seek to close the gap between thought and action, stressing as they do the relationship between values and emotions, they tend to focus more on beliefs (conventions, norms, standards) than on their execution. Where action is featured, as in the shape of "emotives" and "habitus," emotions and action often converge. In the former case, scholars hypothesize emotives as utterances that transform those who do the uttering and those to whom the utterances are addressed. In the latter, scholars imagine emotional habitus as automaticity, bodily disposition, and ingrained behavior that continuously affects everyday practice. Neither frame of reference allows us to distinguish between emotions that lead to action and emotions that do not. Why and when do people react to emotives? Why and when do culturally transmitted emotions convert into *specific* action?

It is here, at the interface between collective emotions and collective action, that concepts culled from social psychology could prove helpful, especially social identity theory and its offshoots self-categorization theory and intergroup emotions theory. Where the history of emotions is needed to appreciate the emotional norms (and challenges to these norms) in a given place at a given time, it is equally important to make sense of the processes by which emotions come to play the role they do. After providing a short overview of the history of emotions, I will review the existing scholarship on antisemitic emotions. I will then show how social psychology can contribute to more subtle understandings of anti-Jewish behavior. Inasmuch as social psychological accounts succeed in providing plausible explanations of the relationship between emotions and actions, they could offer a tool

for historians of antisemitism that complements (and, possibly, improves on) the history of emotions approach.

The History of Emotions

There is no need to summarize the growing literature on the history emotions, some of whose proponents have produced excellent surveys of the field.[5] Instead, the following passages will touch on themes that have both defined the theoretical engagement with the subject and are especially relevant to our analysis: 1) reason and emotions; 2) intentions and emotions; 3) group emotions; 4) emotions as practice.

From the outset, historians of emotions have rejected the separation of reason from emotions, a dichotomy that owed much to philosophers and religious figures – from Aristotle and St. Augustine to Descartes – who privileged reason over (irrational) feeling.[6] According to emotionology, reason and emotion go hand in hand; without emotions, reason cannot function properly. Scholars have invoked the tragic tale of Phineas Gage to demonstrate the dependence of rational thinking on the emotions. Suffering from a damaged limbic system after a serious accident, Gage could no longer engage in intelligent decision making.[7] The evidence from Gage and other cases reinforces the view that the intellect and emotions

5 See Jan Plamper, *The History of Emotions: An Introduction* (Oxford: Oxford University Press, 2017); Barbara H. Rosenwein and Riccardo Cristiani, *What Is the History of Emotions* (Oxford: Polity Press, 2017); Susan Broomhall (ed.), *Early Modern Emotions: An Introduction* (London: Routledge, 2016); Ute Frevert, *Gefühle in der Geschichte* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2021); Ute Frevert, *Emotions in History: Lost and Found* (Budapest: Central European History University Press, 2011); Rob Boddice, *The History of Emotions* (Manchester: Manchester University Press, 2017).

6 Thomas Dixon, *From Passions to Emotions: The Creation of a Secular Psychological Category* (Cambridge: Cambridge University Press, 2003). For a critique of the preference for cognition at the expense of bodily feelings, see Sara Ahmed, *The Cultural Politics of Emotion* (Edinburgh: Edinburgh University Press, 2014), p. 5.

7 Birgit Aschmann, "Vom Nutzen und Nachtteil der Emotionen in der Geschichte. Eine Einführung," in: Birgit Aschmann (ed.), *Gefühl und Kalkül: Der Einfluss von Emotionen auf die Politik des 19. und 20. Jahrhunderts* (Stuttgart: Steiner, 2005), pp. 9–32, here pp. 17–18.

co-evolved.[8] Where neurologists and evolutionary scientists examine the physiological mechanisms linking reason with emotions, historians and philosophers search for the connections between value judgments and emotions. Emotions are "about something," Martha Nussbaum explains, "they have an object." And she continues, "My fear's very identity as fear depends on its having some such object: take that away and it becomes mere trembling or heart-leaping."[9] Yet the object is not simply value-neutral. On the contrary, it is appraised in certain ways, either as something beneficial or harmful to an individual or group.[10] In contrast to non-emotional feelings such as immediate bodily pain (the broken toe, the burnt finger, the aching tooth), emotions correspond to values: the *dangerous* snake, the *enviable* neighbor, the *shameful* crime.[11] Emotions therefore assume a "valence" or "hedonic tone" that "renders them either inherently pleasant or inherently unpleasant" – depending on how they relate to the objects or goals they are attached to.[12] This is also the fundamental idea behind the work of psychotherapists beholden to Cognitive Behavioral Therapy, for whom feelings proceed from perceptions of specific situations.[13] Many objects and goals, furthermore, are associated with ideas of the world – what individuals, groups, and societies "want for themselves."[14] Put differently, the "aboutness" of emotions is not an "aboutness" isolated from the rest of people's belief systems, but rather an integral part of their particular moral universe.

Belief systems are shared. Some of the most important studies in the historical sub-discipline concerned with emotions consider the way in which emotional

8 Ute Frevert, "Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?," in: *Geschichte und Gesellschaft* 35, no. 2 (2009), pp. 183–208, here p. 190.

9 Martha Nussbaum, *Upheavals of Thought: The Intelligence of Emotions* (Cambridge: Cambridge University Press, 2001), p. 27. See also Ruth Leys, *The Ascent of Affect: Geneology and Critique* (Chicago and London: University of Chicago Press, 2017).

10 Ibid., pp. 28, 30.

11 Sabine Döring, "Allgemeine Einleitung: Philosophie der Gefühle," in: Sabine Döring (ed.), *Philosophie der Gefühle* (Berlin: Suhrkamp, 2009), pp. 12–65, here p. 19.

12 William M. Reddy, *The Navigation of Feelings: A Framework for the History of the Emotions* (Cambridge: Cambridge University Press, 2001), p. 21.

13 See, for example, Freda McManus, *Cognitive Behavioural Therapy: A Very Short Introduction* (Oxford and New York: Oxford University Press, 2022), p. 23.

14 Barbara H. Rosenwein, *Emotional Communities in the Early Middle Ages* (Ithaca: Cornell University Press, 2006), p. 14.

styles, regimes, and communities are formed, maintained, and challenged. The underlying idea here is that "feeling rules" or "feeling norms" shape emotions.[15] "Regulation" and "mastery," that is, how groups ensure that "appropriate" emotions are on display either in day-to-day comportment or in specific situations, are further catchwords. William Reddy reminds us that, from a young age, boys in Western societies are taught to replace one emotion (sadness) with another (anger) in order not to cry (in certain instances). By such means, "problem emotions, even though they feel automatic and uncontrollable, may be alterable."[16] Guidelines of this kind are not private affairs confined to individuals or families. Rather, they define the self-understanding of larger groups. This is why Reddy refers to emotional regimes and Barbara Rosenwein to emotional communities. For Reddy, "a normative style of emotional management is a fundamental element of every political regime, of every cultural hegemony." Occasionally, people seek "refuge" from this hegemony by embracing alternative forms of emotional management.[17] For Rosenwein, emotions depend on language, cultural practices, and moral beliefs, so that "*every* culture has its rules for feelings and behavior; *every* culture thus exerts certain restraints while favoring certain forms of expressivity."[18] She also adds that these cultures can be smaller or larger, and that individuals usually straddle emotional communities, moving from "taverns to law courts," so to speak.[19] Still,

15 Pascal Eitler, Bettina Hitzer, and Monique Scheer, "Feeling and Faith: Religious Emotions in German History," in: *German History* 32, no. 3 (2014), pp. 343–352, here p. 344; Kate Davison, Marja Jalava, Giulia Morosini, Monique Scheer, Kristine Steenbergh, Iris van der Zande, and Lisa Fetheringill Zwicker, "Emotions as a Kind of Practice: Six Case Studies Utilizing Monique Scheer's Practice-Based Approach to Emotions in History," in: *Cultural History* 7, no. 2 (2018), 226–238, here p. 227.

16 Reddy, *The Navigation of Feeling*, pp. 16–17.

17 Ibid., p. 121. See also pp. 122–123. See also Rob Boddice, "The Affective Turn: Historicizing the Emotions," in: Christian Tileaga and Jovan Byford (eds.), *Psychology and History: Interdisciplinary Explorations* (Cambridge: Cambridge University Press, 2014), pp. 147–165, here p. 156.

18 Barbara H. Rosenwein, "Worrying about Emotions in History," in: *American Historical Review* 107, no. 3 (2002), pp. 821–845, here p. 837. See also Daniel Lord Small, *On Deep History and the Brain* (Berkeley and Los Angeles: University of California Press, 2008), p. 153.

19 Ibid., p. 842. For the difference between Rosenwein and Reddy on the size and range of communities and/or regimes, see Jan Plamper, "The History of Emotions: An Interview with William Reddy, Barbara Rosenwein, and Peter Stearns," in: *History and Theory* 49, no. 2 (2010), pp. 237–265, here pp. 242–243, 253–254. Some scholars prefer to speak of emotional

emotional navigation depends on the fact that the values governing both the tavern and the law courts share certain norms in common.[20]

Historians have also conceived of emotions as performance to account for the role of feelings in routine and situational behavior. For Reddy, emotives are a form of practice insofar as they involve attempts to "feel what one says one feels" or, aimed at an audience other than oneself, to make others feel what one feels. Emotives include "all verbal, gestural and facial expressions 'that derive from conscious' decisions 'made in the full light of attention.'"[21] Hitler denouncing the Jews at a gathering of NSDAP members would be an emotive that possibly reignited, confirmed, or heightened his hatred and, at the same time, elicited or roused the same kind of ill will among the party faithful. For Monique Scheer, practice is "habituated behavior executed without much cognitive attention paid."[22] According to her Bourdieu-inspired practice theory, agents are not "viewed as prior to practices, but rather as the product of them."[23] Each culture or group uses rituals "as a means of achieving, training, articulating, and modulating emotions for personal as well as social purposes," transforming these emotions into bodily knowledge.[24] Emotions, then, are not learned conceptually but rather "embedded in the body in specific, situated practices."[25]

Scholars following in Scheer's footsteps see emotions "as a form of action that did us by repetition, rather than as an 'expression of a determinate underlying psychological and psychosocial phenomenon.'"[26] Although Reddy and Scheer differ in

styles rather than communities in this connection. See Manuel Borutta and Nina Verheyen, "Vulkanier oder Choleriker? Männlichkeit und Emotion in der deutschen Geschichte 1800–2000," in: Manuel Borutta and Nina Verheyen (eds.), *Die Präsenz der Gefühle: Männlichkeit und Emotion in der Moderne* (Bielefeld: transcript Verlag, 2010), pp. 11–39, here p. 21.

20 Boddice, *The History of Emotions*, p. 78.

21 Rob Boddice, *A History of Feelings* (London: Reaktion Books, 2019), pp. 67–68.

22 Monique Scheer, "Are Emotions a Kind of Practice (and Is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuian Approach to Understanding Emotion," in: *History and Theory* 51, no. 2 (2012), pp. 193–220, here p. 200.

23 Ibid.

24 Ibid., p. 18.

25 Davison et al., "Emotions as a Kind of Practice," 227.

26 Dolores Martin-Moruno and Beatritz Pichel, "Introduction," in: idem (eds.), *Emotional Bodies: The Historical Performativity of Emotions* (Urbana: University of Illinois Press, 2019), pp. 1–14, here p. 4. See also Deborah B. Gould, *Moving Politics: Emotion and Act Up's Fight Against AIDS* (Chicago: University of Chicago Press, 2009).

their respective emphases – Reddy is above all concerned with the conscious production of emotions, Scheer draws attention to their unconscious reproduction – both reject the dichotomy between emotion and action, arguing instead that the two are inextricably intertwined. To summarize: most historians working in the field agree that emotions are goal-oriented, tied to reason, and culturally transmitted. They can also be transformative practices or internalized bodily routines. Whatever the specific interpretation, historians agree that emotions govern group behavior.

The History of Emotions and Antisemitism

Scholars of Judeophobia have begun to apply these ideas to antisemitism. A good case in point is Germany, where a special issue of *Geschichte und Gesellschaft*, one of the country's leading historical journals, has addressed the subject. Stefanie Schüler-Springorum, director of Europe's preeminent research center on antisemitism (*Zentrum für Antisemitismusforschung*), has more recently co-edited a volume dedicated to antisemitism and emotions. In both publications, historians attempt to move away from earlier preoccupations with psychoanalysis, critical theory, or conformity and obedience studies – the prevailing psychological approaches to anti-Jewish hostility, including the Holocaust – to consider the relevance of the history of emotions approach. Many contributors reiterate key findings from the broader literature: the centrality of cognition (emotions and reason), group compliance (emotional regimes/communities), and cyclical change (emotions as expressive of wider cultural developments). Some contributions also accentuate shorter-term developments, examining the impact of resentment and emotional self-control on Gentile-Jewish relations, for example. Most importantly, prominent scholars of antisemitism have embraced the view, usually identified with Reddy and Scheer, that emotions and action coincide.

The history of emotions account of antisemitism has focused primarily on routines and embodiments that are "reactivated emotionally."[27] This preference

27 Uffa Jensen and Stefanie Schüler-Springorum, "Einführung: Gefühle gegen Juden. Die Emotionsgeschichte des modernen Antisemitismus," in: *Geschichte und Gesellschaft* 39 (2013), pp. 413–442, here p. 437; Uffa Jensen, *Zornpolitik* (Berlin: Suhrkamp, 2017), p. 15.

for enduring dispositions characterizes several explanations of antisemitism. Sometimes, the years in question are confined to specific historical constellations or political regimes. In the early nineteenth century, for example, members of an exclusive Berlin society (*Tischgesellschaft*) responded to the prospect of Jewish emancipation with *resentment*, fearing that much-reviled social climbers were challenging their elite status. The anger and anxiety many first felt could not be fully articulated thanks to the bourgeois norm of emotional self-control. Resentment, often in the form of malice, typified the compromise between anger and restraint among members of the club.[28] The interwar period, to fast forward in time, pitted young right-wing radicals advocating an "emotionless" antisemitism of "cold" reason against prominent intellectuals advocating "German emotionality" against "Jewish rationalism."[29] After 1933, National Socialists sought to promote feelings of disgust vis-à-vis the Jewish minority by disseminating images of an "animal-like" Jewish physiognomy. This "emotional codification" was meant to breed racialized hatred that, it was hoped, would provide the "framework" for shaming Jews and non-Jews in the street, in the home, and in the courtroom.[30] Sometimes scholars cover much longer emotional "cycles" (*Konjunkturen*) such as the nineteenth century, from the Romantic inwardness of the *Vormärz* era (1815–1848) to the sober rationalism of the post-1848 years.[31] Uffa Jensen suggests that,

28 Uffa Jensen, "Häme als Ressentimentverbindung: Wie und warum man im frühen 19. Jahrhundert Juden verlachte," in: Stefanie Schüler-Springorum and Jan Süselbeck (eds.), *Emotionen und Antisemitismus: Geschichte – Literatur – Theorie* (Göttingen: Wallstein, 2021), pp. 167–189. An alternative approach to the history of emotions would be to examine such feelings with the help of relative deprivation theory. See Anthony D. Kauders, "From Realistic Conflict to Relative Deprivation: Rethinking the Psychology of Modern Antisemitism in Germany," in: *Antisemitism Studies* 6, no. 2 (2022), pp. 208–240.

29 Anthony D. Kauders, "Antisemitismus als Selbsthingebung, oder: Der Kampf gegen den 'jüdischen Rationalismus,'" in: *Geschichte und Gesellschaft* 39, no. 4 (2013), pp. 502–526; Ulrich Herbert, *Best: Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903–1989* (Bonn: J. H. W. Dietz, 1996); Michael Wildt, *Generation des Unbedingten: Die Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes* (Hamburg: Hamburger Edition, 2002).

30 Alexandra Przyrembel, "Ambivalente Gefühle: Sexualität und Antisemitismus während des Nationalsozialismus," in: *Geschichte und Gesellschaft* 39, no. 4 (2013), pp. 527–554, here p. 538.

31 Birigit Aschmann, "Emotionen und Antisemitismus: Von der Relevanz komplexer Konzepte," in: Schüler-Springorum and Süselbeck, *Emotionen und Antisemitismus*, pp. 21–41, here pp. 26–27.

as long as Jews remained strangers in the midst of Christian society, they could be "despised" (*verachtet*). Once they assimilated and became indistinguishable from the rest of the population, Germans began to hate them.[32] Hatred, in this view, depends on the cultural and spatial proximity between the hating subject and the hated object.[33] Jensen adds that "the hatred of Jews" was a "historically rare, probably unique phenomenon," presumably because Jews can progress from the status of despised "outsiders" to hated "insiders" only so many times.[34] In any case, the proximity in question does not refer to short-term trends, episodes unrelated to the larger narrative, or sudden crises.

Whatever the length of time under consideration, recent work on antisemitic emotions affirms that distinct feelings determined German-Jewish history, licensing or facilitating particular practices.[35] But if emotional norms mold behavioral patterns, how do these patterns make things happen? After all, historians associate feelings such as disgust and hatred with specific time periods, none of which simply generate behavior. Indeed, many of the above-mentioned emotions arise only sporadically, depending on collective pressure, the situation, or both. Must we not infer that, while emotions serve as the background noise that allows action to take place, their status as a causal or determining factor remains obscure? One solution would be to adopt Reddy's concept of emotional regime (as opposed to style) to demarcate the impact of emotions. "Style" becomes "regime," Reddy notes, "when the sum of the penalties and exclusions adds up to a coherent structure, and the issue of conformity becomes defining for the individual."[36] If regimes are more influential than styles, it is easier to trace the influence of emotional norms on day-to-day behavior. The norm of cold, "emotionless" antisemitism among men of the Reichssicherheitshauptamt has more explanatory value, for example, than the norm of inwardness in pre-1848 German-speaking territories. "Cold" antisemitism guided the daily work of Werner Best and like-minded National Socialists a great deal more than "hot" antisemitism affected the daily lives of antisemitic men and women in late Imperial Germany. If this is correct, historians need to

32 Jensen, *Zornpolitik*, p. 83.
33 Ibid., p. 79.
34 Ibid., p. 84.
35 Ibid., pp. 114–115.
36 Plamper, "History of Emotions," p. 243.

establish a close correspondence between the norms of the respective emotional community and the routine activities derived from these norms. This is an easier task, however, than documenting the relationship between collective norms, on the one hand, and situational variables, on the other, a connection that is largely left unexplored in the literature.

Two prominent historians of antisemitic emotions have sought to deal with this conundrum in different (and conflicting) ways. In their overview of the literature, Uffa Jensen and Schüler-Springorum insist that emotions cannot predict behavior, deny that emotions and action differ, and suggest that emotives engender emotions. Jensen and Schüler-Springorum argue that "serious reservations" exist concerning a "direct correlation between emotions and action." Emotions, they contend, give rise to different forms of behavior. Whether we are dealing with rage, apprehension, or elation, it is impossible to predict which type of conduct will ensue.[37] Any attempt to consider links between specific emotional regimes and specific forms of action, it follows, is doomed from the outset. At the same time, the authors question the juxtaposition of emotion and action altogether, given that "emotions already constitute practices." Relying heavily on Scheer's Bourdieuian reading of emotions, they write that acquired emotional structures form social and bodily dispositions that in turn explain behavior.[38] The conventional separation between emotions and action cannot be upheld. Finally, Jensen and Schüler-Springourm claim that the emotional speech acts Reddy calls emotives affect speakers and listeners alike, even if emotional "contagion" does not always come to pass.[39]

Let me initially touch on the first points raised. As stated by Jensen and Schüler-Springorum, emotions can lead to action, but it is impossible to trace how this happens and which emotions induce which actions. Even though emotions

37 Jensen and Schüler-Springorum, "Einführung," pp. 421–422.

38 Ibid., p. 422. Aside from Scheer's article cited above, they also refer to: Pascal Eitler and Monique Scheer, "Emotionengeschichte als Körpergeschichte: Eine heuristische Perspektive auf religiösen Konversionen im 19. und 20. Jahrhundert," in: *Geschichte und Gesellschaft* 35 (2009), pp. 282–313. See also Monika Schwarz-Friesel and Jehuda Reinharz, *Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert* (Berlin: De Gruyter, 2012), pp. 266–267, who speak of "stored emotional values" (*gespeicherte Gefühlswerte*).

39 Jensen and Schüler-Springorum, "Einführung," pp. 437–438.

such as anger appear to contribute to antisemitic violence, a "direct correlation" cannot be ascertained. We seem to be left with the impression that emotional regimes foster certain feelings toward Jews but cannot know for sure whether these feelings have repercussions beyond the background noise alluded to earlier. More seriously, few regimes in modern times wield the power that would permit us to speak of regular, day-to-day emotions directed against Jews, emotions that would explain concrete outbreaks of violence. But if this is the case, what value do we attach to emotions supposedly typical of antisemitism? For example, if "disgust" characterized earlier periods of feelings toward the Jews and "hatred" replaced these feelings at the end of the nineteenth century, does this tell us anything about either the likelihood or nature of anti-Jewish behavior? Compared to disgust, does hatred occasion more or less discrimination, more or less cruelty, more or less disorder? And which groups are implicated, and profoundly so, in these communities of disgust and hatred?

Jensen and Springorum also contend that interrogating the relationship between emotions and action can be unproductive, since emotions and action coincide in the shape of dispositions that continually co-construct the world. Two matters arise here. First, how do dispositions change? Deep-seated structures such as habitus hardly shift overnight, after all.[40] Scheer's solution is to suggest that "friction between various coexisting practices" causes "misunderstandings, conflicts, and crossovers" that in turn disrupt dispositions.[41] The friction in question pertains to "iterations" that allow for "shifts in performance and interactions within a field."[42] Such an account, at least at first sight, fails to differentiate between dispositions and less deep-seated emotions, as though "iterations" had the same impact on both long-term inclinations and momentary feelings. While it could be argued that in modern times several emotional propensities existed side by side, this would undermine the notion of habitus altogether and force us to conclude that individuals and groups are constantly and continuously affected by several emotional dispositions simultaneously. As is true for history more generally,

40 Bourdieu is always better at explaining continuity than change. See David Swartz, *Culture and Power: The Sociology of Pierre Bourdieu* (Chicago and London: University of Chicago Press, 1996), pp. 104, 107.

41 Davison et al., "Emotions as a Kind of Practice," p. 227.

42 Ibid., p. 235.

we need to ask how and when "emotions," "psychological states," or even expressions of "free will" override, deflect, transform, or re-assert established structures such as emotional habitus. Historians differentiate between long-term trends and short-term events precisely to explain sudden and not-so-sudden change. "Friction between practices" brought about or exacerbated by "iterations," it seems, does not do justice to the profound social transformations associated with the replacement of an emotional habitus.[43]

Second, what does co-construction mean in this connection? If emotions and conduct are identical, the following logic appears to hold true: certain patterns of behavior result from certain emotional dispositions that derive from certain emotional communities. If we return to the examples of disgust and hatred, now imagined as materialized dispositions constituting emotional communities in different periods of the nineteenth century, is it possible to describe the recurring practice of disgust by many over extended periods of time as well as the recurring practice of hatred by many over similarly long stretches of time? Do disgust and hatred, embodied as they are, manifest themselves in a like manner, regardless of the circumstances?

The above questions suggest that we cannot easily skirt the issue of how emotions might drive behavior *directly*, that is, beyond regime and habitus. Even if emotional dispositions delimit freedom of action, we routinely acknowledge the difference between an anger that is vented in the privacy of one's home and an anger that metamorphoses into murder in the street.[44] Where one anger might be habitual, the other is not. Indeed, it would have to be shown by historians how internalized, unconscious emotional dispositions affect behavior both in day-to-day life and in more unusual, even extreme circumstances. This is the stuff of personality and social psychology. Indeed, personality psychologists have written a great deal about these dispositions (called "traits" in their field), and by and large they concur that these dispositions explain "recurrent behaviours," "temporally stable tendencies," "generalized patterns of psychological functioning," and

43 William H. Sewell Jr., *Logics of History: Social Theory and Social Transformation* (Chicago: University of Chicago Press, 2005), p. 9.

44 On the delimitation of freedom of action, see Bettina Hitzer, "Emotionsgeschichte: Ein Anfang mit Folgen," in: *H-Soz-Kult* (23 November 2011), http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2011-11-001.

"characteristic regularities."[45] Personality traits tend to describe how people "act in *general*," while situational variables tend to explain how people "will act *under specific circumstances*."[46] If we accept the view that "doing emotions" is about specific dispositions emanating from specific emotional regimes or communities, we still remain ignorant of why (some of) these dispositions contribute to certain kinds of action.

More seriously, the argument that "emotions already constitute practices" would have to consider emotions that are *likely* to occasion specific deeds and emotions that are *unlikely* to do so. This differentiation is implied in Harry Frankfurt's famous distinction between first-order and second-order desires. Frankfurt discriminates between someone having the intention to perform a given action but then doing something different despite her erstwhile intention. In this instance, she decided as a result of a second-order desire or a volition of the second order. For the American philosopher, having such volitions was the equivalent of being a person. Creatures lacking such desires he calls wantons. As he puts it, the "essential characteristic of a wanton is that he does not care about his will. His desires move him to do things, without its being true of him either that he wants to be moved by those desires or that he prefers to be moved by other desires." So the difference between a person and a wanton is that where the person is moved to act either by a will she wants or by a will she does not want, the wanton does not reflect on whether his will is the will he wishes to act upon.[47] We need not accept the distinction between person and wanton to recognize that, as much as emotions are

45 Jens B. Asendorpf, "Personality: Traits and Situations," in: Philip J. Corr and Gerald Matthews (eds.), *The Cambridge Handbook of Personality Psychology* (Cambridge: Cambridge University Press, 2009), pp. 43–53, here p. 43; Nick Haslam, Luke Smillie, and John Song, *An Introduction to Personality, Individual Differences and Intelligence* (London: Sage, 2017), p. 6; Jens B. Asendorpf, *Persönlichkeit: Was uns ausmacht und warum* (Berlin: Springer 2019), p. 7.

46 David C. Funder, *The Personality Puzzle* (London and New York: W. W. Norton & Company, 2013), p. 129, his emphasis.

47 Harry Frankfurt, "Freedom of the Will and the Concept of a Person," in: Gary Watson (ed.), *Free Will* (Oxford: Oxford University Press, 2003), pp. 322–336, here pp. 325, 327–328, 330. For a similar approach based on the concept of self-regulation, see Roy F. Baumeister, "Free Will, Consciousness, and Cultural Animals," in: John Baer, James C. Kaufman, and Roy F. Baumeister (eds.), *Are We Free? Psychology and Free Will* (New York and Oxford: Oxford University Press, 2008), pp. 65–85, here p. 71.

goal-directed, some are more goal-directed than others. "Emotions as practice" must be supplemented by knowledge about why "habitus" is confirmed or called into question in certain situations.

"Emotives," also mentioned in Jensen and Schüler-Springorum's account of antisemitic emotions, seem to bridge the gap here. Conceived as speech acts that affect those who do the uttering (Hitler) and those to whom the utterances are addressed (the party faithful), emotives can have an immediate impact, "moving," "rousing," or "inflaming" audiences without prior notice.[48] Piroska Nagy, who prefers to speak of emotions rather than emotives, calls these situations "events" that form "a breach in the way history is structured, at least for the person who feels, expresses, or describes it."[49] Because emotives are always exploratory, that is, executed "in the hope that our actual full response will match the words we utter or gestures we make," we can never know whether they will be real "breaches" or go unnoticed.[50] In Austin's speech act theory, the success of a "performative" or "locution" depends on many variables: naming the ship Queen Elizabeth, for example, requires an audience that understands the words, appreciates that smashing a bottle against the stem is part of the act, and recognizes the authority of the speaker. The performative "I sentence you to ten years' imprisonment" can only work (or be "felicitous," in Austin's words) if everyone in the courtroom accepts the language game involved.[51] Similar conditions apply to emotives. While these are suggestive of the way in which feelings play a role in the dissemination of antisemitism, they are less indicative of how emotions convert into specific action. Commonplace but also erratic, emotives alone cannot explain antisemitism as individual or collective action. Other theories may prove more helpful in this respect.

48 Piroska Nagy, "Collective Emotions, History Writing and Change: The Case of the *Pataria* (Milan, Eleventh Century)," in: *Emotions: History, Culture, Society* 2, no. 1 (2018), pp. 132–152, here pp. 142, 144, 152.

49 Piroska Nagy, "Making a Collective Emotional Body: Francis of Assisi Celebrating Christmas in Greccio (1223)," in: Martin-Moruno and Pichel, *Emotional Bodies*, pp. 151–174, here p. 24. See also Damien Boquet and Pirsoka Nagy, *Medieval Sensibilities: A History of Emotions in the Middle Ages* (Cambridge: Polity Press, 2018), p. 217.

50 Plamper, "History of Emotions," p. 242.

51 John L. Austin, *How to Do Things with Words: The William James Lectures Delivered at Harvard University* (Cambridge, MA: Harvard University Press, 1975).

Social Identity and Emotions

The starting point of psychological thinking on social identity, self-categorization, and intergroup emotions is the person as group member. We are not just influenced by others; our very being is based on group membership.[52] This membership does not have to be relevant or stable all the time. In different situations, "people can define themselves as either individuals in terms of their individuality, their uniqueness, and separateness from others (i.e. personal identity), or as group members where their similarities and commonalities with others become salient (i.e. social identity)."[53] What people cannot do, however, is rid themselves of their social identities. These are shaped in collectives that emerge fairly easily, distinguishing themselves from other collectives on the grounds of perceived (trivial or arbitrary) differences.[54] The search for positive distinctiveness is especially prominent when an ingroup's social status is "ambiguous, ill-defined or threatened in some ways."[55]

While joining groups affects identities, it does not bring about a loss of identity. Unlike the de-individuation perspective most famously associated with Gustave Le Bon, social identity theory hypothesizes the "salience of a socially determined collective sense of self" rather than (pathological) regression to more primitive or unconscious types of identity.[56] Far from being the source of civilizational

52 Tom Postmes and S. Alexander Haslam, "Social Influence in Small Groups: An Interactive Model of Social Identity Formation," in: *European Review of Social Psychology* 16, no. 1 (2005), pp. 1–42, here p. 34.

53 Katherine J. Reynolds and John C. Turner, "Individuality and the Prejudiced Personality," in: *European Review of Social Psychology* 17, no. 1 (2006), pp. 233–270.

54 Rupert Brown, "Social Identity Theory: Past Achievements, Current Problems and Future Challenges," in: *European Journal of Social Psychology* 30, no. 6 (2000), pp. 745–778, here pp. 747–748.

55 Rupert Brown, *Henri Tajfel. Explorer of Identity and Difference* (London and New York: Routledge, 2020), p. 178.

56 Clifford Stott and John Drury, "Contemporary Understanding of Riots: Classical Crowd Psychology, Ideology and the Social Identity Approach," in: *Public Understanding of Science* 26, no. 1 (2016), pp. 1–13, here p. 9; Michael A. Hogg, *The Social Psychology of Group Cohesiveness. From Attraction to Social Identity* (Albany: New York University Press, 1992), pp. 93–94; John Turner, *Rediscovering the Social Group. A Self-Categorization Theory* (Oxford: Basil Blackwell, 1987), p. 51; S. Alexander Haslam, Stephen D. Reicher, and Michael J. Platlow, *The New Psychology of Leadership: Identity, Influence and Power* (Hove and New York: Psychology Press, 2011), pp. 52, 54.

degeneration, group behavior is as rational or irrational as individual behavior; what changes is the motivating behavior.[57] Three types of transformations take place in group settings. The first is cognitive, as people begin to "evaluate their interests and their priorities in relation to group-level beliefs and values." The second is relational, as people come to "see *each other* as fellow group members." The final transformation is emotional in nature – the "effervescence" or "fizzing bubbling excitement" that can go hand in hand with group action.[58] The feelings implicated in this transformation, hardly the "primitive enthusiasms" imagined by Le Bon and his admirers, enable individuals to feel empowered when enacting their new identities.[59]

Self-categorization theory develops some of these themes further, trying to make sense of how identities wax and wane. A dynamic process, self-categorization occurs at different levels of abstraction, including the interpersonal level (defining oneself as a unique individual relative to others), the intergroup level (defining oneself as a group member compared to a relevant outgroup), and the superordinate level (defining oneself as a human being against other life forms).[60] While self-categorization rests on prior expectations, goals, and encounters, all of which feed into how we respond to other groups, context is still key. Depending on the situation, the same people can be defined as either "in-group" or "out-group."[61] Gender categories may illustrate this. When two men or two women converse with each other, "gender does not distinguish the conversation participants and is thus not an effective category." Yet in a conversation "in which two men agree with one another but disagree with two women, gender categorization effectively captures the important situational

57 Martin van Zomeren and Russell Spears, "The Crowd as a Psychological Cue to In-Group Support for Collective Action against Collective Disadvantage," in: *Contemporary Social Science* 6, no. 3 (2011), pp. 325–341, here p. 328.

58 Stephen Reicher and John Drury, "Social Psychology of Collective Behavior," in: *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences* (Amsterdam: Elsevier, 2015), pp. 151–156, here p. 153.

59 Stephen Reicher, "Mass Action and Mundane Reality: An Argument for Putting Crowd Analysis at the Centre of the Social Sciences," in: *Contemporary Social Science* 6 (2011), pp. 433–449, here p. 446. See also John Drury and Steve Reicher, "Explaining Enduring Empowerment: A Comparative Study of Collective Action and Psychological Outcomes," in: *European Journal of Social Psychology* 35 (2005), pp. 35–58.

60 Reynolds and Turner, "Individuality," p. 240.

61 Haslam, Reicher, and Platlow, *The New Psychology*, p. 68.

similarities and differences between actors and is thus likely to be employed for categorization of self and other."[62] In fact, many people respond unfavorably if they are treated "in terms of a category membership they do not find relevant to the situation at hand, even when they would not contest the fact that they belong to this particular category in other situations."[63] Gender may be more pertinent to self-categorization in work situations compared to private settings, for example.

When self-categorizations change, perceptions of outgroups change too. Categorized as "American" or "female," individuals have shown comparatively high anti-Muslim reactions. Shifting categorizations from "American" to "student" or from "woman" to "individual" reduces such negative perceptions.[64] Self-categorization theory thus emphasizes how situational pressures "determine which of many category memberships will be emphasized at any given moment."[65] Against strategies for prejudice reduction that recommend recategorizing or decategorizing targets of abuse ("Muslims are like you and me," "Islam is an ancient and venerable civilization," "Muslims are law-abiding citizens"), the theory suggests that changing self-categorizations ("We embrace liberal democracy," "We are all in this together," "We stand for freedom of religion") is much more conducive to improving intergroup relations.[66]

62 Devin G. Ray, Diane M. Mackie, and Eliot R. Smith, "Intergroup Emotion: Self-Categorization, Emotion, and the Regulation of Intergroup Conflict," in: Christian von Scheve and Mikko Salmela (eds.), *Collective Emotions: Perspectives from Psychology, Philosophy, and Sociology* (Oxford: Oxford University Press, 2014), pp. 235–250, here p. 237.

63 Naomi Ellemers and Manuela Barreto, "Categorization in Everyday Life: The Effects of Positive and Negative Categorizations on Emotions and Self-Views," in: *European Journal of Social Psychology* 36 (2006), pp. 931–942, here p. 932.

64 Angela T. Maitner, Eliot R. Smith, and Diane M. Mackie, "Intergroup Emotions Theory: Prejudice and Differentiated Reactions toward Outgroups," in: Chris G. Sibley and Kate Barlow (eds.), *The Cambridge Handbook of the Psychology of Prejudice* (Cambridge: Cambridge University Press, 2017), pp. 111–130, here p. 118. For further examples, see Diane M. Mackie and Eliot R. Smith, "Intergroup Emotions Theory: Production, Regulation, and Modification of Group-Based Emotions," in: *Advances in Experimental Social Psychology* 58 (2018), pp. 1–70, here p. 15.

65 Devin G. Ray, Diane M. Mackie, Robert J. Rydell, Eliot R. Smith, "Changing Categorization of Self Can Change Emotions about Outgroups," in: *Journal of Experimental Social Psychology* 44, no. 4 (2008), pp. 1210–1213, here p. 1212.

66 Ibid. This has been confirmed by many different methods of activating categories, "from directly asking people to think about the group membership or self-identify on a demo-

Intergroup emotions theory embraces the above points: the dynamics of group formation, identity (re)construction rather than loss, social categorization as a group-level phenomenon, the contingency of self-categorization, and appraisals of outgroups determined by the self-categorizations of ingroups.[67] As its name indicates, intergroup emotions theory also seeks to investigate emotions entangled in social identity construction, be they transitory or long-lasting. For Diane Mackie and Eliot Smith, "'emotions' include occurrent states, or feelings experienced in the moment, such as anger at an out-group or pride regarding one's nation. They also include more enduring affective dispositions or 'emotional attitudes.'" Some people are terrified of dogs, but they need not be experiencing that fear now, at this moment. Similarly, some people loathe immigrants, but their feelings might resemble an undercurrent that is noticeable in certain situations only.[68] Like the history of emotions approach, especially when imagined as habitus, intergroup emotions theory acknowledges the existence of long-term emotional proclivities – the possibility "that group memberships carry with them chronic emotional reactions tied to specific targets."[69] But contrary to many historians of emotions, social psychologists are also keen to analyze the immediate contexts in which intergroup emotions surface.

What are main findings of intergroup emotions theory? First, many emotions "causally depend on self-categorization."[70] Emotions directed against specific outgroups, for example, hinge on long-term and short-term self-categorizations. Thus, student-police interaction is characterized by the nature of specific

graphic checklist, to presenting more subtle cues making various in-groups or out-groups salient, such as playing background music or displaying photos closely associated with particular memberships. Thus, at the level of social identities, different identities dictate different emotional reactions." Diane M. Mackie and Eliot R. Smith, "Intergroup Emotions," in: Mario Mikulincer and Phillip R. Shaver (eds.), *APA Handbook of Personality and Social Psychology: Vol. 2: Group Processes* (Washington, DC: American Psychological Association, 2015), p. 266.

67 Ibid., p. 264; Thierry Devos, Lisa A. Silver, Diane M. Mackie, and Eliot R. Smith, "Experiencing Intergroup Emotions," in: Diane M. Mackie and Eliot R. Smith (eds.), *From Prejudice to Intergroup Emotions: Differentiated Reactions to Social Groups* (Abingdon: Taylor and Francis 2002), pp. 111–134, here pp. 112–113.

68 Mackie and Smith, "Intergroup Emotions Theory," p. 3.

69 Ray et al., "Changing Categorization," p. 1212.

70 Mackie and Smith, "Intergroup Emotions," p. 264.

self-understandings: in countries where the relationship between both groups has been historically fraught, self-identifying as students results in hostile emotional predispositions toward law enforcement officers.[71] When group membership runs less deep, however, situational variables become more important. Second, intergroup emotions "come about on the basis of appraisals of distinct and changing situations for the benefit of the groups to which we belong (particularly vis-à-vis other groups)." The more central the group membership, the stronger the emotions on behalf of the group as a whole.[72] Strong group identifiers, for example, react more angrily to group threat. Thus, "strong American patriots reacted with greater anger towards terrorists in the lead-up to the Iraq war."[73] And third, specific emotions predict specific action tendencies, such as attacking in anger and apologizing in guilt.[74] While general prejudice toward a group predicts attitudes toward policies regarding the group, "specific emotional reactions toward the relevant group tended to predict policy attitudes above and beyond general prejudice toward the group."[75] Social psychologists have demonstrated that anger motivates an active response to group threat.[76] They have also pointed to the more destructive consequences of hatred compared to anger. Whereas the former is more likely

71 Maitner, Smith, and Mackie, "Intergroup Emotions," p. 113.

72 Diane M. Mackie, Lisa A. Silver, and Eliot R. Smith, "Intergroup Emotions: Emotion as an Intergroup Phenomenon," in: Larissa Z. Tiedens and Colin Wayne Leach (eds.), *The Social Life of Emotions* (Cambridge: Cambridge University Press, 2004), pp. 227–245, here pp. 229, 232. The quotation is from p. 229. See also Eliot R. Smith, "Social Identity and Social Emotion: Toward New Conceptualizations of Prejudice," in: Diane M. Mackie and David L. Hamilton (eds.), *Affect, Cognition, and Stereotyping: Interactive Processes in Group Perception* (San Diego and London: Academic Press, 1993), pp. 297–315, here pp. 301–302.

73 Leonie Huddy, "From Group Identity to Political Cohesion and Commitment," in: Leonie Huddy, David O. Sears, and Jack S. Levy (eds.), *The Oxford Handbook of Political Psychology* (Oxford and New York: Oxford University Press, 2013), pp. 737–773, here p. 755.

74 Mikko Samela and Michiru Nagatsu, "Collective Emotions and Joint Action: Beyond Received and Minimalist Approaches," in: *Journal of Social Ontology* 2, no. 1 (2016), pp. 33–57, here p. 36.

75 Catherine A. Cottrell, David A. R. Richards, and Austin Lee Nichols, "Predicting Policy Attitudes from General Prejudice versus Specific Intergroup Emotions," in: *Journal of Experimental Social Psychology* 46, no. 2 (2010), pp. 247–254, here p. 252.

76 Huddy, "From Group Identity," pp. 756–757; Bert Klandermans and Jacquelien van Stekelenburg, "Social Movements and the Dynamics of Collective Action," in: Leonie Huddy, David O. Sears, and Jack S. Levy (eds.), *The Oxford Handbook of Political Psychology* (Oxford and New York: Oxford University Press, 2013), pp. 774–811, here p. 785.

to prompt actions intended to eliminate targets, the latter typically aims to alter targets' behavior. They have, finally, suggested that "felt anger predicted derogation of others, whereas felt contempt predicted breaking relations."[77]

Social Identity and Antisemitism

Methodologies aside, historians of emotions and social psychologists agree that emotions and cognition go hand in hand. They also acknowledge that long-term and short-term developments play a role in the display and experience of emotions. Where historians refer to habitus, communities, and regimes to account for deep-rooted tendencies, psychologists speak of traits, persistent attitudes, and chronic emotional reactions. Where historians invoke "emotives" or "iterations" as singular events to explain abrupt change, social psychologists speak of cognitive, relational, and emotional transformations among groups. Here the similarities end, however. Much of the literature on the history of (antisemitic) emotions is concerned with the emotional standards that govern a collective; only rarely do we encounter studies that seek to examine change in any detail. The opposite is true for much of the social psychological literature on (intergroup) emotions. Scholars working in this field are less interested in emotional structures than in situational variables that help us understand variation and fluctuation. Indeed, social identity theory is all about the dynamics of group construction, intergroup behavior, and shifting (group) self-categorizations. Theorists of intergroup emotions have also examined the way in which certain emotions predict policy preferences as well as "action tendencies," a connection that allows for close investigations of concrete behavior.

How can antisemitism studies benefit from social psychological findings of group behavior? I will try to address the question by looking at the German Empire and Weimar Republic. While not beholden to psychological theory, much of the recent literature on Jew-hatred in the decades before Hitler touches on several of the matters raised above. By revisiting the literature, I will indicate

77 Amanda K. Steele and Ira J. Roseman, "Appraisals Associated with Interpersonal Negative Emotions: What Distinguishes Anger, Contempt, Dislike, and Hatred?," in: *Psychology and Developing Societies* 34, no. 2 (2022), pp. 175–199, here p. 177.

how psychological explanations can supplement accounts of antisemitism in this period. Three areas are of particular interest: habitus/persistent emotional reactions, the transformation of Gentile-Jewish relations, and antisemitic emotions.

As mentioned above, historians of emotions invoke habitus, communities, and regimes to explain ingrained behavioral patterns, whereas psychologists ascribe such dispositions to traits, persistent attitudes, and chronic emotional reactions. If we consider German antisemitism in the nineteenth and early twentieth centuries, historians invoke norms and codes rather than traits and feelings to make sense of longer-term tendencies. They differ in assessing the importance of these codes in comparison to short-term developments. Some scholars find it difficult to agree one way or another, mentioning "anthropological constants" such as "stereotypical thinking" and "the need for recognition" alongside "opportunistic antisemitism" (*Gelegenheitsantisemitismus*) that *did not* require deep-rooted "convictions."[78] Others are keen to weigh the relative significance of mental repositories as opposed to sudden events. Shulamit Volkov, for example, differentiates between the influence of cultural codes "in times of stability, or even growth and prosperity" and the limited explanatory value of this approach in "days of wrath."[79] Although it is not clear what this means in practice, we can infer from her juxtaposition that codes require stable emotions while crises rely on altogether different feelings. Yet others follow the more obvious route of emphasizing the role of codes as background sentiments in accounting for antisemitic action. The "resentments" that led to antisemitic violence in late nineteenth-century Stuttgart, for example, were based on a "latent prehistory"

78 Christoph Nonn, *Eine Stadt sucht einen Mörder: Gerücht, Gewalt und Antisemitismus im Kaiserreich* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2002), pp. 198, 203. See also Dirk Walter, *Antisemitische Kriminalität und Gewalt: Judenfeindschaft in der Weimarer Republik* (Bonn: J.H.W. Dietz, 1999), pp. 14, 26, who agrees with Shulamit Volkov that a cultural code determined who accepted and who rejected Jewish emancipation after 1871 but also contends that thinking in terms of long-term traditions made antisemitism into a statistic phenomenon without a history and without the possibility of altering "behavioral dispositions."

79 Shulamit Volkov, "Readjusting Cultural Codes: Reflections on Anti-Semitism and Anti-Zionism," in: *Journal of Israeli History* 25, no. 1 (2006), pp. 51–62, here p. 59. Volkov is, of course, famous for introducing the concept of culture code to the field in the first place. See her "Antisemitism as a Cultural Code: Reflections on the History and Historiography of Antisemitism in Imperial Germany," in: *Leo Baeck Institute Year Book* 23, no. 1 (1978), pp. 25–46.

of conflict between Jews and Gentiles.[80] In Munich the sudden eruption of radical antisemitism after 1918 relied on deep-rooted "resentments" that had originated well before the onset of modernity and that continued to fester "subterraneously."[81] "Latent systems of thought," another expert writes, accounted for the "thrust" of manifest antisemitism.[82] Not all historians find the notion of latent, underground, or coded antisemitic mores compelling. They argue that studies embracing a "culturalist" perspective run the risk of offering tautological explanations (antisemitic mindsets produce antisemitic codes that in turn produce antisemitic behavior), ignoring the question as to why, when, and how these mindsets could take effect.[83] They also question the notion that homogeneous camps – one embodying an antisemitic code, the other rejecting it – characterized German conduct toward the Jews. Instead, hostile action was context-dependent and could involve people who had otherwise accepted Jewish integration into society.[84]

This brief discussion of antisemitic conduct as smoldering possibility (in the shape of codes, ideological frameworks, and concealed ill will) reveals parallels with the literature on the history of emotions. Like much of the scholarship that centers on (antisemitic) emotions as communal or regime-based norms, work highlighting the role of cultural codes is well-placed to describe dispositions that developed over many years and that affected groups' attitudes toward the Jewish minority. Like many discussions on the history of emotions more generally, the historiography faces the difficulty of distinguishing between a code or emotional habitus, on the one hand, and its translation into concrete action, on the other. Where personality psychologists acknowledge that traits or dispositions can explain day-to-day behavior (extraverts prefer different social settings from

80 Martin Ulmer, *Antisemitismus in Stuttgart 1871–1933: Studien zum öffentlichen Diskurs und Alltag* (Berlin: Metropol, 2011), pp. 61–62, 76. See also pp. 125, 424.

81 Michael Brenner, *Der lange Schatten der Revolution: Juden und Antisemiten in Hitlers München 1918–1923* (Berlin: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, 2019), p. 36.

82 Hannah Ahlheim, *"Deutsche, kauft nicht bei Juden!" Antisemitismus und politischer Boykott in Deutschland 1924 bis 1935* (Göttingen: Wallstein 2012), p. 29

83 Ulrich Wyrwa, *Gesellschaftliche Konfliktfelder und die Entstehung des Antisemitismus: Das Deutsche Kaiserreich und das Liberale Italien im Vergleich* (Berlin: Metropol, 2015), p. 28.

84 Nicola Wenge, *Integration und Ausgrenzung in der städtischen Gesellschaft: Eine jüdisch-nichtjüdische Beziehungsgeschichte Kölns 1918–1933* (Darmstadt: Verlag Philipp von Zabern, 2005), p. 423.

introverts) but not specific situational forms of behavior (extraverts and introverts may react similarly to an external threat), historians who refer to structures find it difficult to explain contrasting behaviors within the same set of circumstances.

What about these contrasting, sometimes unanticipated developments? In recent years, a consensus has emerged that Germany's Jews confronted an increasingly hostile environment after the war. Historians have documented this transformation in several areas of public life. In local and national politics, parties began to dissociate themselves from Jewish concerns. When antisemites taunted Jews, for example, municipal politicians, national legislators, religious figures, and members of parliament ignored or minimized the radical intent of right-wing rhetoric.[85] Some parties, including defenders of the Republic, stopped criticizing antisemitism altogether.[86] Other parties no longer put forward Jews as candidates or ceased to offer positions to Jews in party organizations.[87] Similar tendencies could be observed elsewhere. Jewish organizations found it increasingly difficult to hire meeting rooms for events;[88] newspapers refused to place ads for Jewish firms;[89] important periodicals veered ever more to the antisemitic right;[90] rabbis were not invited to commemorative services;[91] parents complained about the presence of Jewish teachers and pupils;[92] insults became commonplace;[93] local and state officials began to outlaw kosher butchering;[94] Jewish children and adults felt

85 Brenner, *Schatten*, p. 142; Anthony Kauders, *German Politics and the Jews: Nuremberg and Düsseldorf, 1910–1933* (Oxford: Oxford University Press, 1996); Susanne Wein, *Antisemitismus im Reichstag: Judenfeindliche Sprache in Politik und Gesellschaft in der Weimarer Republik* (Frankfurt am Main: Peter Lang, 2014), pp. 428–429, 431

86 Wein, *Antisemitismus im Reichstag*, 426; Frank Bajohr, *"Unser Hotel ist judenfrei." Bäder-Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert* (Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 2003), p. 86.

87 Ulmer, *Antisemitismus*, p. 333.

88 Wenge, *Integration*, p. 126.

89 Ibid., p. 352.

90 Brenner, *Schatten*, pp. 230, 236.

91 Ulmer, *Antisemitismus*, p. 337.

92 Till van Rahden, *Juden und andere Breslauer: Die Beziehungen zwischen Juden, Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt von 1860 bis 1925* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2000), pp. 320–321.

93 Wenge, *Integration*, p. 83.

94 Robin Judd, *Contested Rituals: Circumcision, Kosher Butchering, and Jewish Political Life in Germany, 1843–1933* (Ithaca: Cornell University Press, 2007), p. 217.

compelled to avoid specific spaces, including streets, neighborhoods, and spas.[95] As a result, the country's Jews became more self-conscious about their place in society and kept a low profile to an ever greater extent. This kind of self-policing seriously "challenged the autonomy of the individual."[96]

How best to unravel such developments? The history of emotions approach is a rather blunt instrument to explain these changes. It is difficult, for example, to identify distinct emotional communities or a particular habitus that transcended social boundaries in this period. Right-wing radicals may have advocated a "hard-headed," "cold-blooded," and "ruthless" antisemitism in the 1920s, but there is little evidence to suggest that this norm governed the behavior of most Germans who came to ostracize Jews in this period. On the contrary, feeling distinct from the Jews implied different things to different people at different moments: it could mean ridiculing Jews, ignoring their concerns, shunning their businesses, curtailing their rights, defiling their cemeteries, deriding their customs, or murdering them. Reddy argues that emotional styles become regimes when people conform to the standards set by the arbiters of emotional comportment. But historians would be hard-pressed to maintain that "envy," "disgust," or "hatred" typified antisemitic emotions or the discourse about appropriate antisemitic emotions between 1871 and 1933.

Social psychological theory is more promising in this respect. The starting point here is group membership. It is evident from what historians have uncovered that a growing number of Germans came to define themselves less as individuals with local, regional, and national attachments and more as members of a national body for whom other collectives did not count as "us." This search for

95 Bajohr, *Bäder-Antisemitismus*; Werner Bergmann and Juliane Wetzel, "'Der Miterlebende weiß nichts': Alltagsantisemitismus als zeitgenössische Erfahrung und spätere Erinnerung," in: Wolfgang Benz, Arnold Paucker, and Peter Pulzer (eds.), *Jüdisches Leben in der Weimarer Republik: Jews in the Weimar Republic* (Tübingen: Mohr Siebeck, 1998), pp. 173–196, here p. 192; Trude Maurer, "Vom Alltag zum Ausnahmezustand. Juden in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus," in: Marion Kaplan (ed.), *Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland: Vom 17. Jahrhundert bis 1945* (Munich: C.H. Beck, 2003), pp. 348–470, here p. 375.

96 Kerry Wallach, *Passing Illusions: Jewish Visibility in Weimar Germany* (Ann Arbor: University of Michigan Press, 2017), p. 99. For Jewish agency in this period, see Anthony D. Kauders, "Agency, Free Will, Self-Constitution: New Concepts for Historians of Modern German Jewry?," in: *Leo Baeck Institute Year Book* 66, pp. 40–57.

distinctiveness, Henri Tajfel and others have shown, is especially pertinent when an (in)group's social status is unstable, threatened, or endangered in some ways, as was the case after Germany's defeat in World War One.[97] Although self-categorization builds on prior cultural patterns and practices, context remains crucial – categories are salient or less salient depending on the circumstances. As the above literature illustrates, self-categorizing as "German" increasingly entailed enmity toward the Jews. If different situational pressures determine which category memberships are emphasized at any given moment, it is evident that, irrespective of ideological preference, social background, or emotional habitus, many Germans felt compelled to see the Jews as antithetical to German self-understanding. This shift can also be examined in relation to antisemitic violence.[98]

The anti-Jewish riots in Konitz at the turn of the century are a good starting point. As one scholar has noted, spreading rumors about the Jews and their alleged ritual murder practices allowed individuals to build social relationships in the town.[99] Another prominent historian concurs. Antisemitic insults, he writes, were an "act of loyalty" and an expression of community building. The accusations against members of the Jewish minority thus strengthened feelings of kinship.[100] Werner Bergmann, the author of a recent standard work on antisemitic violence in the nineteenth century, insists that assaults such as the Konitz pogrom followed a "social logic."[101] According to Bergmann, violence against the minority depended on a "communicative process" that aimed at altering norms that had hitherto prevented the (further) "excommunication" of Jews. Action that non-Jews ordinarily deemed illegitimate now assumed a semblance of respectability because it promised to promote (Gentile) "collective self-actualization."[102]

Similar mechanisms were at work after 1918. Agitating against the Jews in the 1920s and early 1930s often involved establishing or reinforcing a consensus that "Germans" and "Jews" were incompatible and that something had to be done against

97 Brown, *Tajfel*, p. 178. See also Werner Bergmann, *Tumulte – Excesse – Pogrome: Kollektive Gewalt gegen Juden in Europa 1789–1900* (Göttingen: Wallstein, 2020), p. 13.

98 Ray et al., "Changing Categorization," p. 1212.

99 On situational pressures determining category membership, see Nonn, *Eine Stadt*, p. 18.

100 Helmut Walser Smith, *Die Geschichte des Schlachters. Mord und Antisemitismus in einer deutschen Kleinstadt* (Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch, 2002), pp. 181, 189.

101 Bergmann, *Tumulte*, pp. 33.

102 Ibid., pp. 72, 80, 89. See also pp. 238, 506, 517, 518, 746, 747.

a group that did not "belong."[103] For Michael Wildt, violence against the Jews "constituted" the emerging folk community (*Volksgemeinschaft*), enabling Gentiles to "connect" as racially defined Germans whose collective campaign made them "feel at home" (*Aufgehobensein*).[104] This interpretation of antisemitic violence is also found in Thomas Kühne's work, for whom persecution itself enacted Nazi morality. "Perpetrating and supporting the Holocaust," Kühne concludes, "provided Germans with a particular sense of national belonging: the German nation found itself by committing the Holocaust."[105] As was true for other, less violent forms of dissociation (rumors, insults, boycotts, snubbing, blackballing, damage to property), (extreme) cruelty toward Jews permitted non-Jewish Germans to act out, affirm, and perpetuate kinship ties that pitted them against the Jewish minority (and, to an ever greater degree, the Jewish "enemy"). The number of situations in which this self-categorization defined Germans' social identity multiplied after the First World War, as defeat, political turmoil, and economic dislocation led many people to reconsider which of their many category memberships would be emphasized. That said, historians will have to trace these changes more closely to chronicle the shift in self-categorization among Germans in the late nineteenth and early twentieth centuries. Scrutinized with an eye to subtle shifts in self-perception, parliamentary debates, municipal council sessions, club meetings, police reports, and ego documents should allow us to understand better the social exclusion of Germany's Jews.

What kind of emotions were involved in these self-categorizations? Historians of the period have recorded several feelings in connection with antisemitism, including envy, resentment, fear, and hatred. Social historians have repeatedly referred to antisemitic emotions among the "losers" of rapid economic change in

103 Walter, *Kriminalität*, p. 211. See also Christoph Kreutzmüller, *Ausverkauf: Die Vernichtung der jüdischen Gewerbetätigkeit in Berlin 1930–1945* (Berlin: Metropol, 2012), p. 61.

104 Michael Wildt, *Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung: Gewalt gegen Juden in der deutschen Provinz 1919–1939* (Hamburg: Hamburger Edition, 2007), pp. 68, 91–92. See also p. 372. See also Hermann Beck, "Anti-Semitic Violence 'from Below': Attacks and Protestant Church Responses in Germany in 1933," in: *Politics, Religion & Ideology* 14 (2013), pp. 395–411, here p. 405.

105 Thomas Kühne, *Belonging and Genocide. Hitler's Community, 1918–1945* (New Haven and London: Yale University Press, 2010), p. 1. See also Thomas Kühne, *The Rise and Fall of Comradeship: Male Bonding and Mass Violence in the Twentieth Century* (Cambridge: Cambridge University Press, 2017).

late nineteenth-century Germany. Tradespeople, shopkeepers, students, and artisans affected by these upheavals felt personally slighted and disrespected, resenting the Jews who they believed had been unduly benefiting from "modernity."[106] When department stores appeared in major cities at the turn of the century, merchants and retailers feared that this "Jewish" invention would usher in the demise of the old middle classes. They envied the apparent success of these innovative and popular stores whose "cosmopolitan" owners threatened the fabric of society.[107] Public officials and hotel owners in newly developing spas, competing against more established resorts that they associated with Jewish guests, repeatedly voiced feelings of ill will and envy toward Jewish visitors.[108] Similar emotions were displayed in the countryside, where farmers resented the "easy life" of Jewish middlemen who had supposedly never experienced the kind of hardship that blighted their lives.[109] These same peasants responded to the Great Depression by blaming Jews and socialists for a situation they could not fully grasp. No longer being able to sell produce on the international market despite good harvests, they reacted to these developments with fear and resentment.[110] Hatred motivated and accompanied right-wing agitation against the Jews throughout this period, whether in the early revolutionary period or toward the end of the Republic.[111]

Some of these emotions – envy and fear, for example – could dissipate once the Jewish predicament worsened. They could also persist if the future seemed uncertain. The same holds true for other emotions. Hatred could be short-lived (hating "Jewish revolutionaries" who threatened Munich's social order in early 1919) or

106 Wyrwa, *Gesellschaftliche Konfliktfelder*, pp. 15–16; Norbert Kampe, *Studenten und "Judenfrage" im Deutschen Kaiserreich* (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1988); Shulamit Volkov, *The Rise of Popular Antimodernism in Germany: The Urban Master Artisans, 1873–1896* (Princeton: Princeton University Press, 1978); Robert Gellately, *The Politics of Economic Despair: Shopkeepers and German Politics 1890–1914* (London: Sage, 1974).

107 Ulmer, *Antisemitismus*, p. 161; Paul Lerner, "Circulation and Representation: Jews, Department Stores and Cosmopolitan Consumption in Germany, c.1880s–1930s," in: *European Review of History: Revue européenne d'histoire* 17 (2010), pp. 395–413.

108 Bajohr, *Bäder-Antisemitismus*, p. 35.

109 Stefanie Fischer, *Ökonomisches Vertrauen und antisemitische Gewalt: Jüdische Viehhändler in Mittelfranken 1919–1939* (Göttingen: Wallstein 2014), p. 103. See also p. 110.

110 Ibid., pp. 183–184. For similar sentiments in cities, see Wenge, *Integration*, p. 336

111 Silke Fehlemann, "Hassen mit allen Sinnen: Sensorische Mobilisierung in der Weimarer Republik," in: *WerkstattGeschichte* 83 (2021), pp. 49–67.

long-lasting (hating Jews for their "revolutionary," "corrosive," and "un-German" ways). Resentment toward "Jewish" modernity could be all-consuming. Even so, feelings that had hardened into dispositions did not invariably provoke action. Not every shopkeeper who bore a grudge against "Jewish" department stores morphed into a Nazi hooligan; not every theologian who denigrated "Old Testament" laws boycotted Jewish firms. The logic also worked the other way around. Peasants who continued to engage in business with Jews could still participate in anti-Jewish rallies, while politicians who defended Jewish equal rights could still believe that "Germans" differed fundamentally from "Jews."[112]

Must we therefore conclude that recording feelings against Jews, important as they were, cannot tell us much about how persons reacted in certain situations? Social psychologists do not think so. They have demonstrated that specific emotional reactions toward a group tend to determine attitudes "above and beyond general prejudice toward the group."[113] Disgust (but not anger), for example, predicts policy attitudes toward gay rights, whereas anger (but not disgust) predicts policy attitudes toward immigration restrictions.[114] What is more, certain emotions, often in association with other emotions, are more likely to elicit certain behavior. Thus, fear combined with threat powerfully motivates intergroup aggression. Situation-specific thoughts tend to engender specific emotions that then anticipate specific actions. If group members focus on the future, for instance, "intergroup fear motivates aggression." Yet if group members focus on the past, "intergroup anger is the best predictor of aggression."[115]

Conclusion

As with social identity theory more generally, historians will have to detail change as scrupulously as possible in order to exploit social psychological findings in any meaningful manner. The focus on situational variables is important not only to

112 Fischer, *Ökonomisches Vertrauen*, p. 299; Wenge, *Integration*, p. 435; Kauders, *Jewish Politics*.
113 Cottrell, Richards, and Nichols, "Predicting Policy Attitudes," p. 252.
114 Ibid. See also Aarti Iyer and Colin Wayne Leach, "Emotions in Inter-Group Relations," in: *European Review of Social Psychology* 19 (2008), pp. 86–125, here pp. 87–88.
115 Mackie and Smith, "Intergroup Emotions," p. 275.

ascertain which of many category memberships will be emphasized at a given time and to what extent perceptions of outgroups change accordingly. It is also promising in at least two further respects: first, it allows us to reflect on possible connections between emotions and actions; and second, it allows us to consider how certain emotions were more likely to translate into action than others. German antisemitism after 1918 is a case in point. We could ask whether Julius Streicher's depictions of "Jewish" perverts and rapists in the Weimar Republic had less of an impact on the general public than the anger felt about Eastern Jewish immigrants in the postwar years. Was Streicher more successful at eliciting disgust after 1933 as Jews disappeared from the public sphere and as their destitution confirmed images of Jewish bestiality? If so, did these feelings make it easier for Germans to isolate Jews even further, facilitating organized plunder and mass murder? Or, to take another example, we could ask whether the combination of fear and threat motivated intergroup aggression, such as the brutality with which Gentiles attacked Jews in 1918 and 1919, when they felt imperiled by forces – democracy, revolution, enfranchisement – that appeared to drive a wedge between the future and the past. Did fear produce aggression especially in such instances where the future was at stake? Finally, if anger and contempt differ from each other in their manifestations, we could ask whether this can be established in more detail, tracing the animosities directed against Jews as willing either a change in their demeanor, practice, and public visibility or their disappearance from society altogether. Did spreading contempt both before and after 1933 coincide with demands for the destruction of the Jews compared to a less impactful anger voiced throughout this period?

Social psychology, I have argued, can contribute to more accurate and detailed understandings of anti-Jewish behavior. Insofar as the theories and methods outlined above succeed in establishing connections between emotions and actions, they can offer a tool for historians of antisemitism that builds on the history of emotions approach. Insofar as they enable us to examine short-term developments and events, they may also move beyond foci that have been concerned with deep-rooted emotional arrangements that define groups and communities over long stretches of time.

SEBASTIAN SALZMANN · KARIM FEREIDOONI

Antisemitismus als soziales Phänomen in der Institution Schule

Ergebnisse einer qualitativen Unterrichtsbeobachtungsstudie

1. Forschungsperspektive und Ausgangslage[1]

Antisemitismus tritt auch im schulischen Raum in Erscheinung. Diese Beobachtung wird in einer Vielzahl von Studien belegt, die Ergebnisse qualitativer und quantitativer Untersuchungen für Forschung und Politik zur Verfügung stellten.[2] Zentrale Aufgabe dieses Forschungsprojekts waren die Analyse und Interpretation

1 Die Verfasser danken Kati Goitowski B. A., Hannah Kinzel B. A. sowie StR Teresa Tuncel für wertvolle Hinweise.

2 Siehe insbesondere: Matthias J. Becker, Beobachtungen zu Religion, Demokratie und Antisemitismus an Schulen. Erfahrungen von Lehrkräften in Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen, Berlin 2020; Julia Bernstein, Antisemitismus an Schulen in Deutschland. Befunde – Analysen – Handlungsoptionen, Weinheim 2020; Marina Chernivsky/Friederike Lorenz, Antisemitismus im Kontext Schule. Deutungen und Umgangsweisen von Lehrer*innen an Berliner Schulen, Berlin 2020: Kompetenzzentrum für Prävention und Empowerment: https://zwst-kompetenzzentrum.de/wp-content/uploads/2020/11/Forschungsbericht_2020.pdf [alle Weblinks in diesem Beitrag wurden zuletzt am 18. 3. 2024 aufgerufen]; Samuel Salzborn/Alexandra Kurth, Antisemitismus in der Schule. Erkenntnisstand und Handlungsperspektiven, in: Samuel Salzborn (Hrsg.), Schule und Antisemitismus. Politische Bestandsaufnahme und pädagogische Handlungsmöglichkeiten, Weinheim/Basel 2020, S. 9–66; SABRA/Bagrut e. V./Kölnische Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit (Hrsg.) Antisemitismus in Nordrhein-Westfalen. Wahrnehmungen und Erfahrungen jüdischer Menschen, Düsseldorf 2020, https://www.land.nrw/sites/default/files/asset/document/2020-09-07_riasbund_sabra_problembeschreibung-antisemitismus-in-nrw.pdf; Unabhängiger Expertenkreis Antisemitismus/Bundesministerium des Innern und für Heimat, Antisemitismus in Deutschland – aktuelle Entwicklungen, Berlin 2017, https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/heimat-integration/expertenkreis-antisemitismus/expertenbericht-antisemitismus-in-deutschland.html. Zu Diskriminierungserfahrungen

von Unterrichtssituationen, um die interaktive, kommunikative Entstehung von Antisemitismus im Schulunterricht unterschiedlicher Fächer sowie pädagogische und fachdidaktische Herausforderungen erforschen zu können.

Wichtig waren in diesem Zusammenhang insbesondere:

a) die thematische Einbettung des Themas Antisemitismus im jeweiligen Unterrichtsfach, d. h. zugleich die Unterschiede einer immanenten Thematisierung gegenüber einer fachunabhängigen Bearbeitung (z. B. im Rahmen einer Projektwoche etc.);
b) die allgemeine Behandlung des Themas, also die Mobilisierung, Abfrage, Aktivierung sowie das Aufgreifen antisemitismusrelevanten (Vor-)Wissens seitens der Lehrkräfte, der Schüler:innen – aber auch im verwendeten Material;
c) die kommunikative, diskursive Zirkulation, Ver- und Bearbeitung des Unterrichtsgegenstands und damit die mögliche Reproduktion von Antisemitismus im Unterrichtsverlauf.

Antisemitismus im Unterricht ist hierbei in mindestens zweifacher Hinsicht zu thematisieren: Erstens als Unterrichtsgegenstand, zweitens als soziales Phänomen, welches im Sprechen über eben diesen Gegenstand in Erscheinung treten kann.[3] Im Gegensatz zu Studien, die sich vorrangig auf die Analyse von individuellen oder kollektiv verhandelten Aussagen und vor allem Einstellungen konzentrieren, steht somit der Prozess der Wissensgenerierung im Schulunterricht in seiner situativen Vielschichtigkeit im Mittelpunkt des Forschungsinteresses.[4]

und Bedrohungswahrnehmungen siehe außerdem: Haiko Beyer/Ulf Liebe, Diskriminierungserfahrungen und Bedrohungswahrnehmungen von in Deutschland lebenden Juden, in: Zeitschrift für Religion, Gesellschaft und Politik (2020) 4, S. 127–148.

3 Vgl. Sebastian Salzmann, Verschweigen – Relativieren – Verdecken: Antisemitismus und verletzendes Sprechen, in: Evangelische Theologie 84 (2024) 3, S. 179–190.

4 An dieser Stelle möchten wir mit Barbara Schäuble/Albert Scherr, „Ich habe nichts gegen Juden, aber …“ Widersprüchliche und fragmentarische Formen von Antisemitismus in heterogenen Jugendszenen, in: Fritz Bauer Institut/Jugendbegegnungsstätte Anne Frank (Hrsg.), Neue Judenfeindschaft? Perspektiven für den pädagogischen Umgang mit globalisiertem Antisemitismus, Frankfurt a. M. 2006, S. 51–79 auf jene Dimension des Antisemitismus hinweisen, die diesen als „ein Element der politischen und weltanschaulichen Deutungen [von Jugendlichen] darstellt“, das einen wirklichkeitserschließenden Charakter hat. Gleichzeitig ist zu betonen, dass diese Deutung zum Teil einer gemeinschaftlichen Reproduktionsleistung wird, deren Brechung antisemitismuskritische Bildung sich doch gerade zum Ziel setzt. Gerade aus diesem Grund richten wir unseren Blick auf die kommunikative Genese dieser Deutungen bei der Erarbeitung des Unterrichtsgegenstands Antisemitismus.

Im Verlauf des Forschungsprozesses konnte die Ausgangsvermutung bestätigt werden, dass Antisemitismus im schulischen Unterricht auf der Basis einer Trias (Lehrer:innen, Schüler:innen, Schulmaterialien) reproduziert wird – wobei kontextbezogenes Vorwissen, soziales und kodifiziertes Wissen eine wichtige Rolle spielen. Als definitorische Grundlage der empirischen Unterrichtsbeobachtung wurde folgende Perspektive genutzt:

> „Antisemitismus bezeichnet allgemein nicht erst (körperliche) Gewalt gegen Jüdinnen:Juden, sondern auch stereotypisierende Zuschreibungen kollektiver Merkmale; d. h. eine Wahrnehmung oder Einstellung, die jüdischen Einzelpersonen (oder Institutionen) negative, verschwörerische und schädigende Eigenschaften zuschreibt.[5] Antisemitismus ist gleichzeitig nicht bloß ein individuelles (kognitiv und emotional besetztes) Ressentiment, sondern liegt in Form von Praxis, Narrativen, Mythen und Bildern als gemeinschafts- und gesellschaftsstrukturierender Wissensbestand vor."[6]

Um die Reproduktion antisemitischer Bilder und/oder Erzählungen in Unterrichtssituationen zu analysieren, müssen die interaktionsbezogenen Dynamiken zwischen schulrelevanten Personen in ihrer Wechselbeziehung fokussiert werden. Der Blick auf die Unterrichtssituation macht deutlich, dass sich die Entstehung antisemitischer Bilder – wie auch von Antisemitismus selbst – prozesshaft vollzieht und häufig mit der zunächst offenen, gemeinsamen Entwicklung des Unterrichtsthemas eng zusammenhängt.

5 Vgl. dazu die Ausführungen des Unabhängigen Expertenkreises Antisemitismus, Antisemitismus in Deutschland – aktuelle Entwicklungen.

6 Im schulischen und behördlichen Kontext sowie auf (politisch-)institutioneller Ebene wird mit großer Übereinstimmung auf die Arbeitsdefinition der International Holocaust Remembrance Alliance (IHRA) zurückgegriffen. Seit der Resolution der Bundesregierung im September 2017 folgt ihr u. a. die Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Die pädagogischen Handreichungen der Bezirksregierungen NRW empfehlen sie als Grundlage pädagogischer Bildungsarbeit zum Thema Antisemitismus. Hinweise zur praktischen Anwendung gibt das Handbuch der Europäischen Kommission, Generaldirektion Justiz und Verbraucher, Benjamin Steinitz/Kim Robin Stoller/Daniel Poensgen, Handbuch zur praktischen Anwendung der IHRA-Arbeitsdefinition von Antisemitismus, Publications Office 2021, https://op.europa.eu/de/publication-detail/-/publication/d3006107-519b-11eb-b59f-01aa75ed71a1.

Dieses Forschungsprojekt unterstreicht daher die Relevanz von Wissensrahmungen für ein Verständnis von Antisemitismus in der Institution Schule und die interaktiven Interdependenzen sozialer Einstellungen. Die hier betriebene Forschung richtet den Blick auch auf das situative Geschehen und non-verbale Anteile der Unterrichtskommunikation, indem Interaktions- und Gesprächsdynamiken dokumentiert werden. Die im Projekt erfolgten Unterrichtsbeobachtungen sowie die sequenzanalytisch orientierten Auswertungen der Unterrichtseinheiten generieren empirisch gesättigte, theoretische Erkenntnisse, die nicht nur den Einzelfall fokussieren, sondern (schul-)alltagsnahe Beschreibungen immer wiederkehrender Muster und Tendenzen bei der Thematisierung von Antisemitismus im schulischen Kontext erlauben.

2. Methodisches Vorgehen

Mit dem Ziel, Formen erkennbaren und im Unterricht implizit und explizit geäußerten Antisemitismus beschreiben zu können, wurden im Projektverlauf phasenweise Unterrichtsbeobachtungen[7] an verschiedenen Schulen (zur Stichprobe s. unten: Abs. 2.1) durchgeführt.

Die Methode der kriteriengeleiteten Unterrichtsbeobachtung ermöglicht eine Analyse des regulären Unterrichts[8] – ohne dass Situationen moderiert oder die Einzelbeteiligten separat betrachtet werden müssen.[9] Das Vorgehen rückt die

7 Siehe dazu Alexander Kochinka, Beobachtung, in: Günter Mey/Katja Mruck (Hrsg.), Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie, Wiesbaden 2010, S. 449–461; und vgl. die Studie von Oliver Hollstein/Wolfgang Meseth/Christine Müller-Mahnkopp/Matthias Proske/Frank-Olaf Radtke, Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht: Beobachtungen unterrichtlicher Kommunikation. Bericht zu einer Pilotstudie, Goethe-Universität, Frankfurt a. M. 2002.

8 Im Rahmen des Forschungsprojekts wurden ausschließlich inhaltlich relevante Stunden des regulären Schulunterrichts beobachtet, also keine Aktions- oder Projektwochen und keine Veranstaltungen von externen politischen Bildner:innen.

9 Die Anwesenheit von Forschenden kann gerade beim Thema Antisemitismus Auswirkungen auf die beobachteten Unterrichtsstunden haben. Aus diesem Grund hielten sich die beobachtenden Personen nach einer kurzen Vorstellung durch die Lehrer:innen meistens im hinteren Bereich der Klassenräume auf. Verzerrungen aufgrund sozialer Erwünschtheit sind im Feld der Antisemitismusforschung bekannt – und betreffen auch andere

(sprachliche) Interaktion zwischen Schüler:innen und Lehrer:innen sowie die Arbeit mit Unterrichtsmaterialien in ihren dynamischen Verläufen in den Mittelpunkt und orientierte sich dabei am Programm einer fokussierten Ethnographie.[10] Konkret bedeutet das, dass der Unterricht nur für die Dauer der thematisch relevanten Unterrichtsstunden – und nicht etwa durchgängig – beobachtet wurde. Ergänzt wurde der Feldzugang in einigen Fällen durch Vor- und/oder Nachgespräche, die von den zeitlichen Kapazitäten der Lehrkräfte begrenzt wurden.

Die Erhebung erfolgte auf der Grundlage eines vom Forscher:innenteam eigens für das Projekt entwickelten kriteriengestützten Beobachtungsbogens. Dieser umfasste a) den Beginn einer Sequenz, also zum Beispiel einer abgrenzbaren Interaktion im Anschluss an eine Frage oder Aufgabenstellung; b) den jeweiligen Verlauf einer Sequenz, der die diskutierten Inhalte wiedergibt; c) eine Übersicht zu (nicht-)sprachlichen Äußerungen (u. a. Lachen, Geräusche etc.), Lautstärke, Unterbrechungen und weitere für die Interpretation relevante Aspekte (Pausen, Meldungen etc.). Die in dem teilstrukturierten, mehrgliederigen Beobachtungsprotokoll festgehaltenen Unterrichtsstunden wurden verschriftlich, übertragen und am Ende zu einer Unterrichtseinheit (im Folgenden: UE) zusammengeführt. Die anschließende Interpretation der tabellarisch aufgegliederten Protokolle (sprachliche/nonverbale Inhalte; Interaktion) erfolgte orientiert an sequenzanalytischen Verfahren, was es erlaubte, das kommunikative Geschehen prozesshaft nachzuvollziehen und im Hinblick auf enthaltene Sinn- und Bedeutungsstrukturen zu untersuchen.[11] Aus Gründen intersubjektiver Nachvollziehbarkeit erfolgte die Interpretation in regelmäßig stattfindenden Interpretationssitzungen der Forschungsgruppe. Durch eine möglichst hohe Variation der untersuchten Fälle und schulischen Situationen fand eine fortlaufende Verarbeitung der beobachteten Unterrichtstendenzen zu Kategorien statt. Die beschriebene, hohe Variation der untersuchten Fälle ist für die Verdichtung der herausgearbeiteten Unterrichtstendenzen zum Thema Antisemitismus von besonderer Wichtigkeit, da die unten

Erhebungsmethoden. Allerdings sind die meisten Schulklassen Unterrichtsbesuche durchaus gewohnt, sodass sich die Aufmerksamkeit während der Unterrichtsstunden auf die Lehrer:innen oder Mitschüler:innen richtete.

10 Hubert Knoblauch, Fokussierte Ethnographie, in: Sozialer Sinn (2001) 1, S. 123–141.

11 Zum interpretativ-hermeneutischen Verfahren der Sequenzanalyse siehe z. B. Jo Reichertz, Qualitative und interpretative Sozialforschung. Eine Einladung, Wiesbaden 2016, S. 252 ff.

aufgeführten Fallbeispiele stets bestimmte Aspekte des Unterrichts wiedergeben, die in ihrer Gesamtheit zum Beispiel eine typische Form des Umgangs repräsentieren. Der Fokus dieser qualitativen Studie liegt auf der vergleichenden Analyse von Einzelfällen, die für sich beansprucht, allgemein auftretende Herausforderungen in der schulischen Auseinandersetzung mit Antisemitismus zu beleuchten.

2.1 Das empirische Material

Im Rahmen des Projekts wurden 51 themenbezogene Unterrichtsstunden in den Fächern Geschichte, Wirtschaft-Politik, Deutsch, ev. Religionslehre und Philosophie besucht. Der Unterricht fand in verschiedenen Schulformen statt.[12] Im Mittelpunkt der Unterrichtsbeobachtung standen schließlich die durchschnittlich 18–19 Personen umfassenden Klassen und die zuständige Lehrkraft. Für die Analyse bedeutet das, dass die Interaktion von rund *227 Schüler:innen* sowie *10 Lehrer:innen* beobachtet werden konnte.

Die zwölf UE, auf die sich die Unterrichtsstunden verteilen, variieren im Umfang stark und setzen sich aus zwei bis vierzehn Unterrichtsstunden zusammen. Berücksichtigt wurden neben der Fächervielfalt die in Anmerkung 11 aufgelisteten unterschiedlichen Schulformen, um eine möglichst hohe Variation innerhalb der untersuchten Beobachtungsfälle zu erreichen. Ebenso wurde auf eine heterogene Altersstruktur geachtet, die die Klassen ab der siebten Jahrgangsstufe bis zur Oberstufe umfasst. Ein Hauptkriterium war die freiwillige Teilnahme an dieser Studie. Die Akquise der Schulen erfolgte über direkte Ansprachen und über verschiedene E-Mail-Verteiler. Nach einer positiven Rückmeldung erfolgte in der Regel ein Vorgespräch, das der Klärung organisatorischer Fragen diente.

Trotz zahlreicher Anfragen stellte der Feldzugang eine große Herausforderung dar. Die geringe Rücklaufquote (von insgesamt <5%) lässt sich zum Teil dadurch begründen, dass der Start des Projektes mit dem Beginn der COVID-19-Pandemie im Jahr 2020 zusammenfiel. Ein weiterer Grund hängt möglicherweise mit dem Unbehagen zusammen, das die Anwesenheit von Forschenden bzw.

12 Zu den Kooperationsschulen zählten Gymnasien, Gesamtschulen, Berufskollegs, eine Sekundarschule sowie eine Waldorfschule. Verallgemeinerbare Unterschiede zwischen den Schulformen lassen sich aufgrund des qualitativen Designs der Studie nicht aufzeigen.

überhaupt Außenstehenden – insbesondere zum Thema Antisemitismus – aus Sicht von Schulen und Lehrkräften mit sich bringen kann. Es gab darüber hinaus auch konkrete Rückmeldungen und Begründungen für Absagen: Eine Lehrkraft begründete ihre Absage zum Beispiel damit, dass sie das Thema Antisemitismus in einzelnen Klassen grundsätzlich nicht behandeln wolle, da sie davon überzeugt sei, damit die spätere Zusammenarbeit mit den Jugendlichen „unmöglich" zu machen. In zahlreichen Fällen scheiterte die Kooperation bereits an der jeweiligen Schulleitung, die einen Unterrichtsbesuch als zusätzliche Belastung der Lehrer:innen ansah. Weitere Schulen und Lehrkräfte gaben an, das Thema nur kurz zu behandeln, da ganze Jahrgänge durch externe Angebote der politischen Bildung an dieses herangeführt wurden.[13]

3. Antisemitismus (als Thema) im Schulunterricht: Ergebnisse der Unterrichtsbeobachtungen

Im Folgenden werden die zentralen Ergebnisse der Unterrichtsbeobachtungen zusammengefasst. Die kategoriale Darstellung umschließt a) Die Schwierigkeit des Unterrichts, das Thema zu greifen und abzugrenzen; b) die Unklarheiten in Bezug auf den historischen Ort des Antisemitismus und das Fehlen einer jüdischen Perspektive in und auf die Geschichte; c) das Problem der Reproduktion antisemitischer Stereotypen; d) sowie die Herausforderungen des verwendeten Materials. Mitunter kommt es innerhalb der Beispiele zu Überschneidungen zwischen verschiedenen Kategorien, da die Beispiele spezifische Aspekte verdeutlichen sollen, ohne die Kategorie dabei vollständig abzubilden.

13 Hier stellt sich die Frage, wer das Thema grundsätzlich und in welchem Rahmen bearbeitet. Im Projekt ist die starke Gewichtung des Unterrichtsfaches Geschichte und insbesondere der Themen Nationalsozialismus und Shoah beobachtet worden. In seiner Arbeit zu Antisemitismus aus der Sicht von Politiklehrkräften stellt auch Christoph Wolf, Wie Politiklehrkräfte Antisemitismus denken. Vorstellungen, Erfahrungen, Praxen, Wiesbaden 2021, S. 89 f. diese Themen als häufige Bezugspunkte heraus. Neben dieser allgemeinen thematischen Verortung konnte festgestellt werden, dass Antisemitismus zwar im Rahmen des regulären Unterrichts behandelt wird, jedoch nicht immer themenimmanent, sondern vielfach als eigene Unterrichtsreihe. Eine curriculare Einbindung erfolgt vor allem (wenn auch nicht ausschließlich) im Geschichtsunterricht.

Lehrer:innen werden in den Fallbeispielen mit L abgekürzt, Schüler:innen mit S, S1, S2 (gegebenenfalls fortlaufend).

3.1 Vagheit: Die unklare Einordnung des Gegenstands

Zentrale Aspekte, die aus den Unterrichtsbeobachtungen herausgearbeitet wurden: Unklare Zielvorgabe, unscharfe Ab- und Eingrenzung des Gegenstands, Erwartungen an das Thema und Begriffs(un)sicherheit.

Einleitendes Fallbeispiel: In einer Unterrichtsstunde einer 11. Klasse (Gesamtschule) zum Thema „Antisemitismus" wird im Deutschunterricht über verschiedene Bildtafeln gesprochen (UE_3):

> „Während die Bilder verteilt werden, stellt die L die Frage, was diese ‚mit dem Judentum zu tun [haben] im weitesten Sinne?' (UE_3_S2) In der anschließenden Diskussionsrunde werden vor allem Assoziationen und Ideen gesammelt. Den S scheint zunächst nicht klar zu sein, worauf sie achten soll – Zögern und suchende Blicke. Nach und nach kommt es zu ersten Meldungen. Ein Bild zeige einen Juden mit einer Gans, denn ‚Fleisch sei teuer' (UE_3_S3). Auf die Frage, warum es sich um einen Juden handele, folgt die Antwort: ‚Da ist ja auch ein Geldbeutel' (ebenda). Erst im Anschluss werden Infotexte verteilt, die u. a. Titel und Jahr der Bilder aufzeigen. Die S merken an, dass die ‚Motive [z. B. der Geldbeutel] […] zu Vorurteilen passen' (UE_3_S4)."

Unklar bleibt, worum es geht: In welchem Verhältnis stehen Judentum und Vorurteil? Ist das Judentum Thema des Unterrichts oder Antisemitismus?

Durch die Verschiebung in die *Vagheit* werden u. a. Unsicherheiten im Umgang mit dem Thema Antisemitismus deutlich – worüber wird gerade gesprochen? Es offenbart sich ein bestimmtes Bild vom Antisemitismus als eines vermeintlich diffusen Gegenstands.[14] Vagheit entsteht vor allem durch eine teils fehlende, teils unscharfe Einführung oder Vorstellung des Themas, eine unklare

14 Diese Beobachtung korrespondiert mit der von Chernivsky/Lorenz, Antisemitismus im Kontext Schule, S. 83 analysierten Vorstellung einer „vermeintliche[n] Nicht-Greifbarkeit" des Antisemitismus.

zeitliche Einordnung oder auch eine Vermeidung des Sprechens über konkrete Gewalt gegen Jüdinnen und Juden.

Häufig lassen sich auch sehr allgemeine Annäherungen beobachten, die das Thema Antisemitismus unter der allgemeinen Überschrift *Vorurteile* verhandeln. Dieser Zugang, der vor allem in unteren Jahrgangsstufen (7. Klasse; UE_4) beobachtet wurde, führt mehrfach zu deutlicher Unklarheit, die es verhindert, Antisemitismus als eigenständiges Thema ab- bzw. einzugrenzen und begreifbar zu machen. Der Versuch der gleichzeitigen Thematisierung von Rassismus und Antisemitismus führt in einer UE (11. Klasse; UE_11_S3) wiederum dazu, dass ein:e S folgenden Satz äußert: „[D]ie [vermeintlichen Israelis in einem YouTube-Video] haben gesagt, dass sie eine höhere Rasse sind, also die stehen jetzt über den Palästinensern. Und da verstehe ich schon, warum er [Roger Waters] Israel mit Nazideutschland vergleicht." S weiter: „Also ich glaube, das steht sogar in der Thora drin, dass Juden sich halt höher sehen als Palästinenser, ja, als andere Rassen." (UE_11_S3) Vorangegangen war dem die Frage des L zu Roger Waters:[15] „Vergleich Israel mit Nazideutschland. Kann man das vergleichen?" (ebenda) Die hier von den S vorgebrachten, teils fragmentarischen antisemitischen Vorstellungen und Narrative, wie auch die genannten Gleichsetzungen, bleiben vorerst unkommentiert. Die im Unterricht geschaffenen Bezüge und Vergleiche werden von der L durch fehlende (Unter-)Brechungen legitimiert und sogar verstärkt.[16] So stellen die S selbstständig Bezüge zwischen „Rasse" und „den Juden" her, wodurch letztere als ‚Erfinder' des Rassismus dargestellt werden. Unabhängig von den antisemitischen Äußerungen bleibt der Zusammenhang von Rassismus und Antisemitismus unklar, vielmehr wird rassismus- und antisemitismusrelevantes Vorwissen abgerufen und bestätigt. Dies liegt nicht zuletzt an der fehlenden Einführung des Themas und der ausbleibenden Korrektur der im Unterrichtsverlauf

15 Zum Hintergrund Imanuel Marcus, Noch schlimmer als erwartet. Roger Waters lieferte anti-israelische Propaganda in der größten Halle Berlins, in: Jüdische Allgemeine, 29. 5. 2023, www.juedische-allgemeine.de/kultur/noch-schlimmer-als-erwartet/.

16 Etwa wenn er etwas später (UE_11_S5) sagt: „Damit sind wir ja bei unserem Thema Rassismus. Okay. Es könnte sein, dass der Streit zwischen Palästinensern und Israelis – ich sag' jetzt mal nicht zwischen Palästinensern und Juden –, dass der möglicherweise auf so einer Annahme basiert." Damit wird die Deutung möglich, der vermeintliche Rassismus „der Juden" sei die Ursache des sogenannten Nahostkonflikts.

gezogenen Schlüsse durch einzelne S. Ihnen schien bereits zu Beginn nicht klar zu sein, worum es im Unterricht geht, was nicht eine Diskussion über Antisemitismus, sondern vielmehr die Reproduktion antisemitischer Wissensbestände zu Folge hatte.

Ähnliches gilt allgemein für unklare Zielvorgaben. Teilweise werden Bilder oder Zitate relativ unvermittelt präsentiert, ohne den Grund ihrer Behandlung zu explizieren. In einigen Unterrichtssituationen setzen Lehrer:innen eigenes Wissen über den Gegenstand Antisemitismus voraus, das bei den Schüler:innen aber nicht (oder nur teilweise) vorhanden ist. Die Vagheit der Thematisierung wird mit den präsentierten Inhalten in Verbindung gebracht, z. B. mit dem Judentum. Im Unterricht wird somit das Thema Antisemitismus (bzw. Judentum) mit einem Gefühl der Aussage-, Antwort- und Begriffsunsicherheit verknüpft.

Mitunter werden auch Erwartungen verstärkt oder bestätigt, das Thema Judentum sei gleichzusetzen mit Vorurteilen, Diskriminierung oder Verfolgung. Insbesondere in höheren Jahrgangsstufen (9. Klasse oder Oberstufe), die häufig über mehr Vorwissen verfügen, zeigt sich im Unterricht eine Erwartungshaltung, die mit einer Suche nach vermeintlich erwünschten Antworten korrespondiert: Teilweise wird etwa ohne Veranlassung auf den Begriff „Vorurteil" rekurriert, d. h. dass unabhängig von der Schwerpunktsetzung des Unterrichts die Annahme im Raum steht, dass ausschließlich über Vorurteile gesprochen würde, sobald zum Beispiel des Themenfeld „Judentum" eingeführt wird. Im oben skizzierten Beispiel werden bekannte antisemitische Vorstellungen aus dem Bildmaterial gezogen, die zugleich für Eigenschaften des Judentums bzw. von Jüdinnen und Juden gehalten werden. In diesen Zusammenhang gehört auch der von Lehrkräften selbst benannte Druck, der bei der Thematisierung von Antisemitismus verspürt wird (L, UE_11). Dieser kann verschiedene Ursachen haben und reicht vom Gefühl einer persönlichen Verantwortung (L, UE_11), das Thema zu vermitteln, bis zur offen ausgesprochenen Überforderung angesichts der Vielschichtigkeit des gegenwärtigen Antisemitismus (UE_11).[17] Vereinzelt wird – zum Beispiel während

17 Gudrun Brockhaus, „Bloß nicht moralisieren!" Emotionale Prozesse in der pädagogischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, in: Einsichten & Perspektiven. Bayerische Zeitschrift für Politik und Geschichte (2008) Themenheft 1, S. 30–36, thematisierte die in diesem Zusammenhang wichtige Rolle von Widerständen bei der Thematisierung des Nationalsozialismus.

Einzelgesprächen mit Lehrkräften – der unausgesprochene Wunsch der Lehrkräfte deutlich, seitens der Schüler:innen eine Betroffenheit hervorzurufen,[18] was sich in einigen Situationen in zunehmender Strenge oder artikuliertem Unverständnis für laute Arbeitsphasen äußert (UE_10) – gleichzeitig bleibt diese Erwartung für die Klasse intransparent.

Aussagen- und Begriffsunsicherheiten der Lehrer:innen zeigen sich darüber hinaus auch passiv, in der Nichteinordnung antisemitischer Aussagen oder Konnotationen, wie beispielsweise der Äußerung, dass „die Juden" reich gewesen seien. Dies geschieht vor allem in Diskussionen, die durch wenig Moderation gelenkt werden. Hier kommt es auch vor, dass verallgemeinernde Aussagen über „die Juden" nicht eingeordnet oder korrigiert werden, sondern dass zumeist ganz selbstverständlich von einem Kollektiv gesprochen wird (siehe auch Abschnitt 3.3).

Die Frage, was eine antisemitische Vorstellung überhaupt ist oder ausmacht, wird durch die Vagheit des Gegenstands und die fehlende Ein- und Abgrenzung nicht beantwortet.

3.2 Varianten der Historisierung und der historische Ort des Antisemitismus

Zentrale Aspekte, die aus den Unterrichtsbeobachtungen herausgearbeitet wurden: Distanzierung, Fehlen einer jüdischen Perspektive in der und auf die Geschichte; unklare historische Einordnungen.

Einleitendes Fallbeispiel: Im Rahmen einer UE wird nach verschiedenen Formen des Antisemitismus gefragt. Ein:e S schlägt als Kategorie „Krieg und Hitlerzeit und so" vor (UE_5_S8). Die L fragt anschließend, ob die Aussage, „Wir zahlen heute Entschädigungen für Sachen, mit denen wir heute gar nix zu tun haben" zu dieser Kategorie gehöre und was damit gemeint sei. Ein:e S antwortet: „Bestimmt meinen die das mit Zweiter Weltkrieg. Die Juden." Kurz darauf meldet sich ein:e S zu Wort: „Irgendwelche Leute zu entschädigen, die ihre Verwandten wahrscheinlich nicht mal kannten, hat auch relativ wenig Sinn. Man sollte *solche Dinge* in

18 Vgl. Holger Knothe/Mirko Broll, „… und es war wirklich stecknadelruhig." Zwischen Faktenwissen und Betroffenheit. Was meinen Lehrkräfte, wenn sie von gelingendem Unterricht zu Nationalsozialismus und Holocaust sprechen?, in: Anja Ballis/Markus Gloe (Hrsg.), Holocaust Education Revisited. Wahrnehmung und Vermittlung – Fiktion und Fakten – Medialität und Digitalität, Wiesbaden 2019, S. 123–140.

der Zukunft vielleicht vermeiden und sich dafür einsetzen, dass sowas nie wieder passiert" (UE_5_10 – Herv. hinzugefügt.).

Obwohl Antisemitismus im Verlauf der UE als aktuelles Problem benannt wird, liegt ein Fokus auf der (nicht explizit genannten) Verfolgung und Ermordung in der Zeit des Nationalsozialismus. Trotz der häufigen Bezugnahme auf diesen Themenkomplex, geschieht dies in der Regel vor allem durch Andeutungen und Schlagworte. Hier lassen sich zahlreiche – zum Teil relativierende – Distanzierungsversuche aufzeigen („Hitler und so"; „solche Dinge"; „das mit Zweiter Weltkrieg"). Grundsätzlich ist die Verfolgung und Ermordung der Jüdinnen und Juden während des Nationalsozialismus den Schüler:innen bekannt, wobei von ihnen vielfach „die Religion" als Ursache von Ausschluss und Verfolgung angeführt wird, weniger – und primär in der Oberstufe – antisemitische Ressentiments.[19] Hinzu kommt in dieser Sequenz eine abwehrende Haltung mit einer klaren Schlussstrichforderung, die den Wunsch ausdrückt, dieses Kapitel der Geschichte *abzuschließen*.

Varianten der Historisierung von Antisemitismus sind gerade dann zu beobachten, wenn dieser ausschließlich auf die NS-Zeit bezogen wird. Einerseits wird Antisemitismus aus der Gegenwart ausgeschlossen, andererseits wird er zum *Zwischenfall* erklärt, der in der übrigen Geschichte (weder vor noch nach der Shoah) keinen Platz habe. Das Thema Antisemitismus wird innerhalb des Unterrichts fast ausschließlich mit Wissen, Bildern und Vorstellungen aus der Zeit des Nationalsozialismus verknüpft. Auch Darstellungen eines Pogroms im 14. Jahrhundert, das in einer anderen UE thematisiert wurde, werden von Schüler:innen als Dokumente aus dem 20. Jahrhundert gedeutet. Festhalten lässt sich außerdem, dass die Tendenz, zwischen einzelnen Epochen oder Jahrhunderten hin- und herzuspringen sowohl bei den Schüler:innen als auch bei einigen Lehrkräften auftaucht. Steckt hier teilweise der Anspruch dahinter, Kontinuitäten sichtbar zu machen, so findet zugleich die Verfestigung bestimmter historischer Vorstellungswelten statt (wenn etwa gegenwärtige Formen des Antisemitismus ausschließlich vor der Folie

19 Zu diesem ‚Transfer' in andere Themengebiete vgl. Marc Grimm/Jakob Baier/Ullrich Bauer/Baris Ertugrul/Vanessa Walter/Lea van Nek/Carolin Bolz/Katja Kiefer/Rouven Freudenthal, Gangsta-Rapper als authentische Gesellschaftskritiker. Ergebnisse der Einzelinterviews und Gruppendiskussionen, in: Marc Grimm/Jakob Baier (Hrsg.), Jugendkultureller Antisemitismus. Warum Jugendliche für antisemitische Ressentiments im Gangsta-Rap empfänglich sind, Frankfurt a. M. 2023, S. 27–39, hier S. 37.

des Nationalsozialismus betrachtet werden und globalgeschichtliche Entwicklungen ungenannt bleiben).

Häufig ist im Unterricht zudem von einem *Früher* die Rede, durch das ebenfalls eine persönliche und zeitliche Distanzierung stattfindet. Distanz kann als Ergebnis der Umgehung emotional belastender Auseinandersetzungen verstanden werden sowie als Abwehr von Geschichte, die sich u. a. in lapidar geäußerten, relativierenden Antworten („Hitlerzeit und so") aufzeigen lässt.

Zugleich erfährt die Figur des *Jüdischen* eine ahistorische und überhistorische Verstetigung: In der Unterrichtskommunikation fallen die historischen Rahmensetzungen weg. Die für den Antisemitismus relevanten Attribute bleiben vielmehr beim „Juden". Sie haften ihm als vermeintlich überhistorische Charakteristika an. Damit ist gemeint, dass a) bei der Bearbeitung verschiedener historischer Quellen deren Entstehungsdatum für die Schüler:innen keine Rolle spielt. Jede Darstellung wird als Repräsentation „der" oder auch „des Juden" verstanden und/oder in der Kommunikation als solche sichtbar gemacht. b) Insbesondere die Arbeit mit Karikaturen führt vielfach dazu, dass die dort dargestellten Merkmale „des Juden" als historisches Sachwissen missverstanden werden. Wenn beispielsweise eine Karikatur der sogenannten *Ritualmordlegende*[20] vorgelegt wird, wird diese vielfach als *historische Darstellung* eines Ereignisses gedeutet, das so tatsächlich stattgefunden habe.

Darüber hinaus ist das Fehlen einer jüdischen Geschichte auffällig, bei gleichzeitiger Reduktion von Jüdinnen und Juden auf ein homogen vorgestelltes Judentum. Des Weiteren fehlen in den meisten UE nicht nur Darstellungen jüdischer Diversität in allen behandelten Epochen, es fehlt fast vollständig eine jüdische Perspektive in bzw. auf Geschichte und Gesellschaft. An ihre Stelle tritt die fragmentarische Repräsentation einer (zumeist dominanzgesellschaftlichen) Vorurteilsgeschichte, die jüdische Menschen als das *Andere* der eigenen (wahlweise christlichen, muslimischen, deutschen etc.) Geschichte in die Peripherie verschiebt bzw. als Gegenfigur aufbaut. Letztlich dominieren in unterschiedlichen beobachteten Unterrichtssequenzen daher mittelalterliche Darstellungen mit „Judenhut",

20 Die „Ritualmordlegende" bezeichnet eine seit dem 12. Jahrhundert existierende, antijudaistische Erzählung – bzw. ‚Legende' –, der zufolge Juden einen christlichen Jungen für religiöse Rituale ermordet haben sollen.

Karikaturen aus dem 19./20. Jahrhundert oder die Thematisierung „kaufmännischer Tätigkeiten". Die plurale Lebenswelt von Menschen jüdischen Glaubens kommt vielfach zu kurz. Vielmehr wird ein einseitiges Bild von jüdischen Menschen gezeichnet, deren Anteil an Gesellschaft und Geschichte unsichtbar bleibt.

3.3 Aktive und passive Reproduktion von Stereotypen

Zentrale Aspekte, die aus den Unterrichtsbeobachtungen herausgearbeitet wurden: Homogenisierung und Essentialisierung; Verfestigung von Stereotypen.

Einleitendes Fallbeispiel: Im Mittelpunkt steht eine Diskussion um die folgende Frage: „Was heißt Judentum heute?" Die Sequenz und ihre Rahmung sind der themenbezogenen UE im Fach Wirtschaft-Politik einer neunten Klasse eines Gymnasiums entnommen. Hervorzuheben ist, dass sich die Schüler:innen im Rahmen des Kurses für das Thema entschieden hatten:

> „Einen ersten Impuls lieferte die L mit der Präsentation eines Covers von ‚Der Spiegel – Geschichte' (4/2019) mit dem Untertitel ‚Die unbekannte Welt nebenan'. Seitens der Klasse gab es keine Reaktionen. Nach einer kurzen Problematisierung der Verwendung einer Schwarzweißfotografie orthodoxer Juden mit der Überschrift ‚Jüdisches Leben in Deutschland' sollten die S der Frage nachgehen, welche ‚Bilder' (UE_2_S3) über das Judentum ihrer Meinung nach existieren. Um dieser Frage nachzugehen, gab die L eine Reihe von Fragen vor, in der u. a. Fragen zur Anzahl der ‚Menschen jüdischen Glaubens […] in Deutschland', zum Alter der ‚jüdische[n] Religion' und zum prozentualen Anteil der Jüdinnen und Juden, die in Israel leben, enthalten waren. Der kurze Fragenkatalog schloss mit der Frage: ‚Kann man jüdisches Blut haben?' (UE_2_S4) Letztere wurde von einem S mit ‚Ja, durch Familie' beantwortet. Es folgte der Kommentar der L, dass ‚jüdisches Blut' an dieser Stelle für ‚Verwandtschaft' (UE_2_S5) stehe. Die Antworten bleiben grundsätzlich sporadisch und einzeilig, die letztgenannte Anmerkung der L erfährt keine Resonanz."

Dieser Ausschnitt verdeutlicht unter anderem, wie essentialisierende Kategorien im Schulunterricht reproduziert werden. In letzter Konsequenz werden (durch die unterlassene Brechung der Lehrkraft) Vorstellungen (re)konstruiert, wo sie

womöglich noch nicht manifest sind. Durch die in den Fragen angebotene Linie „Juden-Religion-Israel-Blut" wird eine Assoziationskette präsentiert, die auch an vorhandene Vorstellungen (zum Beispiel von „Familie", Nationalität etc.) anschlussfähig ist und somit die Vorstellung eines homogenen Kollektivs evoziert, das religiös, national und biologisch festgelegt sei. Die wenigen Reaktionen der Klasse lassen sich auf unterschiedliche Weise deuten: als Desinteresse und Langeweile, aber auch als Irritation angesichts der situativen Vag- oder Unklarheit. Die fehlende Orientierung liefert im weiteren Verlauf die Ausrichtung an der Vorstellung, es ginge um „die Juden". Die Diskussion antisemitischer Karikaturen ist anschließend primär von der Suche nach der ‚richtigen' Formulierung geprägt, in denen das eigentlich Gedachte auftaucht: „Der Jude/äh der Typ klammert sich so an die Weltkugel" (UE_2_S8).

Im Unterricht findet vielfach die Reproduktion tradierter antisemitischer Vorstellungen statt, z. B. die Identifizierung mit Geld oder Macht, wenn etwa von eine:r S gesagt wird: „Da wo die Hände und Füße sind, fallen Geldscheine raus. Ja und der Mann ist wahrscheinlich ein Jude." (UE_8_S6) Diese Reproduktionen haben verschiedene Ursachen und passieren überwiegend unintendiert bzw. ohne erkennbare Intention. Dies geschieht vor allem dann, wenn der Unterricht der Formel ‚Zeigen, um zu erkennen' folgt – etwa durch antisemitische Zitate und Karikaturen, die im Laufe des Unterrichtsgeschehens von der Lehrkraft nicht eingeordnet oder gebrochen werden. Sprachlich zeigt sich in der dazugehörigen Unterrichtskommunikation eine Verdichtung bzw. Verdoppelung der *Figur „des Juden"*, die etwa bei der Beschreibung von Karikaturen fortlaufend nachgezeichnet wird. Sprachlich wird keine Trennung zwischen jüdischen Menschen und den beschriebenen, antisemitischen Konstrukten hergestellt. Nahezu ausnahmslos wird in der Mehrheit der beobachteten UE von „den Juden" gesprochen und es werden in Karikaturen vermeintlich dargestellte „*Merkmale von den Juden*" gesammelt. Im Zusammenspiel mit der oben benannten Zielunklarheit des Unterrichts, werden zugleich Unsicherheit und Orientierungslosigkeit gegenüber dem Gegenstand transportiert: Die fehlende Brechung oder Einordnung der Verknüpfung (Gegenstand – Unbehagen) bestätigt die empfundenen Gefühle und trägt zur Reproduktion der emotional-affektiven Dimension antisemitischer Einstellungen bei. Das durch den Unterricht transportierte Unbehagen am Gegenstand wird somit mit dem Stereotyp zusammengeführt.

Auch unklare Unterscheidungen und die Zusammenstellung verschiedener Unterrichtsthemen spielen diesbezüglich eine Rolle. Die gleichzeitige Thematisierung von Antisemitismus und Judentum führt vielfach dazu, die Phänomene zusammenzuziehen, was wiederum zu einer Re-Stereotypisierung (beispielsweise in Bezug auf Vorstellungen von jüdischer Religiosität, religiöser Praxis o. ä.) führt. Jüdinnen und Juden werden als homogene Gruppe konstruiert, die über spezifische Merkmale verfüge und grundsätzlich *anders* sei. Diese Dichotomie zeigt sich kommunikativ als „bedeutsame Differenz",[21] die durch den ständigen Verweis auf „die" in zahlreichen UE verfestigt wird.[22] Bemerkungen über „die Juden" fallen in den meisten Fällen im homogenisierenden Plural, wobei „der Jude" im Singular (m.) fast immer bei Beschreibungen verwendet wird.

Darüber hinaus bleibt in zahlreichen UE der Zusammenhang von Religion und Verfolgung unklar, sodass die im Unterricht gesammelten Merkmale „des Judentums" mit der Verfolgung in Zusammenhang gebracht werden. Zurück bleibt bei den Schüler:innen der Eindruck, dass „die Juden" selbst dafür schuld sind, dass sie verfolgt wurden, weil sie *anders* (wahlweise reich, weltbeherrschend, nicht integrierbar) seien. Der Unterschied zwischen antisemitischer Vorstellung und historischer Repräsentation wird gedanklich eingeebnet. Verfestigt wird diese Tendenz, in dem jüdische Menschen als grundsätzlich abwesend behandelt werden.

Der Unterricht verhindert vielfach die Trennung von Stereotyp und konkreten, individuellen Personen, die an dieser Stelle geboten wäre. Stattdessen steht die Sammlung verschiedener Antworten (bzw. Bilder) im Mittelpunkt, die nicht mit den latent vorhandenen Vorstellungen brechen. So reproduziert der Unterricht beispielsweise Vorstellungen „reicher Juden"[23] oder bestätigt den Glauben an vermeintliche optische Merkmale, indem beispielsweise Hinweise von Schüler:innen

21 Schäuble/Scherr, „Ich habe nichts gegen Juden, aber …" Widersprüchliche und fragmentarische Formen von Antisemitismus in heterogenen Jugendszenen, in: Fritz Bauer Institut/Jugendbegegnungsstätte Anne Frank (Hrsg.), Neue Judenfeindschaft? Perspektiven für den pädagogischen Umgang mit globalisiertem Antisemitismus, S. 62.

22 Vgl. Julijana Ranc, „Eventuell nichtgewollter Antisemitismus". Zur Kommunikation antijüdischer Ressentiments unter deutschen Durchschnittsbürgern, Münster 2016; Reichertz, Qualitative und interpretative Sozialforschung, S. 92.

23 In einer Stunde heißt es z. B.: „Denke nicht, dass Israel von Zinsen lebt, die haben schon so viel Geld" (UE_5_S10) – ohne dass anschließend auf diese Aussage eingegangen wird.

auf „die große Nase" (UE_2_S9; UE_8_S6) in einer bildlichen Darstellung nicht eingeordnet bzw. korrigiert werden.

3.4 Herausforderungen des verwendeten Materials[24]

Zentrale Aspekte, die aus den Unterrichtsbeobachtungen herausgearbeitet wurden: Tradierung von Bildern und fehlende Thematisierung antisemitischer Motive.

Einleitendes Fallbeispiel: Die folgende exemplarischen Fallvorstellung zeigt Ausschnitte einer Diskussion über den Film *AnsichtsSachen*[25] (UE_5_S6). Der Film diente der Behandlung des Themas Antisemitismus im Philosophieunterricht einer neunten Klasse einer Gesamtschule:

> „Im Anschluss an den genannten Film wurden in der Stunde Plakate unter den Überschriften ‚Selbstbild', ‚Fremdbild' und ‚Feindbild' gestaltet. Bei deren Besprechung fragt die L, was der Klasse zum Begriff ‚Feindbild' einfalle. Es herrscht rege Beteiligung. S1: ‚Die Leute denken direkt an Israel, an Krieg und werfen das in einen Topf.' S2 sagt, es ‚[werde] vergessen, dass Juden auch nur Menschen sind.' S3 sagt anschließend: ‚Es ist halt echt schwer, ein Jude zu sein' (UE_5_S6)."

Die Formulierung, dass „Juden auch nur Menschen" seien, taucht schon früher im Unterricht auf (UE_5_S3). Neben der durchgängigen begrifflichen Kollektivierung – „die Juden" – führt die Frage nach dem Feindbild zur Problemverortung

24 Insgesamt fünf Lehrkräfte arbeiteten mit Filmmaterial (Dokumentationen, Gespräche mit Überlebenden), drei Klassen behandelten das Thema im Rahmen der Unterrichtslektüre (z. B. *Nathan der Weise*, *Andorra*), vier Lehrkräfte arbeiteten mit Auszügen aus Schulbüchern (im Fach Geschichte). Vier Lehrer:innen stellten das Unterrichtsmaterial überwiegend auf der Grundlage von Internetquellen (z. B. der Bundeszentrale für politische Bildung) zusammen, zwei Lehrkräfte lassen die Klasse aktiv im Internet recherchieren. Ein in diesem Zusammenhang immer noch erkenntnisreicher Vergleich von Schullektüren findet sich bei Marita Meyer, Deutsche und polnische Lektüren über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust. Eine vergleichende Untersuchung zur schulischen Kanonbildung und zum kulturellen Gedächtnis, in: Convivium – Germanistisches Jahrbuch Polen (2009), S. 213–243.

25 Der Film des Vereins BildungsBausteine e. V. aus dem Jahr 2015 wurde von den Macher:innen mit einer Methodenhandreichung für die Unterrichtsgestaltung ausgestattet.

beim „Juden". Zudem ist auffällig, dass die Kollektivierung sämtliche Gruppenaufgaben (Selbst-, Fremd-, Feindbild) betrifft, die Gruppenmitglieder hier also grundsätzlich von einer Verschiedenheit bzw. einer Kollektividentität auszugehen scheinen. Antisemitismus wird auf diese Weise zum Problem „der Juden" erklärt, anstatt ein Problembewusstsein für antisemitisches Denken zu entwickeln. Im Verlauf der Sitzung zeigt sich eine deutliche Polarisierung in der Wahrnehmung bezüglich der Opfer und Täter. S: „Also die sehen Juden als Feind, weil Israel ja Zivilisten angreift […] in Deutschland werden die dann rassistisch beleidigt." (Korrektur L: „Antisemitisch beleidigt!") (UE_5_S7). Neben der unhinterfragten Gleichsetzung Juden=Israel findet sich hier keine Bemerkung zu antisemitischen Motiven, wodurch das Geschehen – trotz aller im Unterricht betonten Empathie – als Resultat eines bloßen Konflikts gedeutet wird. Fragen nach Ursachen antisemitischer Gewalt tauchen gar nicht erst auf. Es bleibt die essentialisierte *Figur des Jüdischen* – reproduziert durch eine Verstärkung bestehender Bilder bzw. den Mangel an alternativen Bildern und Vorstellungen.

Hier muss insbesondere die Verdichtung der *Figur des Juden* durch das Material und dessen Verwendung hervorgehoben werden. Verdichtung meint hier u. a. die Bestätigung bereits vorhandenen (antisemitismusrelevanten) ‚Wissens' durch den Unterricht („weil Israel ja Zivilisten angreift"). Jüdische Menschen werden in dieser Beobachtungssequenz nicht als Individuen, sondern als Teil eines (fremden) Kollektivs begriffen und von den Schüler:innen als nicht zur eigenen Gruppe gehörend verstanden. Eine Lücke des Materials liegt in Bezug auf die Thematisierung antisemitischer Motive bzw. die Funktionalität und Rolle antisemitischer Vorstellungen vor. Ähnlich verhält es sich mit der Online-Recherche: In einer Unterrichtssequenz fordert die Lehrkraft die Klasse auf, den Begriff „gieriger Jude" (UE_11_S8) in eine Online-Suchmaschine einzugeben. Die Ergebnisse der Bildersuche, die ausschließlich aus antisemitischen Darstellungen bestehen, werden kaum eingeordnet, sondern als etwas präsentiert, das die Schüler:innen kennen müssten. Somit wird die Verantwortlichkeit auf die Schulklasse verlagert, die die Bilder selbstständig einordnen soll.

Auffällig ist zudem das Heranziehen externer Materialien (beispielsweise von verschiedenen Internetseiten; s. Anm. 19) durch einige Lehrkräfte (sofern es nicht durch Lehrbücher vorgegeben ist). Die Gründe, die zur jeweiligen Auswahl geführt haben, sind vielfältig – zumal nicht immer die Ablehnung bestimmter

Materialien im Mittelpunkt stand. Teilweise waren den Lehrkräften bestimmte Aspekte des Themas Antisemitismus – vor allem gegenwärtige Erscheinungsformen – besonders wichtig, sodass die Lehrer:innen sich veranlasst sahen, selbstständige Materialrecherche zu betreiben. Daher spiegelt die Wahl des jeweiligen Materials zugleich eine bestimmte Einstellung der Lehrkraft zum Thema wider.

Ein besonderes Gewicht kommt hier antisemitischen Karikaturen und pädagogischen Filmen zu. Insbesondere die Verwendung von Karikaturen gleicht einer Gratwanderung. In Verbindung mit einer unklaren Zielsetzung werden diese schnell zur *Einladung* eine Merkmalssammlung durchzuführen, durch welche die Ursachen von Verfolgung als *natürliche Merkmale* gedeutet werden, in dem folgenden Sinne: Weil sie Juden sind, werden sie verfolgt. Im genannten Beispiel sind die Gründe, warum es schwer sein muss, „Jude zu sein", unklar. Über antisemitische Fantasien, die gesellschaftlich wirkmächtig werden, wird nicht gesprochen.

4. Abschließende Bemerkung und Implikationen für die (schulische) Praxis

Die vorliegenden Ergebnisse verdeutlichen, dass Bildung gegen Antisemitismus bzw. antisemitismuskritische Bildung scheitern kann, wenn sie manifesten Inhalten zu viel Gewicht verleiht. Das heißt, dass viele UE Antisemitismus als ‚Rede' oder ‚Bild' betrachten, das nur beschrieben werden müsste, und die Frage nach dem *Warum* (aber auch die nach der Verschränkung von Wissen und Emotion) ausklammern. Hier gilt es, das in der Einleitung erwähnte Verhältnis von Material, (sprachlicher) Interaktion und tatsächlich vermitteltem Inhalt genauer in den Blick zu nehmen: Die Gefahr der Reproduktion antisemitischer Vorstellungen durch den Gebrauch antisemitischer Karikaturen im Unterricht muss zudem klar benannt werden.

Anstatt über antisemitische Konstrukte, antisemitisches Wissen und dessen Funktionalität zu sprechen, dominiert in zahlreichen Unterrichtsstunden die Rede über Jüdinnen und Juden als zu tolerierende *Andere*. Diese Form der identitätsfokussierten Thematisierung trägt zur Förderung einer bestimmten Haltung gegenüber diesen sogenannten *Anderen* bei, die durch einen Fokus auf soziale

Erwünschtheit (auch in der [Post-]Migrationsgesellschaft) gekennzeichnet ist. Hier ist erneut kritisch auf das verwendete Material einzugehen, das dazu verleiten kann, ein sozial erwünschtes Sprechen zu fördern, anstatt den im Bild steckenden Antisemitismus klar zu benennen.[26]

Weiterhin gilt es daher, auch über Potenziale und Grenzen der gleichzeitigen bzw. gemeinsamen Thematisierung von Judentum und Antisemitismus zu diskutieren, um insbesondere die durch eine mitunter diffuse Vermengung beider Themen im Unterricht ermöglichte Bestätigung antisemitischer Vorstellungen und (Re-)Stereotypisierungen zu verhindern. Wenn im Unterricht vielfältige jüdische Lebensrealitäten behandelt werden, sollte dies nicht zwangsläufig in einen Zusammenhang mit Verfolgung oder homogen vorgestellter Religiosität gerückt werden.

Insbesondere Lehrer:innen benötigen ein antisemitismuskritisches Professionswissen, um antisemitische Sachverhalte nicht zu reproduzieren und Äußerungen von Eltern, Schüler:innen, Kolleg:innen (sowie im Unterrichtsmaterial) inhaltlich, historisch oder politisch einordnen zu können.[27] Vor allem vor dem Hintergrund eines zunehmenden ‚Outsourcings' des Themas an Expert:innen aus dem Bereich der außerschulischen Bildung muss dieses Professionswissen gestärkt werden. Zentral ist bei der Einbindung externer Angebote zur politischen Bildung die Vor- und Nachbereitung seitens der Lehrkräfte. Diese muss zeitlich gewährleistet sein. Nichtsdestotrotz muss an dieser Stelle die Relevanz der Befähigung der Kompetenzen *vor Ort* unterstrichen werden.

Gleichzeitig wirft der erkundende Charakter interpretativer Forschung neue Fragen auf: Wie häufig wird Antisemitismus überhaupt im Unterricht thematisiert, welcher Umfang wird ihm gegebenenfalls eingeräumt und wie variiert dieser Unterricht womöglich von Klasse zu Klasse? Vereinzelte Rückmeldungen von Lehrkräften geben bereits Aufschluss über die grundsätzlichen Schwierigkeiten des Themas im Schulunterricht (die erwartete Reaktion der Klasse; Überforderung angesichts gesellschaftlicher Diskurse zu Antisemitismus; die Frage der

26 Vgl. Kai E. Schubert, Konformismus statt Reflexion? Nicht-intendierte Effekte antisemitismuskritischer Bildung, in: Aschkenas 32 (2022) 2, S. 377–403, hier S. 385.

27 Vgl. Tobias Löttgen/Karim Fereidooni/Jan Schedler, Antisemitismus als Aufgabe der Lehrkräftebildung am Beispiel der Partei Alternative für Deutschland (AfD), in: SEMINAR – Lehrerbildung und Schule (2021) 4, S. 120–134.

Aktualität des Materials). Angesprochen wurde außerdem die Anzahl externer Unterrichtsmaterialien für viele Lehrkräfte, die mittlerweile kaum mehr zu überblicken ist und gerade deswegen einen klareren Rahmen verlangt. Vergleichbare Fragen stellen sich in Bezug auf die verfügbaren Materialien: Welche Bücher finden aus welchen Gründen (keine) Verwendung? Zugleich machen unsere Untersuchungen deutlich, dass auch gutes Material (ebenso wie externe Bildungsangebote) auf eine angemessene Vor-, Be- und Nachbereitung durch Schüler:innen und Lehrkräfte angewiesen ist.

Die vorliegenden Ergebnisse sind als immer wiederkehrende Tendenzen im schulischen Umgang mit dem Thema Antisemitismus zu verstehen. Die Frage nach dem *Wie* des Antisemitismus, der auf der Basis vergleichender (Einzel-) Fallanalysen nachgegangen wurde, hat den Blick auf zentrale Herausforderungen gelenkt, die – wenn auch spezifisch für den schulischen Raum – die Auseinandersetzung mit Antisemitismus allgemein bestimmen: Die Verschiebung des Antisemitismus in den Bereich der Vagheit, die historische Einordnung, die gegenwärtige Problemlagen verschleiert, die Präsenz antisemitischer Stereotype und fehlender Widerspruch sowie die Allgegenwart antisemitischer Darstellungen – nicht nur, aber auch in den sozialen Medien.

Exkurs: Was lief gut im Unterricht?

Dieser Beitrag soll keineswegs den Eindruck entstehen lassen, Lehrkräfte und Schulen seien *grundsätzlich* mit dem Thema Antisemitismus überfordert. Vielmehr zeigt sich, dass auch gelungener Unterricht dazu beiträgt, Aspekte der Thematisierung von Antisemitismus zu identifizieren, die den schulischen Unterricht insgesamt betreffen. Gelungen meint hier in einem offenen, umfassenderen Sinne, dass Wege aufgezeigt werden können, wie Antisemitismus als historisches und auch aktuelles Phänomen mitsamt seiner Funktionalität vermittelt werden kann. Es folgt eine kleine Auswahl, die keinen Anspruch auf Repräsentativität erhebt, sich primär als Impulsgeber für weitergehende Forschungs- und Präventionsvorhaben versteht – und zugleich in die Handlungsempfehlungen überleitet.

Zunächst zur Auswahl und Verwendung der Medien: Insbesondere in umfangreicheren UE hat sich gezeigt, dass die Arbeit mit Filmen/Dokumentationen

bei guter Einführung eine wertvolle visuelle Unterstützung dargestellt hat. Diese Herangehensweise wurde vereinzelt mit der Schwierigkeit begründet, die vielen Klassen längere Texte bereiten würden. Zugleich lockerten sie die Unterrichtseinheiten mithilfe der Variation von Text-, Bild- und Videomaterial auf und erhöhten die Bereitschaft, sich beispielsweise mit Biografien von dargestellten Personen auseinanderzusetzen. Auffällig war zudem, dass die klare Benennung von Gewalt gegen Jüdinnen und Juden ebenfalls dazu beitragen konnte, diffuse Wahrnehmungen aufzulösen; insofern die Eindeutigkeit durch die unverstellte Thematisierung – z. B. historischer Ereignisse im Zusammenhang mit der Shoah – Unbehagen und unausgesprochenen Ahnungen zumindest temporär auflösen kann, die das gesellschaftliche, distanzierte Sprechen über Antisemitismus häufig auszeichnet.

Potenzial bieten außerdem Themen mit Antisemitismusbezug, die von den Schüler:innen (insbesondere ab Kl. 9) selbstständig aufgegriffen wurden, wie zum Beispiel Verschwörungsideologien (UE_8).[28] Die Einarbeitung des Themas hat in einzelnen Stunden dazu beigetragen, sowohl das Interesse am Gegenstand zu erhöhen als auch die Funktion des Verschwörungsdenken im Antisemitismus deutlicher hervortreten zu lassen. Hier löste sich der Blick von den häufig präsentierten Bildern und richtete sich auf die Erklärungen. Hervorgehoben werden kann hier die deutliche Verurteilung von Verschwörungsideologien durch weite Teile der Klassen, die sich mit dem Thema auseinandersetzten.

Die hier skizzierte Faktoren erhöhten maßgeblich die Bereitschaft, sich für das Thema zu öffnen und es zeigte sich seitens der Schüler:innen eine deutliche Tendenz, den Unterricht mitzugestalten und das Thema zu rahmen.

28 Für eine erste Annäherung siehe Florian Hessel, Moderne Mythen. Kurze Geschichte des Denkens in „Verschwörungen", in: Forum Wissenschaft 37 (2020) 4, S. 36–39, https://www.bdwi.de/forum/archiv/uebersicht/10903731.html. Wesentlich bleiben auch hier die klare Einordnung und Abgrenzung des Themas, um den Blick für die Funktionalität von Verschwörungserzählungen zu schärfen – statt auf womöglich besonders skurrile Einzelbeispiele. Carolin Engels/Sebastian Salzmann, Zur ‚alltäglichen' Integration und Mobilisierung von Verschwörungsideologien, in: Florian Hessel/Pradeep Chakkarath/Mischa Luy (Hrsg.), Verschwörungsdenken. Zwischen Populärkultur und politischer Mobilisierung, Gießen 2022, S. 305–323.

Folgende Handlungsempfehlungen und Impulse lassen sich vor dem Hintergrund der empirischen Analyse der Unterrichtsbeobachtungen abschließend zusammenfassen:

- Fokus auf die identitäts- und gesellschaftsstrukturierende Funktion des Antisemitismus – statt auf Bilder (und insbesondere auf Karikaturen),
- eine aktivere Auseinandersetzung mit *Othering*-Prozessen und homogenisierenden Zuschreibungen,
- Erarbeitung eines Bewusstseins für die mögliche Anwesenheit potenziell von Antisemitismus Betroffener, um deren Objektstatus nicht weiter zu reproduzieren,
- weitestgehend unabhängige Darstellung und Bearbeitung der Themenfelder Judentum und Antisemitismus,
- klare Abgrenzung und Benennung von Antisemitismus – statt Subsumierung unter andere Phänomene, zum Beispiel Vorurteile, Rassismus, als Teil religiöser Identität etc.,
- Darstellung pluraler jüdischer Lebenswelten und Perspektiven (deutscher) jüdischer Geschichte,
- Stärkung der antisemitismuskritischen Professionskompetenz von Lehrer:innen bereits in der ersten und zweiten Phase der Lehrer:innenbildung
- Thematisierung aktueller Formen des Antisemitismus und Verschwörungsideologien (auch in Schulbüchern),
- eine breitere Auseinandersetzung mit Antisemitismus vor und nach der Shoah.

DANA IONESCU · FIONA KAZAROVYTSKA

Antisemitismus im Kontext von jüdisch-nichtjüdischen Begegnungen

Perspektiven und Erfahrungen von Jüdinnen:Juden in Deutschland

Im Kontext des gesellschaftlich zunehmenden Antisemitismus in Deutschland[1] stellt sich immer wieder die Frage, wie sich Antisemitismus wirksam vorbeugen und begegnen lässt. Fortwährend stehen neben der Bildungs- und Aufklärungsarbeit auch jüdisch-nichtjüdische Begegnungen im Fokus der Diskussionen.[2] In der Antisemitismusforschung und der antisemitismuskritischen Bildungspraxis wird spätestens seit Beginn der 2000er-Jahre kontrovers diskutiert, inwiefern die Begegnungspädagogik zwischen jüdischen und nichtjüdischen Menschen eine wirksame Strategie ist, um antisemitischen Ressentiments vorzubeugen. Seither ist das Interesse an persönlichen jüdisch-nichtjüdischen Begegnungen deutlich gestiegen.[3] Auf der einen Seite betonen Wissenschaftler:innen und politische

1 Vgl. Bundesverband der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus e. V., Antisemitische Reaktionen auf den 7. Oktober, Berlin 2023, S. 4; OFEK e. V. Beratungsstelle bei antisemitischer Gewalt und Diskriminierung, Beratungsstatistik 2022–2023, Berlin 2023, S. 2, 13; ebenda, Beratung im Krisenmodus: Update zur Beratungsstatistik von OFEK e. V. im 1. Halbjahr nach dem 7. Oktober 2023, Berlin 2024, S. 1.

2 Vgl. Beauftragter der Bundesregierung für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus, Nationale Strategie gegen Antisemitismus und für jüdisches Leben, November 2022, https://www.antisemitismusbeauftragter.de/SharedDocs/downloads/Webs/BAS/DE/nasas.pdf;jsessionid=4FBAAAAA75334714E29D1A34E916AD7D.live891?__blob=publicationFile&v=5 [alle Weblinks in diesem Beitrag wurden zuletzt am 18. 3. 2024 aufgerufen], S. 9 f., 27 ff., 43 ff.; Monika Hübscher/Lamya Kaddor/Nicolle Pfaff, „Ich weiß, dass sie existieren …“ Kontexte der Begegnung, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), Jüdisches Leben in Deutschland, Bonn 2022, S. 274–283, hier S. 274.

3 Vgl. amira – Antisemitismus im Kontext von Migration und Rassismus, „Unsere Jugendlichen müssten mal Juden kennenlernen.“ Begegnungen mit Jüdinnen und Juden als pädagogischer Ansatz zum Abbau von Antisemitismus, Berlin 2010, S. 2–3, hier S. 2.

Bildner:innen, erfolgreiche jüdisch-nichtjüdische Begegnungen seien ein zentrales und wirkungsvolles Instrument, um Vorurteilen und Stereotypen präventiv zu begegnen.[4] Insbesondere Personen, „die antisemitisches Wissen fragmenthaft ohne umfangreichere Überzeugungen nutzen", könnten durch den begegnungspädagogischen Ansatz erreicht werden.[5] Dialog- und Begegnungsprojekte erhöhten und förderten neben dem Wissen über die andere, (häufig unbewusst) abgewertete Gruppe oder Minderheit vorrangig die Offenheit, Perspektivübernahme und Empathie gegenüber dieser.[6]

Auf der anderen Seite gibt es kritische Perspektiven auf begegnungspädagogische Zugänge, insbesondere bezüglich der Antisemitismusprävention.[7] So wird etwa eingewendet, jüdisches Leben solle nicht nur im Kontext von antisemitischen Ressentiments thematisiert und nicht auf die Geschichte der antisemitischen

4 Vgl. Elizaveta Firsova-Eckert, Israelbezogenem Antisemitismus begegnen. Der Deutsch-Israelische Jugendaustausch als wirkungsvoller Ansatz gegen israelbezogene antisemitische Ressentiments, in: Migration und soziale Arbeit 45 (2023) 1, S. 62–70, hier S. 67; Nils Friedrichs/Nora Storz, Antimuslimische und antisemitische Einstellungen im Einwanderungsland – (k)ein Einzelfall?, SVR-Studie 2022-2 (Sachverständigenrat für Integration und Migration), Berlin 2022, S. 25, 48, 50.

5 Barbara Schäuble/Heike Radvan, Zur Auseinandersetzung mit Antisemitismus in der Sozialen Arbeit, in: Sozial Extra. Zeitschrift für Soziale Arbeit 40 (2016) 3, S. 37–40, hier S. 39; vgl. Albert Scherr, Vermittlung, Aneignung, Subjektivität: Unhintergehbare Anforderungen an eine erfolgversprechende Bildungsarbeit gegen Antisemitismus und Rassismus, in: Marc Grimm/Saskia Müller u. a. (Hrsg.), Wissenschaftliche Einordnung und Ausarbeitung eines Rahmenkonzeptes für das ZADA Pilotprojekt. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben!", S. 127–136, hier S. 129; Monique Eckmann, Gegenmittel. Bildungsstrategien gegen Antisemitismen, in: Milena Detzner/Ansgar Drücker (Hrsg.), Antisemitismus – ein gefährliches Erbe mit vielen Gesichtern. Handreichung zu Theorie und Praxis, Düsseldorf 2013, S. 57–61, hier S. 57.

6 Vgl. Thomas F. Pettigrew/Linda R. Tropp, How does intergroup contact reduce prejudice? Meta-analytic tests of three mediators, in: European Journal of Social Psychology 38 (2008) 6, S. 922–934; Elizabeth Levy Paluck/Seth A. Green/Donald P. Green, The contact hypothesis re-evaluated, in: Behavioural Public Policy, 3 (2019) 2, S. 129–158; Stefan Stürmer/Mathias Kauff, Die Kontakthypothese, in: Lars-Eric Petersen/Bernd Six (Hrsg.), Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung. Theorien, Befunde und Interventionen, Weinheim 2020, S. 327–338, hier S. 331.

7 Vgl. Eckmann, Gegenmittel, S. 58 f.; Tami Ensinger, Fragliche Ziele der Thematisierung jüdischen Lebens heute, in: Bildungsstätte Anne Frank (Hrsg.), Weltbild Antisemitismus. Didaktische und methodische Empfehlungen für die pädagogische Arbeit in der Migrationsgesellschaft, Frankfurt a. M. 2013, S. 36–37, hier S. 36.

Verfolgung und Vernichtung reduziert werden.[8] Begegnungsprojekte überwänden zudem nicht die Differenzkonstruktion zwischen vermeintlich ‚andersartigen' jüdischen und nichtjüdischen Menschen und könnten sogar dazu führen, dass Jüdinnen:Juden Anfeindungen von nichtjüdischen Teilnehmenden ausgesetzt seien.[9] Manche Kritiker:innen fürchten zudem, dass antijüdische Klischees, Stereotype und Abneigungen bestätigt oder verstärkt werden könnten, beispielsweise, wenn nichtjüdische Menschen die jüdischen Teilnehmenden während der Begegnung unsympathisch fänden.[10] Darüber hinausgehend folge der Begegnungsansatz einer falschen Logik, indem er ein gesamtgesellschaftliches Problem fälschlich auf der individuellen Ebene bearbeite. Damit säße er dem Irrtum auf, Antisemitismus bezöge sich auf das tatsächliche Verhalten von Jüdinnen:Juden und könne durch eine direkte Begegnung (Kontakthypothese) vorgebeugt und reduziert werden.[11]

Im deutschsprachigen Kontext wurden und werden diese Debatten zwar vor dem Hintergrund existierender deutsch-israelischer Jugendaustauschprogramme, interreligiöser oder historisch-politischer Begegnungsprojekte mit Shoah-Überlebenden diskutiert, vielfach aber auf theoretischer Ebene und hypothetisch

8 Vgl. Ensinger, Fragliche Ziele, S. 36.

9 Vgl. Albert Scherr/Barbara Schäuble, „Ich habe nichts gegen Juden, aber …". Ausgangsbedingungen und Perspektiven gesellschaftspolitischer Bildungsarbeit gegen Antisemitismus, Berlin 2007, S. 59; Michal Kümper/Susanne Harms, Chancen und Grenzen von jüdisch-nichtjüdischen Begegnungen als pädagogischer Ansatz gegen Antisemitismus, in: Wolfram Stender/Guido Follert/Mihri Özdogan (Hrsg.), Konstellationen des Antisemitismus. Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis, Wiesbaden 2010, S. 265–286, hier S. 273 f.; Hübscher/Kaddor/Pfaff, Kontexte der Begegnung, S. 281 f.

10 Vgl. Ruth Fischer/Malte Holler, Anerkennung durch Kennenlernen? Begegnungsansätze, in: Anders Denken. Die Onlineplattform für Antisemitismuskritik und Bildungsarbeit 2019, https://www.anders-denken.info/informieren/begegnungsans%C3%A4tze-0; Kümper/Harms, Chancen und Grenzen, S. 272, 284.

11 Vgl. Eckmann, Gegenmittel, S. 59; Fischer/Holler, Anerkennung durch Kennenlernen?; Heike Radvan, Formen pädagogischer Intervention im Horizont wahrgenommener Antisemitismen. Perspektiven für die Aus- und Weiterbildung von Jugendpädagoginnen, in: Wolfram Stender/Guido Follert/Mihri Özdogan (Hrsg.), Konstellationen des Antisemitismus. Antisemitismusforschung und sozialpädagogische Praxis, Wiesbaden 2010, S. 165–183, hier S. 180; Marina Chernivsky/Friederike Lorenz, Antisemitismus im Kontext Schule. Deutungen und Umgangsweisen von Lehrer:innen an Berliner Schulen. Forschungsbericht zur Studie „Umgang mit Antisemitismus im Kontext Schule", Berlin 2020, S. 145 f.; Theodor W. Adorno, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Gesammelte Schriften, Bd. 10/2, Frankfurt a. M. 1997, S. 571.

verhandelt. Umfassendes empirisches Material, das jüdisch-nichtjüdische Begegnungen evaluiert, existiert bislang kaum, ebenso wenig wie jüdische Perspektiven auf begegnungspädagogische Ansätze sowie die antisemitismuskritische Bildungsarbeit.[12] Doch wie erleben jüdische Freiwillige, die sich in einem Begegnungsprojekt in Deutschland ehrenamtlich engagieren, diese jüdisch-nichtjüdischen Begegnungen? Welche positiven und negativen Empfindungen und Erfahrungen machen sie davor, währenddessen und danach mit diesen Begegnungen?

Mit Blick auf die Kontroversen um die Begegnungspädagogik beleuchtet der vorliegende Beitrag die Perspektiven und Erfahrungen von Jüdinnen:Juden in Deutschland, die sich als Ehrenamtliche bzw. Freiwillige im Begegnungsprojekt *Meet a Jew* des Zentralrats der Juden in Deutschland engagieren. Das im Folgenden diskutierte empirische Material ist einzigartig, da es Einblicke in jüdische Erfahrungen mit jüdisch-nichtjüdischen Dialog- und Begegnungsprojekten gibt, die bislang nicht ausreichend in wissenschaftlichen Debatten um antisemitismuskritische Bildungsarbeit berücksichtigt worden sind. Somit erweitert der Beitrag den bisherigen Forschungsstand um die Perspektive von jüdischen Ehrenamtlichen, die sich nicht in erster Linie als Betroffene zu Strategien gegen Antisemitismus äußern, sondern als Akteur:innen, die sich aktiv gegen Stereotype und Diskriminierungen engagieren.

Das Begegnungsprojekt *Meet a Jew* im Kontext

Vorausgegangen waren *Meet a Jew* die Begegnungsprojekte *Likrat* und *Rent a Jew*.[13] Das Dialog- und Begegnungsprojekt *Likrat – Jugend und Dialog* wurde 2006 von der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg etabliert und war zunächst nur im süddeutschen Raum vertreten. Die Ursprünge des Projekts liegen in der Schweiz und wurden maßgeblich von dem Germanisten und Historiker Alfred

12 Vgl. Firsova-Eckert, Israelbezogenem Antisemitismus begegnen, S. 64.; Katharina Rhein, Antisemitismuskritische politische Bildung, in: Yasmine Chehata/Andreas Eis u. a. (Hrsg.), Handbuch kritische politische Bildung, Frankfurt a. M. 2024, S. 103–112, hier S. 103; Kümper/Harms, Chancen und Grenzen, S. 266; amira, „Unsere Jugendlichen", S. 2.

13 Vgl. Daniel Botmann, Neue Wege, in: Zukunft. Informationsblatt des Zentralrats der Juden in Deutschland, 28. Februar 2020, https://www.zentralratderjuden.de/fileadmin/user_upload/pdfs/zukunft/Zukunft_2020/zukunft_2020-02.pdf, S. 1.

Bodenheimer entwickelt, der es auch nach Deutschland brachte.[14] Der Zentralrat der Juden übernahm das Projekt 2016. Von 2017 bis 2019 fanden die Begegnungen zwischen jüdischen und nicht-jüdischen Schüler:innen bundesweit statt und erreichten mehrere Tausend Teilnehmende.[15]

Die Initiative *Rent a Jew* in Trägerschaft der Europäischen Janusz Korczak Akademie und der Jewish Agency for Israel existierte von 2014–2019. *Rent a Jew* richtete sich – im Gegensatz zu *Likrat* – an Jugendliche wie Erwachsene. Ab 2014 waren mehr als 130 jüdische Freiwillige aktiv, die durch Begegnungen mehr als 15 000 Menschen erreichten.[16] Sowohl *Likrat* als auch *Rent a Jew* hatten das Ziel, gegenwärtiges jüdisches Leben zu zeigen, Klischees und Stereotypen entgegenzuwirken und antisemitischen Ressentiments vorzubeugen.[17]

An diese Programmatik schließt das aus der Vereinigung von *Likrat* und *Rent a Jew* entstandene Projekt *Meet a Jew* direkt an. Das Projekt des Zentralrats existiert seit 2020 und ermöglicht 60- bis 90-minütige persönliche Begegnungen mit Jüdinnen:Juden. Der Dialog mit den nichtjüdischen Gruppen wird durch das Frage-Antwort-Prinzip gestaltet. Im Werbevideo von *Meet a Jew* heißt es, die jüdischen Freiwilligen bringen den Gruppen ihr Judentum näher und berichten über sich selbst und ihren „normalen jüdischen Alltag".[18] Sie treten nicht als Expert:innen

14 Vgl. Susanne Benizri, Likrat – Verständnis durch Begegnung, in: Mussaf. Magazin der Hochschule für Jüdische Studien 2 (2006) 1, S. 18; Wilhelm Heitmeyer, Anhang zum Gesamtbericht der wissenschaftlichen Begleitung in der Programmsäule 2 „Modellprojekte Jugend, Bildung und Prävention" im Programm „Vielfalt tut gut. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie", Themencluster: „Auseinandersetzung mit historischem und aktuellem Antisemitismus" für den Berichtszeitraum 2008–2009, https://www.vielfalt-mediathek.de/wp-content/uploads/2020/12/gesamtbericht_anhang_2009_as.pdf, S. 215.

15 Vgl. Heide Sobotka, Likrat. Begegnungen auf Augenhöhe, in: Jüdische Allgemeine 4. 9. 2017, https://www.juedische-allgemeine.de/unsere-woche/begegnungen-auf-augenhoehe-2/?q=likrat; Deutscher Volkshochschul-Verband, 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland. Handreichung zur Planung von Veranstaltungen im Festjahr 2021, https://www.volkshochschule.de/medien/downloads/verbandswelt/programmbereich/gesellschaft-politik-und-umwelt/DVV_handreichung_1700-juedisches-leben_final.pdf, S. 11.

16 Vgl. The Jewish Agency for Israel, Rent-a-Jew. Debunking Jewish Stereotypes in Germany, https://www.jewishagency.org/rent-a-jew-debunking-jewish-stereotypes-in-germany/; Deutscher Volkshochschul-Verband, 1700 Jahre jüdisches Leben, S. 11.

17 Vgl. The Jewish Agency for Israel, Rent-a-Jew; Sobotka, Likrat, ohne Seitenangaben.

18 Zentralrat der Juden in Deutschland, Meet a Jew – Miteinander statt übereinander reden!, Video vom 26. 2. 2020, https://www.youtube.com/watch?v=9fY1lJIRbrY, Minute 0:48–0:53.

für das Judentum auf, sondern geben individuelle Einblicke in ihre eigene jüdische Lebensweise. *Meet a Jew* möchte jüdische Stimmen hörbar und Lebensrealitäten sichtbar machen und durch die Begegnungen ein Angebot schaffen, das über das in Lehrbüchern vermittelte Sachwissen hinausgeht.[19] Ziel ist, die Präsenz, Normalität, Diversität und Pluralität des gegenwärtigen jüdischen Lebens zu zeigen.

Insgesamt beansprucht das Begegnungsprojekt, auf zwei Ebenen zu wirken: erstens, dem Empowerment von Jüdinnen:Juden, da das Projekt den jüdischen Ehrenamtlichen eine Plattform bietet, um über Identitätsfragen zu reflektieren.[20] Die Freiwilligen werden in Wochenendseminaren, aber auch in Trainings und Weiterbildungen geschult und gecoacht, um auf die Begegnungen vorbereitet zu sein. Sie lernen verschiedene Perspektiven auf das Judentum kennen und setzen sich mit ihrem Jüdischsein auseinander.[21] Der Anspruch ist, dass die jüdischen Freiwilligen nicht als Repräsentant:innen aller Jüdinnen:Juden auftreten und wahrgenommen werden, sondern individuell und persönlich als Teil des heterogenen jüdischen Lebens in Deutschland.[22]

Zweitens zielt *Meet a Jew* darauf ab, präventiv gegen Antisemitismus zu wirken, da wer Jüdinnen:Juden persönlich getroffen habe, weniger anfällig für Stereotype und Vorurteile sei.[23] Die Themenkomplexe Antisemitismus, Shoah oder Israel-Palästina-Konflikt/Krieg werden jedoch nicht aktiv behandelt, sondern nur, wenn die Gruppen danach fragen. In diesen Fällen werden die Themen in ihrer individuellen Wirkung auf die Freiwilligen aufgegriffen. Insgesamt sollen während den Begegnungen positive und „freudvolle Aspekte des Judentums" im Vordergrund stehen.[24] Jüdinnen:Juden sollen keine Projektionsfläche sein, die mit

19 Vgl. Zentralrat der Juden in Deutschland, Ideen zur Vor- und Nachbereitung einer Begegnung, https://www.meetajew.de/wp-content/uploads/2021/04/Meet-a-Jew_Vorbereitung_Materialien.pdf, S. 2.

20 Vgl. Fiona Kazarovytska/Elisaweta Ossovski/Wiebke Rasumny, Evaluation 2020 Meet a Jew, https://www.meetajew.de/wp-content/uploads/2021/11/Meet-a-Jew_Evaluation-2020-final_web.pdf, S. 5.

21 Vgl. Zentralrat der Juden in Deutschland, Aktiv werden als Jüdin oder Jude, https://www.meetajew.de/mitmachen/zielgruppen-juedisch/#jüdisch.

22 Vgl. Wiebke Rasumny, Meet a Jew – Prävention und Empowerment durch Begegnung, in: eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft vom 18. 12. 2020, https://www.buergergesellschaft.de/fileadmin/pdf/gastbeitrag_rasumny_201218.pdf, S. 2.

23 Vgl. Zentralrat der Juden in Deutschland, Ideen zur Vor- und Nachbereitung, S. 2.

24 Rasumny, Meet a Jew, S. 4.

Stereotypen und vorurteilsbelegten Bildern gefüllt wird, sondern lebendig und in ihrer komplexen Identität sichtbar gemacht werden.[25] Entsprechend verortet sich das Projekt selbst auch nur als *einen* von mehreren Bausteinen in der Prävention von antisemitischen Ressentiments und Diskriminierungen und betont, dass sowohl eine intensivere Auseinandersetzung mit der Thematik als auch mit weiteren Projekten notwendig sei.[26]

Das Interesse an den jüdisch-nichtjüdischen Begegnungen von *Meet a Jew* ist groß und wächst seit der Etablierung des Projektes kontinuierlich. Seit 2020 sind mehr als 30 000 Menschen erreicht worden (Stand November 2023).[27] Im Evaluationszeitraum von 2020–2023/24 ermöglichte *Meet a Jew* bundesweit 1676 Begegnungen, davon 240 in 2020, 587 in 2021/22 und 849 in 2023. Aufgrund der COVID-19-Pandemie mussten von den 827 Begegnungen in 2020 und 2021/22 insgesamt 334 im Online-Format veranstaltet werden. Viele Begegnungen fanden an Schulen statt, darunter am häufigsten an Gymnasien und Gesamtschulen. Außerschulische Akteur:innen, die eine Begegnung in Anspruch nahmen, waren beispielsweise Kirchengemeinden, Hochschulen, Universitäten, Vereine oder Jugendzentren. Im Fokus des Begegnungsprojekts stehen Jugendliche und junge Erwachsene, es finden jedoch auch Begegnungen mit Kindern, generationsübergreifenden Gruppen und älteren Menschen statt. Die meisten Begegnungen waren in Großstädten ab 100 000 Einwohner:innen und in mittelgroßen Städten mit 20 000–100 000 Einwohner:innen. Deutlich weniger Begegnungen wurden in Kleinstädten und dem ländlichen Raum abgehalten.[28]

Seit der Gründung von *Meet a Jew* 2020 ist die Zahl der ehrenamtlichen jüdischen Freiwilligen stetig gewachsen, so dass bundesweit mehr als 300 Ehrenamtliche aktiv sind. Mit Ausnahme von Sachsen kommen sie aus allen Bundesländern, besonders aus Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg, Hessen und Berlin.

25 Vgl. ebenda, S. 1 f.

26 Ebenda, S. 2 f.

27 Vgl. Mascha Schmerling, „Wir führen sehr gute Gespräche". Interview von Hilde Regeniter, in: Domradio.de, 17. 11. 2023, https://www.domradio.de/artikel/meet-jew-begegnungen-seit-dem-7-oktober-noch-gefragter.

28 Vgl. Kazarovytska/Ossovski/Rasumny, Evaluation 2020, S. 7; Dana Ionescu/Fiona Kazarovytska, Evaluation 2021 Meet a Jew, https://www.meetajew.de/wp-content/uploads/2023/01/maj-evaluation-2021-web.pdf, S. 7.

Fragebögen, Datenerhebungen und Auswertungsmethode

Die jüdisch-nichtjüdischen Begegnungen von *Meet a Jew* wurden in Form von Online-Fragebögen evaluiert, in denen die jüdischen Ehrenamtlichen die Möglichkeit hatten, ihre Erfahrungen und Perspektiven freiwillig und anonym darzulegen. Die Evaluation der Begegnungen wurde von den hauptamtlichen Mitarbeiter:innen von *Meet a Jew* in Zusammenarbeit mit den Autorinnen des Beitrages initiiert, konzipiert und durchgeführt. Sie wurde zwischen dem 1. März–31. Dezember 2020, dem 1. Januar 2021–31. März 2022 sowie dem 1. Januar 2023–31. März 2024 durchgeführt. Die Unterbrechung des Erhebungszeitraums zwischen April und Dezember 2022 ergab sich aus organisatorischen Gründen bei *Meet a Jew*. 2020 gab es insgesamt 68 Rückmeldungen von jüdischen Freiwilligen, 2021/22 169 und 2023/24 130, was insgesamt mehr als 367 ausgefüllte Fragebögen ergibt. Das mittlere Alter der teilnehmenden Freiwilligen lag bei $M = 34.22$ Jahren ($SD = 15.67$) und deckte eine Altersspanne von 16 bis 75 Jahren ab. Weitere soziodemografische Daten über die Freiwilligen wurden im Online-Fragebogen nicht systematisch erhoben, um die Identität der Freiwilligen zu schützen, weswegen keine Angaben zum biografischen Hintergrund, dem Geschlechterverhältnis oder Bildungsabschluss gemacht werden können. Da in der Regel jeweils zwei jüdische Freiwillige eine Begegnung gestalten, ist es möglich, dass sich zwei oder mehr dieser Rückmeldungen auf dieselbe Begegnung beziehen. Zudem konnten alle Freiwilligen jede durchgeführte Begegnung evaluieren, sodass die Evaluation mehrere Antworten derselben Projektteilnehmer:innen umfassen kann, wenn diese im Laufe des Jahres mehrere Begegnungen durchgeführt haben.

Die Online-Fragebögen für die *Meet a Jew*-Ehrenamtlichen beinhalteten einerseits Fragen in offenem Format, d. h. ohne Angabe von Antwortoptionen (z. B. „Hat die Begegnung bei dir positive Eindrücke hinterlassen? Wenn ja, was hat dich besonders positiv beeindruckt?“ oder „Haben sich Menschen aus deinem Umfeld [positiv/negativ] über deine Teilnahme an der Begegnung geäußert? Wenn ja, wie?“) und andererseits in geschlossenem Format. Das bedeutet, Aussagen wurden vorgegeben und die Befragten wurden gebeten, auf Ratingskalen den Grad ihrer Zustimmung anzugeben (z. B. „Die Begegnung hat Perspektiven eröffnet, wie Toleranz in der Gesellschaft – nicht nur bezogen auf jüdische Menschen – gelebt werden kann“ mit Antwortoptionen: „trifft/stimme überhaupt nicht zu“,

„trifft/stimme nicht zu“, „trifft/stimme eher nicht zu“, „teils teils“, „trifft/stimme eher zu“, „trifft/stimme zu“, „trifft/stimme vollkommen zu“). Bei manchen Fragen gab es die Möglichkeit von Mehrfachnennungen (beispielsweise bei der Angabe dazu, welche Themen während der Begegnung angesprochen wurden). Zwischen 2020 und 2023 wurden die Fragebögen überarbeitet, angepasst und weiterentwickelt, weswegen sie sich geringfügig voneinander unterscheiden.

Ausgewertet wurden die Daten quantitativ und qualitativ durch einen Mixed-Methods-Ansatz. Die Antworten auf die offenen Fragen wurden inhaltsanalytisch beforscht und entlang der Oberkategorien „positive Erfahrungen“, „negative Erfahrungen“ und „Erfahrungen mit Antisemitismus“ analysiert.[29] Der Ansatz der strukturierenden Inhaltsanalyse schien besonders geeignet, um die quantitative und die qualitative Perspektive miteinander zu verbinden, da er ein differenzierteres Verständnis der Erfahrungen der jüdischen Freiwilligen im Zusammenhang mit der Begegnung ermöglichen kann.

Perspektiven und Erfahrungen von Jüdinnen:Juden im Rahmen von *Meet a Jew*

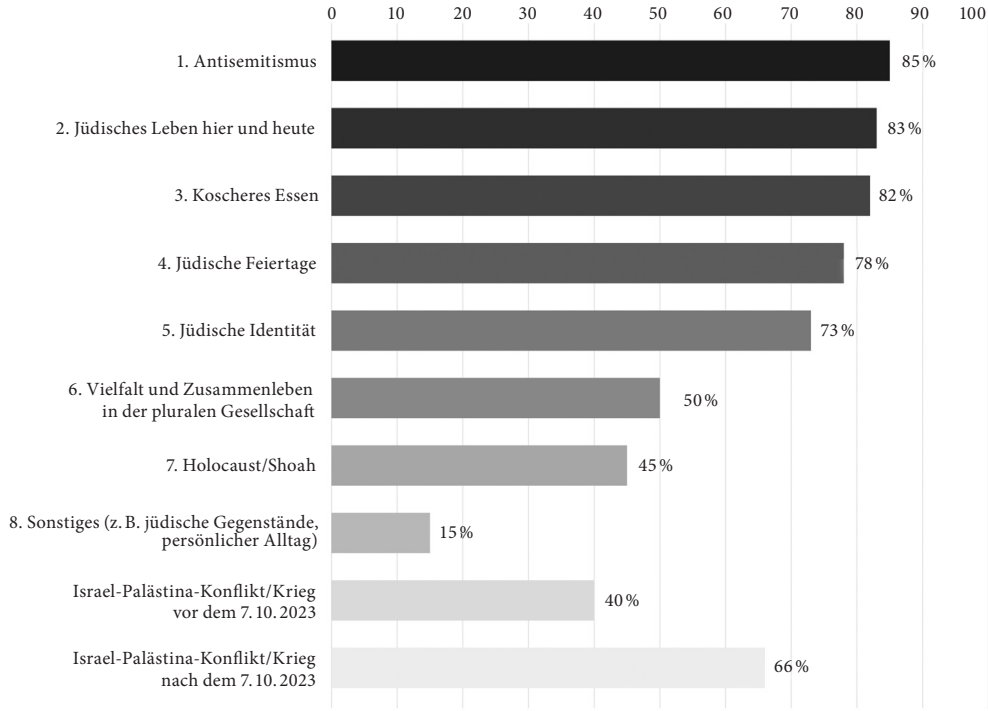
Nach der Begegnung wurden die jüdischen Ehrenamtlichen in allen Erhebungsjahren gefragt, welche Themen während der Begegnung angesprochen wurden, eine Mehrfachauswahl war möglich. Die Themen konnten sowohl von den Freiwilligen selbst eingebracht als auch von den Teilnehmenden angesprochen worden sein. Am häufigsten wurde „Antisemitismus“ und „jüdisches Leben hier und

29 Die positiven Erfahrungen haben die Unterkategorien „Die Grundhaltung während der Begegnung“, „Beschreibung der Begegnungssituation und der Stimmung“, „Die Wirksamkeit der Begegnung“, „Muslimische, arabische, postmigrantische Schüler:innen“, „Reaktionen auf die Begegnung“, „Rückmeldungen und Bestärkung durch das Umfeld“. Die negativen Erfahrungen haben die Unterkategorien „Negative Erfahrungen mit der Gruppe oder Einladenden“ und „Negative Äußerungen aus dem Umfeld der Freiwilligen“. Die Kommentare sind entsprechend folgendermaßen katalogisiert: „E“ steht für Erfahrung, „p“ für positiv, „n“ für negativ und „A“ für Antisemitismus. Anschließend findet sich das Jahr, aus dem die Rückmeldung stammt (2020, 2021/22 und 2023/24) sowie innerhalb der Oberkategorien eine Nummerierung jeweils nach Jahr. Das empirische Material kann auf Anfrage von den Autorinnen zur Verfügung gestellt werden.

heute“ genannt, gefolgt von „koscherem Essen“ (vgl. Graphik 1). Die Kategorie „israelisch-palästinensischer Konflikt“ war 2020 noch unter das Thema „Sonstiges“ gefasst worden. Beim Vergleich der Antworten, die im Zeitraum 2021/22 und 2023 vor dem 7. Oktober 2023 abgegeben wurden (243 Rückmeldungen insgesamt) mit den Antworten, die nach dem 7. Oktober 2023 eingingen (41 Rückmeldungen insgesamt), zeigt sich eine deutliche Zunahme in der Häufigkeit des Themas „israelisch-palästinensischer Konflikt“ während der Begegnung.

Graphik 1

Themen, die während der Begegnung angesprochen wurden



Hinweis. Basierend auf *N* = 367 Rückmeldungen (2020–2023/24), außer die Angaben zum israelisch-palästinensischen Konflikt, die auf *N* = 299 Rückmeldungen (2021/22–2023/24) basieren.

Die positiven Erfahrungen jüdischer Ehrenamtlicher sind auch durch die positive Wahrnehmung der Gruppe während der Begegnung geprägt (vgl. Tabelle 1). So stimmten die Freiwilligen in einem Großteil der Rückmeldungen eher bis vollkommen zu, dass die Lerngruppe an der Begegnung interessiert sei, sich über diese gefreut habe und lebhaft gewesen sei. Nur in einem geringen Anteil der Rückmeldungen berichteten die Freiwilligen von Nervosität und Verunsicherung unter den nichtjüdischen Begegnungsteilnehmenden. Darüberhinausgehend wurden die Ehrenamtlichen darum gebeten, die Fähigkeit zur Perspektivübernahme durch die nichtjüdischen Begegnungsteilnehmenden bzw. die Gruppe einzuschätzen. In einem Großteil der Rückmeldungen stimmten die Freiwilligen eher bis vollkommen zu, dass die Lerngruppe zu verstehen schien, wie es sei, als Jüdin:Jude heute in Deutschland zu leben. Die Freiwilligen sollten ebenfalls beurteilen, inwiefern die Begegnung Perspektiven eröffnet hat, wie Toleranz in der Gesellschaft (nicht nur bezogen auf jüdische Menschen) gelebt werden kann, inwiefern sie die Teilnehmenden auf einer emotionalen Ebene erreichen konnten und inwiefern die Begegnung dazu beigetragen hat, das Bild, das die nichtjüdische Gruppe auf Jüdinnen:Juden hat, zu verändern (Wirksamkeit der Begegnung; vgl. Tabelle 2). In der überwiegenden Mehrheit der Rückmeldungen stimmten die Freiwilligen eher bis vollkommen zu, dass die Begegnung Toleranzperspektiven eröffnet habe und sie die Lerngruppe auf emotionaler Ebene erreicht hätten. Weiterhin wurde in über der Hälfte der Rückmeldungen eher oder vollkommen zugestimmt, dass sich das Bild der Lerngruppe auf Jüdinnen:Juden verändert habe. Somit scheint ein Großteil der Rückmeldungen zu spiegeln, dass die Freiwilligen die Begegnung auf verschiedenen Ebenen als wirksam einschätzen; auch über den unmittelbaren Begegnungskontext hinaus.

Die Angaben in den Tabellen 1–2 basieren auf $N = 237$ Rückmeldungen, da diese Fragen nur 2020 und 2021/22 erhoben wurden. Da die Antworten 2020 auf einer siebenstufigen Skala und 2021/22 zum Teil auf einer fünfstufigen Skala abgegeben wurden, wurden die Rückmeldungen „trifft/stimme überhaupt nicht zu“ und „trifft/stimme nicht zu“ bzw. „trifft/stimme zu“ und „trifft/stimme vollkommen zu“ zusammengefasst, sodass sie eine fünfstufige Metrik abbilden. Unter „keine Angabe“ ist der Anteil der fehlenden Antworten und der Antwort „kann ich nicht beurteilen“ zusammengefasst. Geringfügige Unterschiede in der Formulierung der Fragen 2020 und 2021/22 sind durch Angaben in eckigen Klammern angezeigt.

Tabelle 1: *Wahrnehmung der Lerngruppe während der Begegnung*

	stimme/ trifft (überhaupt) nicht zu	stimme/ trifft eher nicht zu	teils teils	stimme/ trifft eher zu	stimme/ trifft (vollkommen) zu	keine Angabe
Die Lerngruppe war [wirkte] nervös während der Begegnung.	44.71 %	26.08 %	16.81 %	5.86 %	2.51 %	4.03 %
Die Lerngruppe war [wirkte] verunsichert während der Begegnung.	44.91 %	25.10 %	16.75 %	6.71 %	1.04 %	5.49 %
Die Lerngruppe hat sich über die Begegnung gefreut.	1.66 %	3.92 %	13.43 %	22.02 %	51.49 %	7.48 %
Die Lerngruppe war [sehr] interessiert an der Begegnung.	2.38 %	4.82 %	13.33 %	23.33 %	54.18 %	1.95 %
Die Lerngruppe war im Gespräch lebhaft.	4.66 %	10.85 %	15.57 %	23.55 %	43.40 %	1.96 %
Die Lerngruppe scheint zu verstehen, wie es ist, als jüdischer Mensch in Deutschland heute zu leben.	5.19 %	4.86 %	15.33 %	22.35 %	41.82 %	10.45 %

Tabelle 2: *Wahrgenommene Wirksamkeit der Begegnung*

	stimme/ trifft (überhaupt) nicht zu	stimme/ trifft eher nicht zu	teils teils	stimme/ trifft eher zu	stimme/ trifft (vollkommen) zu	keine Angabe
Die Begegnung hat eine Perspektive eröffnet, wie Toleranz in der Gesellschaft [insgesamt] (nicht nur bezogen auf jüdische Menschen) gelebt werden kann.	2.46 %	4.18 %	20.84 %	26.92 %	44.14 %	1.47 %
Ich habe das Gefühl [den Eindruck, dass ich] die Lerngruppe auch auf einer emotionalen Ebene erreichen konnte [erreicht zu haben].	5.42 %	3.02 %	9.66 %	24.76 %	49.19 %	7.94 %
Ich denke, das Bild, das sich die Lerngruppe von jüdischen Menschen in Deutschland macht, hat sich durch die Begegnung verändert.	3.68 %	3.78 %	9.38 %	23.13 %	39.54 %	20.50 %

Hinweis (für beide Tabellen). Basierend auf $N = 237$ Rückmeldungen (2020–2021/22).

In den Evaluationen 2020–2023/24 wurden die jüdischen Freiwilligen gefragt, wie sich die Begegnung auf ihr subjektives Befinden ausgewirkt hat und inwiefern ihr Selbstbewusstsein gestärkt wurde. In den Antworten wird deutlich, dass die überwiegende Mehrheit der Befragten der Aussage eher bis vollkommen zustimmte, dass die Begegnung sich gut angefühlt habe. Auch in ihrem Selbstbewusstsein fühlten sich zahlreiche Projektteilnehmende durch die ehrenamtliche Teilnahme an der Begegnung gestärkt. Lediglich ein geringer Anteil der Freiwilligen schilderte, es treffe eher bis vollkommen zu, dass sie von der Begegnung verunsichert wurden. Die Aussage, bei der Begegnung selbst etwas dazugelernt zu haben, erhielt ebenfalls eine hohe Zustimmung unter den Freiwilligen (vgl. Tabelle 3).

Tabelle 3: *Subjektives Befinden der Freiwilligen während der Begegnung*

	stimme/ trifft überhaupt nicht zu	stimme/ trifft nicht zu	stimme/ trifft eher nicht zu	teils teils	stimme/ trifft eher zu	stimme/ trifft zu	stimme/ trifft vollkommen zu	keine Angabe
Die Begegnung hat sich für mich gut angefühlt.	2.24 %	1.72 %	2.16 %	5.92 %	10.78 %	26.29 %	47.65 %	3.24 %
Die Begegnung hat mich [Ich fühle mich durch die Begegnung] in meinem Selbstbewusstsein gestärkt.	3.84 %	1.89 %	5.62 %	10.52 %	10.61 %	23.90 %	29.30 %	14.32 %
Die Begegnung hat mich verunsichert.	61.53 %	18.40 %	6.05 %	3.47 %	3.01 %	1.42 %	0.72 %	5.40 %
Ich habe in der Begegnung selbst etwas dazugelernt.	1.74 %	7.50 %	5.68 %	11.96 %	13.53 %	25.64 %	27.84 %	6.11 %

Hinweis. Basierend auf *N* = 367 Rückmeldungen (2020–2023/24).

Positive Erfahrungen der jüdischen Freiwilligen im Zusammenhang mit der Begegnung

„Be yourself!“[30] – Die Grundhaltung während der Begegnung

Grundsätzlich ist vielen jüdischen Ehrenamtlichen von *Meet a Jew* sehr wichtig, einen Rahmen zu haben, in dem sie „authentisch“ und sie selbst sein können.[31] Sie erzählen davon, „ehrlich“ und „natürlich“ mit den eigenen Erfahrungen und Gefühlen in die Begegnung zu gehen.[32] Wichtig ist für sie bei den Begegnungen auch, sich nicht zu verstellen, sondern selbstsicher, „so wie ich bin“ zu sein.[33] Mehrere Freiwillige berichten, dass bei der Gestaltung der Begegnung „sehr positiv aufgenommen [wird], wenn man aus persönlichen Erfahrungen und Lebensgeschichten erzählt“.[34] Eine andere Person empfiehlt, sich keine Sorgen zu machen, da „kaum was schief laufen [kann]“.[35]

„Sehr offen und wissbegierig“ – Beschreibung der Begegnungssituation und der Stimmung

Besonders positiv ist für die jüdischen Freiwilligen einerseits, wenn die Gruppen interessiert, offen und wissbegierig sind, und andererseits, wenn sie viele, ungewöhnliche, originelle, reflektierte, tiefgründige oder sensible Fragen stellen und sich stark beteiligen bzw. diskutieren.[36] So heißt es in mehreren Kommentaren etwa, „Alle waren aktiv dabei“[37], „wir wurden förmlich überhäuft

30 Teilweise haben die Antworten der jüdischen Freiwilligen Tipp- und Rechtschreibfehler. Diese wurden aufgrund der besseren Lesbarkeit korrigiert, sofern der Inhalt dadurch nicht verändert oder verzerrt wurde.

31 E_p_2021/22_72–E_p_2021/22_78, E_p_2021/22_81, E_p_2021/22_82, E_p_2023/24_50–E_p_2023/24_55.

32 E_p_2021/22_76, E_p_2021/22_79; vgl. E_p_2021/22_83, E_p_2023/24_56.

33 E_p_2021/22_60.

34 E_p_2021/22_84; vgl. E_p_2023/24_47–E_p_2023/24_49.

35 E_p_2021/22_80.

36 Vgl. E_p_2020_12, E_p_2020_14, E_p_2021/22_11–E_p_2021/22_22, E_p_2021/22_37–E_p_2021/22_40, E_p_2023/24_9–E_p_2023/24_14.

37 E_p_2021/22_23; vgl. E_p_2020_15.

mit ausgestreckten Armen und verschiedenen Fragen“[38] oder die „Schülerinnen und Schüler haben einschließlich die Pause genutzt, um Fragen zu stellen bzw. zuzuhören“.[39]

Entsprechend geben die Freiwilligen zwischen 2020 und 2023/24 zahlreiche Fragen und Beiträge aus der Lerngruppe wieder oder schildern Situationen, die ihnen nach der Begegnung im Gedächtnis geblieben sind. Die meisten der wiedergegebenen Fragen während der Begegnung umkreisen die Bedeutung des Judentums für die Ehrenamtlichen oder beziehen sich allgemein auf den jüdischen Glauben und wie er (individuell) praktiziert und gelebt wird. Sie reichen von der Frage, was eine:n Jüdin:Juden ausmacht, was jüdische Lieblingsfeste sind, wie koscheres McDonalds schmeckt, ob man Alexa während Shabbat benutzen darf oder was das Judentum über Dinos denkt.[40] Diese Fragen zeigen ein besonderes Interesse am jüdischen Leben *in der heutigen Zeit*, sowie an der Positionierung der jüdischen Gemeinschaft zu aktuellen gesellschaftspolitischen Themen auf. Auch die Beiträge, in denen die Freiwilligen nach ihrem Alltag bzw. einem „normalen Tag“[41] gefragt werden, oder empathische Fragen wie etwa ob es nicht nervig sei, „immer in eine Schublade gesteckt zu werden“,[42] bleiben ihnen positiv in Erinnerung. In einer Rückmeldung heißt es sogar „[e]s kommen immer sehr tolle Fragen“.[43]

Bestandteil der positiven Erfahrungen sind zudem Situationen während der Begegnung, in denen die Gruppen zwischen sich und den jüdischen Freiwilligen ein gemeinsames „wir“ herstellten. So heißt es in mehreren Rückmeldungen „wir wurden auch nach unseren Hobbys, Musik etc. gefragt also als ganz ‚normale‘ Menschen behandelt“, „Zitat: ‚Die Juden sind voll normal!‘“ oder „Ihr seid ja auch einfach nur Menschen wie wir“.[44] Insbesondere, wenn die Gruppen ein gewisses oder ausgeprägtes Vorwissen zum Judentum und zu jüdischem Leben in Deutschland haben und die Themen Israel, Israel-Palästina-Konflikt oder Holocaust nicht nachfragen, sondern andere Themen im Vordergrund stehen, bewerten dies die

38 E_{p}_2020_13.
39 E_{p}_2021/22_24.
40 Vgl. E_{p}_2020_1, E_{p}_2020_2, E_{p}_2021/22_9, E_{p}_2023/24_1.
41 E_{p}_2020_4; vgl. E_{p}_2020_3.
42 E_{p}_2023/24_6.
43 E_{p}_2023/24_8.
44 E_{p}_2021/22_1, E_{p}_2021/22_2, E_{p}_2023/24_3.

jüdischen Freiwilligen sehr positiv.[45] Entsprechend bleiben auch viele Fragen in Erinnerung, die nichts mit dem Judentum zu tun haben und stattdessen eher allgemein dem Kennenlernen dienen, wie etwa, „Wie fandest du den letzten Star Wars Film?", „Wart ihr in letzter Zeit auf Demos?" oder „Was ist für euch Heimat?"[46]

Doch nicht nur die vielfältigen interessierten Fragen aus den unterschiedlichen Gruppen bleiben den jüdischen Freiwilligen in Erinnerung, sondern auch deren große Offenheit, Aufgeschlossenheit und Begeisterung. Viele jüdische Freiwillige berichten, dass die Begegnungen mit ganzen Gruppen, einzelnen Schüler:innen oder Lehrer:innen eine positive Erfahrung für sie darstellte, denn es herrschte eine lockere, entspannte, herzliche oder warme Atmosphäre.[47] Sie heben hervor, dass die Stimmung „super gut" oder „perfekt" war und die Gruppen sensibel, humorvoll, aufgeschlossen, unvoreingenommen, herzlich, respektvoll, leidenschaftlich oder sehr reflektiert und vorurteilsfrei gewesen seien.[48] In einem Fall ging die Begegnung mit einzelnen Teilnehmenden sogar über das einmalige Treffen in der Schule hinaus. So erzählt eine Freiwillige, mit drei Mädchen aus der Schulklasse noch in Kontakt zu stehen und vom Lehrer und der Schulklasse eingeladen worden zu sein, sich in Berlin wieder zu treffen.[49] In einer weiteren Rückmeldung wird ebenfalls berichtet, dass unmittelbar nach der Begegnung noch gemeinsam Zeit verbracht wurde.[50]

Die „Vielfalt unserer Gesellschaft" – Muslimische, arabische, postmigrantische Schüler:innen

Besonders in den Jahren 2020 und 2021/22 erwähnten viele jüdische Freiwillige, überrascht und beeindruckt vom Interesse, der (großen) Offen- und Aufgeschlossenheit der muslimischen, palästinensischen, arabischen, syrischen oder

45 Vgl. E_p_2020_5, E_p_2021/22_3.
46 E_p_2020_6, E_p_2021/22_4, E_p_2020_7.
47 Vgl. E_p_2020_16, E_p_2020_17, E_p_2023/24_20, E_p_2023/24_23.
48 E_p_2020_18, E_p_2021/22_26; vgl. E_p_2020_19, E_p_2021/22_27–E_p_2021/22_32, E_p_2023/24_19, E_p_2023/24_22, E_p_2023/24_24, E_p_2023/24_25.
49 Vgl. E_p_2020_21.
50 Vgl. E_p_2023/24_4.

(post)migrantischen[51] Teilnehmenden während der Begegnung zu sein. Mehrere Rückmeldungen heben hervor, dass muslimische Schüler:innen Parallelen zwischen dem Judentum und dem Islam herstellen und nach Gemeinsamkeiten in beiden Religionen suchen.[52] Eine Freiwillige berichtet, „[i]n einer der beiden Klassen haben die muslimischen Kinder aktiv mitgemacht und das von uns Erzählte auch mit ihrem Glauben, ihren Gebräuchen und ihrer (arabischen) Sprache verglichen. Das hat mir gut gefallen, weil dies den Punkt ‚Vielfalt unserer Gesellschaft' positiv unterstützt hat."[53] Ein:e weitere:r jüdische:r Freiwillige:r nimmt die Ähnlichkeiten zwischen Judentum und Islam als wichtige Erkenntnis für sich mit.[54] Einige Freiwillige erzählen von rührenden und emotionalen Momenten während der Begegnung. In einer Rückmeldung wird eine Situation geschildert, in der ein syrischer Junge gesagt habe: „Ich bin ein Syrer. Ihr seid Juden. Sind wir jetzt Feinde? Nachdem seine Frage beantwortet wurde, hat er gesagt, dass er uns liebt und dass wir cool sind. Da standen mir die Tränen in [den] Augen als die Schüler angefangen haben zu applaudieren."[55] In einem weiteren Kommentar beschreibt ein:e Freiwillige:r ebenfalls eine Situation, in der ein syrischer Schüler während der Begegnung von seinem Opa erzählte, „der im Krieg gegen Israel mit Israelis geraucht hat",[56] und ordnet diese Geschichte als ungewöhnlich und erwähnenswert ein.

2023/24 sind diese Rückmeldungen weniger geworden, aber nicht komplett verschwunden. So betonen vier Rückmeldungen, es sei zu positiven Begegnungen mit muslimischen und arabischen Schüler:innen gekommen sowie in einer

51 Der Begriff „postmigrantisch" beschreibt auf der individuellen Ebene, dass viele Biografien in Deutschland durch Mehrfachzugehörigkeiten und Mehrfachdiskriminierungen geprägt sind. Auf der gesellschaftlichen Ebene verdeutlicht der Begriff einerseits, dass die deutsche Gesellschaft durch die Erfahrung der Migration strukturiert ist und andererseits, dass es eine lange Geschichte und Gegenwart von Migration gibt, die zu einer pluralisierten Zusammensetzung der Gesellschaft geführt hat. Vgl. Vassilis S. Tsianos/Juliane Karakayali, Rassismus und Repräsentationspolitik in der postmigrantischen Gesellschaft, in: APuZ 64 (2014) 13–14, S. 34.

52 Vgl. E_p_2021/22_41, E_p_2021/22_42, E_p_2020_22, E_p_2021/22_44–E_p_2021/22_47, E_p_2020_24–E_p_2020_29, E_p_2021/22_50–E_p_2021/22_52.

53 E_p_2020_23.

54 Vgl. E_p_2021/22_49.

55 E_p_2021/22_48.

56 E_p_2021/22_43.

fünften Begegnung mit ukrainischen Geflüchteten.[57] Allerdings berichten Ehrenamtliche auch davon, dass „einige Muslimas den Sichtkontakt vermieden [haben]" und dass ein vermutlich arabischer/palästinensischer oder muslimischer Schüler „sehr distanziert" und von der „Körpersprache eindeutig abwehrend [war]".[58] Teilweise trifft dies aber auch auf Teilnehmende zu, deren Herkunft nicht näher konkretisiert ist.[59]

„Aktiv das jüdische Leben sichtbar zu machen" – Die Wirksamkeit der Begegnung

Von einer Begegnung in der Schule berichtet eine Freiwillige, dass sich ein Schüler während der Begegnung darauf eingelassen habe, interaktiv und praktisch mit dem Judentum in Berührung zu kommen: „Ein Schüler war bereit, sich als Jude ‚zu verkleiden' mit Tallith, Kippa, Tefillin und hat dann sogar aus dem Siddur vorgelesen (Lautschrift)."[60]

Eine solche direkte Beteiligung erleben die *Meet a Jew*-Freiwilligen als positiv, weil die Begegnungen die Chance und Möglichkeit böten, „aktiv das jüdische Leben sichtbar" zu machen.[61] In anderen Erfahrungen berichten sie davon, ihnen bleibe besonders in Erinnerung, wenn Gruppen nach einer anfänglichen Zurückhaltung auftauen bzw. die Kinder „keinerlei Scheu" oder „keine Berührungsängste" haben.[62] So berichtet etwa eine jüdische Freiwillige: „wir [konnten] wirklich ein Gespräch aufbauen das humorvoll und leicht und trotzdem bedeutend war. Es gab keinen Moment ohne ein Gespräch und es gab immer eine flüssige weitere Bewegung. Es lief so positiv, dass wir am Ende 2,5 h vor Ort waren und das Gespräch geführt haben."[63]

Erfahrungen wie diese zeugen davon, dass es bei den *Meet a Jew*-Begegnungen zu einem lebendigen Austausch kommt. Während einer Begegnung 2023, so

57 Vgl. E_p_2023/24_26–E_p_2023/24_30.
58 E_n_2023/24_21, E_n_2023/24_22.
59 Vgl. E_n_2023/24_20.
60 E_p_2020_8.
61 E_p_2021/22_57.
62 E_p_2020_20, E_p_2021/22_34, E_p_2021/22_35.
63 E_p_2021/22_36.

erzählt eine Person, habe sich sogar ein Junge in der sechsten Klasse „mit gesenktem Kopf" als jüdisch offenbart.[64] Da der Kontext der Situation nicht näher ausgeführt wird, lässt sich die Bedeutung der Interaktion für den weiteren Verlauf der Begegnung schwer einschätzen. Eine mögliche Interpretation wäre, dass ein jüdischer Schüler während der Begegnung empowert wurde, Teile seiner Identität offen zu zeigen. Zugleich scheint sein Erleben jedoch durch Unsicherheit geprägt zu sein, wie die Klasse darauf reagieren könnte.

Besonders schön ist für die jüdischen Freiwilligen die Erfahrung, das Interesse einzelner Teilnehmer:innen erfolgreich wecken zu können, gerade wenn diese zunächst nicht an der Begegnung interessiert zu sein schienen oder gar keine Fragen stellen wollten.[65] So beschreibt eine Rückmeldung: „Ein Schüler meinte vor der Begegnung zur Lehrerin, die ihn fragte, ob er denn seine Fragen dabeihabe, dass dem nicht so sei und dass ihn diese Religion sowieso nicht interessiere. Also, setzte er hinterher, dass ihn generell Religionen nicht interessieren würden, nicht nur diese speziell. Dann startete die Begegnung – und er stellte richtig viele Fragen :) das war schön."[66]

Während einer anderen Begegnung beobachtet ein:e Freiwillige:r, dass die Lerngruppe trotz eines sehr unterschiedlichen und teilweise sehr vorurteilsbelasteten Wissensstandes „mehrheitlich dennoch sehr aufgeschlossen, interessiert und fähig, neue Perspektiven zu lernen und anzunehmen" war.[67] Auch direkte Reaktionen von einzelnen Teilnehmenden oder den Einladenden nach der Begegnung nehmen die *Meet a Jew*-Freiwilligen sehr positiv auf. So berichten mehrere Freiwillige, dass Teilnehmende ihnen sagten, dass sich ihre „Sicht auf die Juden geändert hat"[68] oder „Am Ende bei der Auswertung hat vor kurzem eine Schülerin gesagt: mir wurde immer gesagt, dass Juden böse sind, aber die zwei waren gar nicht böse."[69] Ein:e Freiwilliger zitiert eine Lehrerin, die gesagt habe, „dass die Begegnung Vorurteile und starre Bilder abgebaut oder in Bewegung gebracht hätte".[70]

64 E_p_2023/24_2.
65 Vgl. E_p_2021/22_6, E_p_2020_9.
66 E_p_2021/22_5.
67 E_p_2021/22_8; vgl. E_p_2021/22_25.
68 E_p_2021/22_7; vgl. E_p_2023/24_7.
69 E_p_2023/24_26.
70 E_p_2021/22_68.

„Es war für ALLE eine Bereicherung" – Reaktionen auf die Begegnung

Schön sind für die *Meet a Jew*-Freiwilligen auch die Situationen, in denen sie nach der Begegnung von Lehrer:innen oder einzelnen Teilnehmenden Bestätigung, Lob und Dank erfahren.[71] So berichten Freiwillige davon, die Begegnung sei „für ALLE eine Bereicherung"[72] gewesen oder kleine Geschenke wie koschere Schokolade oder ein selbst gemaltes Bild geschenkt bekommen zu haben.[73] In vielen Rückmeldungen wird das positive Feedback von Schüler:innen und Lehrer:innen aufgegriffen. So heißt es etwa: „Die Schüler haben mehrmals wiederholt, dass es bis jetzt das beste Projekt war an welchem sie teilgenommen haben. Dass sie sehr viel gelernt haben und sich sehr gefreut haben, so eine Möglichkeit zu haben."[74] Rückmeldungen wie diese zeigen, dass die positive Resonanz auf die Begegnungen für die jüdischen Ehrenamtlichen bedeutsam ist und sie in ihrem Engagement bestärkt.

„Begegnung ist wichtig" – Rückmeldungen und Bestärkung durch das Umfeld

Wichtig und motivierend ist ebenfalls das positive Feedback, das die jüdischen Freiwilligen von Menschen aus dem direkten Umfeld für ihr Engagement erhalten.

In den Fragebögen aus den Jahren 2021/22 und 2023/24 wurden die *Meet a Jew*-Ehrenamtlichen danach gefragt, inwiefern sich Menschen aus ihrem Umfeld positiv über die Teilnahme an der Begegnung geäußert haben. Zahlreiche Freiwillige erfahren Bestätigungen wie „echt cool, dass du das machst", „Begegnung ist wichtig" oder „Alle finden das Projekt gut".[75] Die positive Resonanz verstärkt das Gefühl der Ehrenamtlichen, wirkmächtig zu sein, eine sinnvolle, effektive und demokratiefördernde Arbeit zu tun und sich bewusst gegen Diskriminierungen

71 Vgl. E_p_2020_30–E_p_2020_33, E_p_2021/22_69–E_p_2021/22_71, E_p_2023/24_43–E_p_2023/24_46.

72 E_p_2020_34, Hervorhebung im Original.

73 E_p_2021/22_66, E_p_2021/22_67.

74 E_p_2020_31.

75 E_p_2021/22_54, E_p_2021/22_55, E_p_2021/22_53; vgl. E_p_2023/24_33–E_p_2023/24_35, E_p_2023/24_37–E_p_2023/24_42.

und Vorurteile zu engagieren.[76] Eine Person schreibt, dass die Arbeit aus ihrem Umfeld als Einsatz gegen Antisemitismus gewürdigt werde.[77]

Negative Erfahrungen der jüdischen Freiwilligen im Zusammenhang mit der Begegnung

„Die Gruppe war nicht vorbereitet" – Negative Erfahrungen mit der Gruppe oder Einladenden

Die jüdischen Freiwilligen berichten jedoch auch von negativen Erfahrungen, die sie bei der Begegnung mit den Gruppen oder einzelnen Einladenden (überwiegend Lehrer:innen) machen. Sie werten häufig negativ, wenn die Gruppen unvorbereitet und unmotiviert waren, nur wenige Teilnehmende aktiv waren und Fragen stellten, Teilnehmende das Interesse schnell verloren oder sich gar laut, respektlos und ignorant verhielten (und die Lehrer:innen nicht einschritten).[78] In einer Rückmeldung heißt es beispielsweise mit Blick auf die Gruppe, „Die Begegnung hat ihr Leben nicht sehr berührt".[79]

In einigen Erfahrungsberichten werden die Lehrer:innen direkt als Problem beschrieben, da sie beispielsweise die Neugierde der Schüler:innen blockierten oder in der Pause im Lehrer:innenzimmer einen Streit über jüdische Selbstidentifikationen als „Ethnie" begannen.[80]

Vereinzelt wird mangelndes Vorwissen negativ bzw. als herausfordernd eingeordnet, da dadurch eher eine Vortrags- als eine Begegnungssituation entstehe.[81] In einer Rückmeldung von 2020 berichtet eine Person außerdem von grundlegenden Zweifeln an der Sinnhaftigkeit der Begegnung, wenngleich unklar bleibt, was diese kritische Perspektive ausgelöst hat. Der:die Freiwillige schreibt, „Was soll ich

76 Vgl. E_p_2021/22_56–E_p_2021/22_64, E_p_2023/24_36.
77 Vgl. E_p_2021/22_65.
78 Vgl. E_n_2021/22_1–E_n_2021/22_8, E_n_2021/22_13, E_n_2020_1–E_n_2020_9, E_n_2023/24_1–E_n_2023/24_11, E_n_2023/24_13–E_n_2023/24_16.
79 E_n_2023/24_18.
80 Vgl. E_n_2021/22_9, E_n_2021/22_10, E_n_2023/24_12, E_n_2023/24_17.
81 Vgl. E_n_2020_2.

sagen, der erste Einsatz (nach über drei Jahren bei *Meet a Jew*) nach dem ich mich ernsthaft gefragt habe, ob meine Arbeit sinnvoll ist".[82]

„Meine Mutter hat Angst" – Negative Äußerungen aus dem Umfeld der Freiwilligen

Die *Meet a Jew*-Ehrenamtlichen wurden seit 2021 ebenfalls gefragt, inwiefern sich Menschen aus dem eigenen Umfeld negativ über die Teilnahme an der Begegnung geäußert haben. Mehrere Freiwillige berichten – neben den zahlreichen positiven Rückmeldungen aus ihrem sozialen Umfeld – davon, dass Familienangehörige oder Bekannte ihr Engagement aus unterschiedlichen Gründen mit Sorge betrachten. Fünf Antworten schildern, dass die Mutter bzw. Angehörige ängstlich und besorgt seien, das öffentliche Outing als jüdisch könnte gefährlich sein und antisemitische Übergriffe nach sich ziehen.[83] In sechs weiteren Kommentaren werden kritische Perspektiven auf die Begegnungen mit nichtjüdischen Gruppen bzw. Schulklassen wiedergegeben: Jüdische Menschen sollten sich selbst nicht als „Hofjuden/Museumstück" oder „Zoo-Tier" ausstellen, es sei schlimm, dass Begegnungen immer noch nötig seien, oder Jüdinnen:Juden hätten nicht die Aufgabe, andere über das Judentum aufzuklären.[84]

Antisemitismus im Kontext der Begegnungen

Jedes Jahr berichten jüdische Ehrenamtliche, dass sie bei den Begegnungen direkte oder indirekte Erfahrungen mit Antisemitismus machen. In mehreren Rückmeldungen heißt es, teilweise sind „antisemitische und antiisraelische Aussagen" gefallen, jüdische Menschen wurden mit einem „klischeehaft negativen Bild" oder sehr vielen schwerwiegenden Vorurteilen aus Unwissenheit dargestellt.[85] Als negative Empfindung während der Begegnung schildert eine Person, dass einige Teilnehmende der Gruppe „sehr misstrauisch" waren, eine andere erzählt davon, dass die „Lehrerin mich darauf hin[wies], dass die Mutter eines Schülers

82 E_n_2020_10.
83 Vgl. E_n_2021/22_15–E_n_2021/22_17, E_n_2021/22_19, E_n_2023/24_25.
84 E_n_2021/22_14, E_n_2021/22_18, vgl. E_n_2023/24_21–E_n_2023/24_24.
85 EA_2020_1, EA_2021/22_1, EA_2021/22_2.

die Teilnahme des Kindes an den Projekttagen verweigerte, da ‚Juden nichts im Unterricht verloren hätten'".[86]

In mehreren Rückmeldungen problematisieren jüdische Freiwillige zudem Fragen und Beiträge aus den Gruppen und vereinzelt ebenso von den Einladenden, die während der Begegnung aufkamen: Eine Person berichtet kritisch, ihr sei die Frage gestellt worden, „ob man bei antisemitischen Angriffen nicht auch eine eigene Verantwortung als Angegriffener sehen könne!", eine andere, dass „die Jugendlichen fest daran [glaubten], dass die Mörder und Täter im Nationalsozialismus keine Wahl hatten und töten und quälen mussten".[87] Ebenfalls mit Blick auf den Nationalsozialismus sei während einer Begegnung gefragt worden, ob „man einem 90 Jahre alten Täter nicht einfach mal verzeihen [kann], muss der seine letzten Jahre wirklich noch im Gefängnis verbringen?"[88] Aber auch implizitere Kommentare und Fragen, die von Teilnehmenden der Lerngruppe während der Begegnung gestellt wurden, greifen die jüdischen Freiwilligen kritisch auf. So sei besonders die Frage in Erinnerung geblieben, „wo Deutsche und Juden gegenüber gestellt wurden, als wären die Juden keine Deutschen" oder auch die Äußerung „Free Palestine" eines Schülers (ohne deren Kontext näher zu erläutern).[89]

In einer weiteren Rückmeldung kritisiert ein:e Ehrenamtliche:r direkt die Gesprächsreduktion auf das Thema Antisemitismus während der Begegnung: „Die Gruppe war sehr teilnahmslos und nur am Thema Antisemitismus interessiert. Das ging so weit, dass die Lehrerin von uns Vorschläge haben wollte, wie sie sich und die Schüler dafür sensibilisieren könne. Aber unsere Vorlagen zum Thema jüdisches Leben hier und heute wurden mit wenig Interesse entgegen genommen."[90]

Neben dem Desinteresse wird die Fokussierung auf Antisemitismus wiederholt auch in den Fragen deutlich, die den Freiwilligen in Erinnerung geblieben sind. Diese Art von Fragen sind für die Ehrenamtlichen jedoch in einem positiven Sinn erwähnenswert und ungewöhnlich. Mehrere Freiwillige berichten davon, dass ihnen die Frage gestellt wurde, ob sie sich jemals vorgestellt haben, „nicht jüdisch zu sein aufgrund von antisemitischen Erfahrungen" oder „Angesichts

86 EA_2021/22_3, EA_2021/22_4.
87 EA_2021/22_5, EA_2021/22_6, vgl. EA_2021/22_17.
88 EA_2021/22_7.
89 EA_2021/22_8, EA_2021/22_15.
90 EA_2021/22_9.

der Anfeindungen gegenüber Juden und dem Antisemitismus, haben wir uns jemals überlegt unsere Religion zu ändern?“[91] In anderen Rückmeldungen berichten *Meet a Jew*-Freiwillige, sie seien von Teilnehmenden gefragt worden, ob „ich irgendwann mal bereut [habe], dass ich Jüdin bin?“, „Ob wir Angst vor der Reaktion hätten, wenn wir jemandem sagen, dass wir jüdisch sind“ oder wie es sich anfühle, „wenn du in die Synagoge gehst und Polizeischutz vor der Synagoge“ stehe.[92] Empathische Fragen wie diese, die einen Teil jüdischer Lebensrealitäten anerkennen und gegenwärtigen Antisemitismus eindeutig als Problem einordnen, bewegen die Freiwilligen. Die Freiwilligen schildern in dem Zusammenhang auch die Solidarität der Begegnungsteilnehmenden sowie deren konkrete Nachfragen, was grundsätzlich und in der deutschen Gesellschaft gegen Antisemitismus getan werden könne.[93] In einer anderen Rückmeldung geht es um Emotionen während der Begegnung: „die Klasse war absolut geschockt, dass auch vor jüdischen Kitas Polizeischutz nötig ist.“[94]

Eine weitere Erfahrung zeigt, wie herausfordernd die Thematisierung von Antisemitismus während der Begegnung sein kann und dass es bei Lehrkräften Unsicherheiten gibt, inwiefern antisemitische Stereotype aufgegriffen werden können oder nicht. In der Rückmeldung heißt es, die Schüler:innen hätten „konkrete Fragen über Vorurteile“ gehabt. Diese Fragen seien jedoch von der Moderatorin mit der Begründung „unterbunden“ worden, „wir wollen hier nicht über Vorurteile reden, damit wir sie nicht reproduzieren“.[95] Der:die Freiwillige sieht diese Reaktion kritisch und betont, „Mir persönlich leuchtet die Erklärung nicht ein. Zu meiner jüdischen Identität gehört auch der Umgang mit Vorurteilen und alltäglichem Antisemitismus. Außerdem […] gibt [es] keine falschen bzw. Tabufragen.“[96] In einer anderen Erfahrung berichtet ein:e Freiwillige:r ebenfalls von verunsichertem Verhalten seitens der Lehrkräfte: „Die Lehrer sind immer übervorsichtig und behandeln einen oft wie einen Superstar bei dem man nichts

91 EA_2021/22_12, EA_2021/22_16; vgl. EA_2020_3, EA_2021/22_13, EA_2023/24_2–EA_2023/24_6.
92 EA_2021/22_18, EA_2021/22_10.
93 Vgl. EA_2021/22_11
94 E_p_2021/22_33; vgl. EA_2021/22_14.
95 EA_2020_2.
96 Ebenda.

falschen sagen darf das ist nicht das Ziel und nervt (ist aber nicht eure Schuld und zeigt einfach dass *Meet a Jew* wichtig ist)."[97]

In diesem Zusammenhang ist auch eine Erfahrung relevant, die sich auf Erwartungen von nichtjüdischen Menschen gegenüber jüdischen Gesprächspartner:innen bei *Meet a Jew* sowie im Allgemeinen beziehen. Ein Freiwilliger schreibt: „Ich habe manchmal das Gefühl, wenn ich sage, dass ich eher säkular aufgewachsen bin und nicht besonders religiös, werde ich nicht mehr ernst genommen, als ob ich in ihren Augen kein ‚echter' Jude bin."[98] Hier wird deutlich, dass einzelne Teilnehmende oder Gruppen, die sich an der Begegnung beteiligen, bestimmte Erwartungen, Zuschreibungen und (stereotype) Bilder von Jüdinnen:Juden im Kopf haben, mit denen sie die jüdischen Freiwilligen konfrontieren. Säkulares gegenwärtiges jüdisches Leben ist dabei weniger stark präsent als religiöses. Dies zeigt, wie im Zusammenhang mit der Begegnung starre Bilder und verfestigte Annahmen über jüdische Menschen irritiert und infrage gestellt werden (können).

In einer weiteren Rückmeldung zum individuellen Umgang mit Antisemitismus reflektiert ein:e Freiwillige:r selbstkritisch, die eigenen Erfahrungen bislang oft heruntergespielt und untertrieben zu haben und bewertet den Austausch im Kontext der Begegnung mit einer anderen *Meet a Jew*-Ehrenamtlichen als hilfreich und unterstützend.[99]

Der Israel-Palästina-Konflikt/Krieg

Im Vergleich zu den Vorjahren rückt 2023/24 der Israel-Palästina-Krieg sowie israelbezogener Antisemitismus stärker ins Zentrum der Begegnungen. Den jüdischen Freiwilligen werden nicht nur verstärkt Fragen zum Konflikt und ihrer eigenen Positionierung gestellt („Seid ihr Zionisten?" oder „Auf welcher Seite stehst du, für die Israelis oder für die Palästinenser?"[100]), sondern sie sind auch mit anti-israelischen Haltungen konfrontiert. So berichten mehrere Freiwillige, „Ein Teilnehmer war extrem Anti-Israel" oder „eine Person […] meinte ständig die Angriffe Israels kritisieren zu müssen. Versuchte Erklärungen waren ihr

97 EA_2023/24_16.
98 EA_2020_4.
99 Vgl. EA_2023/24_10.
100 EA_2023/24_11, EA_2023/24_1, vgl. EA_2023/24_7.

egal."[101] In einer anderen Rückmeldung wird berichtet, dass mit Blick auf den Israel-Palästina-Krieg die Frage gestellt worden ist, warum Juden Mitmenschen Gewalt antun, obwohl sie doch selbst Gewalt erfahren haben.[102] Ein:e Freiwillige:r berichtet von einer positiv wahrgenommenen Veränderung bei sich selbst: Inzwischen könne er:sie bei einer Begegnung ruhig bleiben, „wenn das Thema Israel angesprochen wird und dabei eine Lawine von Vorurteilen über mich drüber rollt".[103]

Es gibt jedoch auch jüdische Freiwillige, die von positiven Erfahrungen im Zusammenhang mit dem Israel-Palästina-Konflikt/Krieg erzählen. So heißt es in mehreren Rückmeldungen, die Gruppe war „offen und sehr solidarisch mit Opfern des Krieges auf beiden Seiten" oder „Ich schätze es sehr, dass Teilnehmer jeden Alters sich am Dialog über den aktuellen Konflikt in Israel beteiligen möchten, anstatt Annahmen zu treffen und zu schweigen".[104] Eine Begegnung fand zwei Tage nach dem 7. Oktober statt. Der:die Freiwillige führt aus: „Die Gruppe war gut vorbereitet, aber, und ich weiß nicht, ob dies positiv ist, wir trafen uns an dem Montag nach dem 7. Oktober und alles zu frisch war, dass sie sich trauten, etwas dazu zu fragen."[105]

In einer anderen Rückmeldung berichtet der:die Freiwillige u. a., „der Lehrer kam in eine Israelfahne eingehüllt zum Abholen und wunderte sich hinterher, das die Kinder nicht antisemitisch reagiert haben".[106] Auch in Gesprächen mit Lehrer:innen ist der Konflikt/Krieg Thema geworden.[107]

Fazit

Meet a Jew ist ein Begegnungsprojekt, in dem sich viele jüdische Menschen engagieren, von denen es insgesamt in Deutschland aber nicht viele gibt.[108] Die zahlreichen Rückmeldungen zwischen 2020 und 2023/24 zeigen, dass die jüdischen

101 EA_2023/24_8, EA_2023/24_9.
102 Vgl. EA_2023/24_12.
103 E_p_2023/24_18.
104 E_p_2023/24_15, E_p_2023/24_17.
105 E_p_2023/24_16.
106 EA_2023/24_15.
107 Vgl. EA_2023/24_13, EA_2023/24_14.
108 In Deutschland leben aktuell schätzungsweise 200 000 Jüdinnen:Juden. Ungefähr 91 000 von ihnen sind in Jüdischen Gemeinden organisiert. Vgl. Beauftragter der Bundesregierung

Ehrenamtlichen gerne selbst aktiv gestalten möchten, wie sie in der Gesellschaft repräsentiert und wahrgenommen werden. Sie haben sich bewusst dafür entschieden, ihr Jüdischsein durch *Meet a Jew* in der Öffentlichkeit bzw. in Teilöffentlichkeiten – vor nichtjüdischen Gruppen – zu zeigen. Sie verstecken ihre Zugehörigkeit zum Judentum nicht und praktizieren die Strategie der Sichtbarkeit, indem sie ihre jüdische Identität offen ausleben, anstatt diese nur im privaten Bereich zu entfalten oder sie gar zu verdrängen und aufzugeben.[109] Gerade die Möglichkeit, die sonst oft wenig sichtbaren jüdischen Perspektiven in ihrer Vielfalt sichtbar machen zu können und aktuelle, für die jüdische Lebensrealität in Deutschland wichtige Themen zu besprechen, scheint beim Empowerment der Ehrenamtlichen einen wichtigen Beitrag zu leisten und sie in ihrem Engagement zu bestärken.[110]

Die in den Rückmeldungen dargelegten Erfahrungen von Jüdinnen:Juden im Zusammenhang mit den Begegnungen sind vielfältig. Ein Großteil der jüdischen Freiwilligen macht positive Erfahrungen oder gewichtet diese zumindest stärker als die negativen Erfahrungen. Trotz negativer Erfahrungen fühlen sich die meisten Ehrenamtlichen von *Meet a Jew* in ihrem Selbstbewusstsein gestärkt und denken, dass jüdische-nichtjüdische Begegnungen die Toleranz gegenüber jüdischen Menschen fördern. Allerdings haben die jüdischen Freiwilligen nur einen Teil der Begegnungen evaluiert, was bedeutet, dass es viele Erfahrungen gibt, die nicht sichtbar geworden sind. In vielen Antworten der jüdischen Ehrenamtlichen spiegelt sich nicht nur das Erleben von (Selbst-) Wirksamkeit wider, sondern ist auch das Engagement gegen Antisemitismus und Diskriminierungen relevant. Gerade junge Jüdinnen:Juden hegen einen Wunsch nach Selbstorganisation,

für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus, Jüdisches Leben in Deutschland, https://www.antisemitismusbeauftragter.de/Webs/BAS/DE/juedisches-leben/juedisches-leben-node.html; Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e. V., Mitgliederstatistik der jüdischen Gemeinden und Landesverbände 2022, https://zwst.org/sites/default/files/2023-05/ZWST-Mitgliederstatistik-2022-RZ.pdf, S. 5.

109 Vgl. Julia Bernstein, „Ab und zu Kosher, ab und zu Shabbat". Eine Studie zu Identitäten, Selbstwahrnehmungen und Alltagspraktiken von Kindern aus „mixed families" in Deutschland, Oxford 2014, S. 42.

110 Vgl. Hübscher/Kaddor/Pfaff, Kontexte der Begegnung, S. 281; Tabea Hässler/Özden Melis Uluğ/Mariska Kappmeier/Giovanni A. Travaglino, Intergroup contact and social change: An integrated Contact-Collective Action Model, in: Journal of Social Issues 77 (2021) 1, S. 217–241.

Selbstermächtigung und Gegenwehr.[111] Durch das Engagement bei *Meet a Jew* folgen viele von ihnen diesem Bedürfnis ganz praktisch und finden einen aktiven Umgang mit den belastenden Aspekten jüdischer Zugehörigkeit, die sich häufig zwischen Zuschreibungen von außen, angeratener Vorsicht und dem Wunsch nach Gleichwertigkeit bewegen.[112]

Trotz des großen Potenzials von *Meet a Jew* zeigen die Antworten der jüdischen Ehrenamtlichen, dass sich dieses nicht in jeder Begegnung entfalten kann. Vielmehr ist der Begegnungsansatz des Projekts differenziert zu betrachten und sein Erfolg von vielen Faktoren abhängig, wie unter anderem von einer guten Vor- und Nachbereitung, einem guten Matching von Ehrenamtlichen und teilnehmenden Gruppen, im Kontext Schule von der Unterstützung durch die Lehrkräfte sowie einem passenden Rahmen, um gemeinsame positive Erfahrungen zu machen.[113] Doch auch wenn die Begegnung ihr Potenzial entfaltet, stellt die Bekämpfung von Antisemitismus eine strukturelle und gesamtgesellschaftliche Herausforderung dar. Somit führen begegnungspädagogische Ansätze allein nicht dazu, antisemitischen Stereotypen und Ressentiments vorzubeugen oder sogar zu begegnen, sondern jüdisch-nichtjüdische Begegnungen sind mit anderen Ansätzen der Antisemitismuskritik zu kombinieren.

111 Vgl. Marina Chernivsky, Antisemitismus als individuelle Erfahrung und soziales Phänomen, in: Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (Hrsg.), Antisemitismus und Empowerment. Perspektiven, Ansätze, Projektideen, Frankfurt a. M. 2015, S. 16–25, hier S. 24.

112 Ebenda.

113 Vgl. Fiona Kazarovytska/Dana Ionescu, "The first Jewish person I've ever met": Insights from a field study on Jewish–non-Jewish contact in Germany, in: Journal of Social and Political Psychology 12 (2024) 1.

DOSSIER
DEBATTEN ÜBER ANTISEMITISMUS NACH DEM 7. OKTOBER 2023

MATHIAS BEREK

Palästinismus als neue Weltanschauung

Die ausgebliebene Zäsur

Nach den Massakern der Hamas und ihrer Anhänger am 7. Oktober 2023 hoffte die französisch-israelisch-jüdische Soziologin Eva Illouz zunächst, dass „vor allem die Leute aus meinem politischen Lager", dem linken, „von den Gräueltaten abgestoßen sein würden".[1] Sie wurde enttäuscht. Und der jüdische Holocaustüberlebende Serge Klarsfeld war so entsetzt über die französische Linke, dass er erklärte, bei den Parlamentswahlen lieber die Rechtsradikalen des *Rassemblement National* als Mélenchons Linke zu wählen.[2] Dieses Entsetzen und diese Enttäuschung über das moralische und politische Versagen vieler linker Gruppen und Einzelpersonen nach dem *Schabbat Schachor* teilen viele.

Dabei hatte der 7. Oktober jeden Zweifel daran beseitigt, dass die Hamas und ihre Unterstützer:innen mit „From the River to the Sea" wirklich die praktische Umsetzung von eliminatorischem Antisemitismus meinen. Der „Schwarze Schabbat" hätte daher auch für die Solidarität mit der palästinensischen Sache eine historische Zäsur markieren müssen. Man hätte erwarten können, dass die Vertreter:innen und Sympathisant:innen dieser Sache auf den sadistischen Massenmord mit einem Mindestmaß an Menschlichkeit reagieren würden, anstatt ihn zu ignorieren, zu relativieren oder gar zu begrüßen und zu rechtfertigen. Man hätte also hoffen können, dass die globale palästinasolidarische Bewegung auf die Massaker nicht mit dem traditionellen Ritual reagieren würde, allein auf

1 Eva Illouz, Wir, die Linken? Nicht mehr!, in: Süddeutsche Zeitung, 27. 10. 2023.

2 Nazi-Jäger für Marine Le Pen: Serge Klarsfeld will bei Stichwahl rechtsextrem wählen, warum? Ein Kommentar von Malte Lehming, in: Der Tagesspiegel, 17. 6. 2024, https://www.tagesspiegel.de/internationales/nazi-jager-fur-marine-le-pen-serge-klarsfeld-will-bei-stichwahl-rechtsextrem-wahlen-warum-11846618.html [alle Weblinks in diesem Beitrag wurden zuletzt aufgerufen und geprüft am 6. 11. 2024].

die palästinensischen Opfer im Gaza-Streifen zu verweisen, die israelischen Toten als logische Folge der Besatzung des Westjordanlandes zu rechtfertigen und die Hamas-Schlächter als Widerstandskämpfer einer guten Sache darzustellen.

Und doch ist all das passiert. Und mehr. Baklava wurde verteilt, Petitionen wurden unterzeichnet, Demonstrationen, Konferenzen und Autokonvois organisiert, soziale und klassische Medien vollgeschrieben, Menschen und Synagogen angegriffen. Selbst einer reflektierten Wissenschaftlerin wie Vanessa E. Thompson fiel als erste – nie zurückgenommene – Reaktion auf den 7. 10. nichts Besseres ein, als die Massaker ahistorisch und fern jeder Empirie als „a direct result of occupation and land theft“[3] zu rechtfertigen. Und in einem bemerkenswerten ideologischen Schulterschluss mit Neonazis und Rechtskonservativen übernahmen palästinasolidarische deutsche Linke das sekundär-antisemitische „Schuldkult“-Narrativ und skandierten „Free Gaza from German Guilt“. Eine Selbstreflexion palästinasolidarischer Selbstverständlichkeiten fand nicht statt. Im Gegenteil: Die Palästinasolidarität radikalisierte sich. Weltweit sehen sich Juden und Jüdinnen einem massiven Anstieg des Antisemitismus im Namen Palästinas gegenüber.

Aber auch abseits von linken und/oder palästinasolidarischen Bewegungen, in eher liberalen Milieus mit moderaten Politikverständnissen, fiel es vielen schwer, ihre einseitige Positionierung pro Palästina und ihr Ressentiment gegen Israel zu hinterfragen. Ein Beispiel: Zwar gibt es allen Grund, der Instrumentalisierung der Antisemitismuskritik zu widersprechen, wenn sie etwa zur Rechtfertigung von überzogenen Polizeieinsätzen und Grundrechtsverletzungen missbraucht wird, wie es einer der vielen einschlägigen offenen Briefe tat[4] – doch warum kommen solche Statements dann nicht ohne propagandistische Kernelemente des Israel-Hasses aus? Wieso repetieren sie die alte Legende angeblicher jüdischer Rachsucht, indem sie behaupten, die IDF vollziehe eine „Kollektivbestrafung“ in Gaza?

3 Vanessa E. Thompson, in: x.com, 8. 10. 2023, https://x.com/v_e_thompson/status/1710783523047534768, immer noch online am 6. 11. 2024.

4 Brief aus Berlin – kritische Wissenschaftler*innen an die deutsche Politik und Öffentlichkeit, https://docs.google.com/forms/d/e/1FAIpQLSdQexuMBpgFM3PK0DJUtRwYd1ZuKo3bIvsNrShXc11orOmzrA/viewform; Forschende über Israel und Palästina: Kritik an „politischer Repression“ in Berlin. Von Eva Murašov, in: Der Tagesspiegel, 1. 11. 2023 https://www.tagesspiegel.de/wissen/forschende-uber-israel-und-palastina-kritik-an-politischer-repression-in-berlin-10709866.html.

Wieso verbreiten sie den Israel dämonisierenden Völkermord-Vorwurf, obwohl nicht einmal die von ihnen als Beleg verlinkten Quellen so weit gehen, Derartiges zu behaupten?

Grotesk wurde es, als sich linke Palästinasolidarität und autoritäre Innenpolitik in ihrer Ignoranz gegenüber der NS-Geschichte den Ball zuspielten: Zuerst eignete sich das deutsche palästinasolidarische Milieu die Symbolik von Hamas-Sympathisant:innen an, als feindlich angesehene Ziele mit einem auf der Spitze stehenden roten Dreieck zu markieren. Das Meme trendet im Internet ebenso wie an den Türen verwüsteter Büros unliebsamer Wissenschaftler:innen. Dass damit selbsternannte Antifaschist:innen das historische Symbol des antifaschistischen Widerstands gegen den Nationalsozialismus missbrauchen, dürfte Neonazis freuen. Die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN-BdA) dagegen, die von Überlebenden jenes Widerstands gegründete Vereinigung, äußerte sich zu Recht entsetzt.[5] Noch mehr Grund zum Entsetzen hatte sie allerdings, als in der Folge dann deutsche Politiker:innen wie die sozialdemokratische Innensenatorin Berlins ein Verbot des roten Dreiecks forderten. Beim verbreiteten Verfolgungswillen deutscher Staatsanwaltschaften gegenüber der „Antifa" ist die Befürchtung der VVN-BdA, damit könnten auch ihre Veranstaltungen und Symbole kriminalisiert werden, nicht gänzlich unbegründet.

Ein neuer Ismus

Es ist paradox und schwer zu verstehen, dass Menschen, die sich als links oder humanistisch identifizieren, ernsthaft glauben, moralisch zu handeln und für die Schwächeren dieser Welt einzustehen, indem sie sich mit fundamentalistischen Massenmördern und Vergewaltigern solidarisieren. Wie hält man diese kognitive Dissonanz aus?

5 VVN-BdA Bundesvereinigung, Wider die geschichtsvergessene Umdeutung des Roten Winkels. Offener Brief an den Senat von Berlin und die Zuständigen in den Ländern und im Bund, Berlin, 9. Juli 2024, https://vvn-bda.de/wider-die-geschichtsvergessene-umdeutung-des-roten-winkels/.

Die naheliegende Erklärung ist Antisemitismus – und sie wurde auf der konservativen und rechten Seite des politischen Spektrums auch dankbar und ohne großen argumentativen Aufwand zur Anwendung gebracht. Angesichts der Bilder und Slogans auf einschlägigen Demonstrationen oder sozialen Medien lässt es sich auch schwer von der Hand weisen, dass Judenhass für einen gar nicht so kleinen Teil der palästinasolidarischen Bewegungen die treibende ideologische Kraft ist. Dennoch greift diese Erklärung zu kurz. Denn es gibt unter den hier zur Debatte stehenden linken und linksliberalen Palästina-Sympathisant:innen auch viele, deren Handeln nicht antisemitisch motiviert oder begründet ist. Es wäre deshalb faktisch falsch, das Phänomen allein unter Antisemitismus zu rubrizieren. Und es wäre auch nicht hilfreich für die Antisemitismuskritik, weil durch eine hohe Zahl von *false positives* die Glaubwürdigkeit der Kritik leidet. Dass Antisemitismus nicht ausreicht, das Problem zu erklären, lässt sich am Beispiel von Masha Gessens Gleichsetzung von Gaza und den osteuropäischen Ghettos unter der Naziherrschaft[6] illustrieren. Weder der personale noch der textuelle Kontext lassen hier einen Schluss auf Antisemitismus zu. Und dennoch hat die bizarr ahistorische und kontrafaktische Argumentation einer bis dahin anerkannten intellektuellen Persönlichkeit zu Recht für Entsetzen, Wut oder Ratlosigkeit gesorgt. So etwa der israelische Soziologie Natan Sznaider dazu: „Da tun sich Abgründe der Ignoranz und des intellektuellen Müßiggangs auf, die nicht einmal mehr mit dem überstrapazierten Begriff des Antisemitismus gerechtfertigt werden können."[7]

Ebenfalls zu kurz greift die These, dass deutsche Linke qua Palästinasolidarität nun endlich einmal auf der richtigen Seite der Geschichte stehen wollen, denn das würde nicht erklären, warum diese Bewegung unter Linken in fast allen Ländern der Welt noch viel erfolgreicher als in Deutschland ist. Eine durchaus hilfreiche Erklärung, zumindest in Bezug auf manche intellektuellen Mitglieder der Bewegung, könnte dagegen die philosophiegeschichtliche Argumentation Bruno Chaouats sein, hier sei Philosemitismus in Antizionismus gekippt: Die romantische Verklärung des Diasporajudentums als Ideal dekonstruktionistischer

6 Masha Gessen, In the Shadow of the Holocaust, in: The New Yorker, 9. 12. 2023, https://www.newyorker.com/news/the-weekend-essay/in-the-shadow-of-the-holocaust.

7 Natan Sznaider, Die Wunde Israel, in: Tania Martini/Klaus Bittermann (Hrsg.), Nach dem 7. Oktober. Essays über das genozidale Massaker und seine Folgen, Berlin 2024, S. 194–207, hier 201. Vgl. dazu auch den Beitrag von Doron Rabinovici im selben Band.

Heimatlosigkeit und De-Territorialisierung habe sich angesichts der praktischen Umsetzung zionistischer Ideale seit 1948 in tiefsitzenden Hass gegen Israel verwandelt.[8] Es bleibt allerdings fraglich, ob die Mehrheit der palästinasolidarischen Linken und Liberalen diese intellektuelle Fallhöhe hinter sich hat, ihre philosophischen Ideale von Reflexion, Relationalität und Komplexität durch das Einrichten in einem dogmatisch simplifizierten und binären Weltbild verraten zu haben.

Mein Vorschlag zum Verstehen dieser paradoxen, bedingungs- und oft besinnungslosen Identifizierung und Solidarisierung mit Palästina ist ein anderer. Ihre Ausbreitung und Wirkmächtigkeit lassen sich besser verstehen, wenn man sie als eine dogmatisch geschlossene Weltanschauung eigenen Rechts begreift: als *Palästinismus*. Zu einem „Ismus" wird das Phänomen dabei auf ganz ähnliche Weise wie der Marxismus-Leninismus, der das Denken von Karl Marx dogmatisch zu einem Glaubenssystem pervertierte. Ideengeschichtlich und politikpraktisch schließt Palästinismus dabei an andere „Ismen" wie den Stalinismus und den Antisemitismus an, zeigt aber auch Parallelen zu religiösen Glaubenssystemen. Kennzeichen eines solchen geschlossenen Systems von Meinungen, Ideen, Urteilen, Einstellungen und Werten sind absoluter Wahrheitsanspruch verbunden mit reduktionistisch vereinfachten Erklärungen komplexer Zusammenhänge, Prämissen, die sich nicht mehr von Erfahrungen und Fakten beirren lassen, Unfähigkeit zu Selbstreflexion und Relativierung des eigenen Standpunkts, Unwillen, ja Feindschaft gegenüber rationalem und kritischem Denken und Argumentieren, hohes Identitäts- und Zusammenhalts-Potenzial für Einzelpersonen und Gruppen sowie die Anmaßung, als partikulares Kollektiv Anspruch auf universale Wahrheit und Geltung zu erheben.[9]

Die dogmatische Schließung ermöglicht es, den komplexen israelisch-palästinensischen Konflikt absolutistisch auf einen einzigen und letzten Grund und Täter, auf eine simple Erklärung zurückzuführen: Israel. Die psychischen, sozialen und politischen Anreize, an einem solchen weltumspannenden, ideologisch stabilisierten Kollektiv teilzunehmen, sind dabei so groß, dass die Anhänger:innen

8 Bruno Chaouat, Ist Theorie gut für die Juden? Das fatale Erbe französischen Denkens, Berlin 2024.

9 Vgl. die Ideengeschichte des Begriffs Ideologie: Ulrich Dierse/Reinhard Romberg, Ideologie, in: Joachim Ritter/Karlfried Gründer/Gottfried Gabriel (Hrsg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 4, Sp. 158–185, Basel 1976, online: https://doi.org/10.24894/HWPh.5182.

sich meist auch nicht mehr durch rationale oder moralische Argumente beirren lassen. So wird nicht nur jener selektive Humanismus möglich, der nur palästinensische Opfer sehen kann, sondern so lassen sich auch kognitive Dissonanzen besser aushalten.

Es geht bei der Beschreibung des Phänomens Palästinismus jedoch nicht um Palästinenser:innen in Gaza und dem Westjordanland oder deren Freund:innen und Familienangehörige weltweit. Deren Leid unter Artilleriebeschuss und Besatzungswillkür oder durch den Tod von Freund:innen und Verwandten durch die IDF oder durch klerikalfaschistische jüdische Siedler:innen muss gehört, anerkannt und beklagt werden. Doch auch wenn es in westlichen palästinasolidarischen Bewegungen auch Exil-Palästinenser:innen und Menschen mit palästinensischem Familienhintergrund gibt, bestehen diese Bewegungen doch mehrheitlich aus Weißen ohne nicht-westlichen Migrationshintergrund. Und auch wenn diese globalen Bewegungen mit palästinensischen Organisationen und Bewegungen in Wechselwirkung stehen, sind mit Palästinismus nicht die als Palästinenser:innen von Besatzung, Krieg und Unterdrückung Betroffenen gemeint, sondern die sich als links oder linksliberal verstehenden Palästina-Fans.[10]

Elemente des Palästinismus

Kolonialismuskritik

Ein zentrales Element zum Verstehen des Phänomens ist seine Verankerung in der anti- und postkolonialen Tradition. Zwar hat das antikoloniale Element des Palästinismus mit dem stalinistischen Antizionismus[11] und der nationalsozialistischen

10 Man könnte Palästinismus auch außerhalb der Bewegungslinken und Feuilletons, etwa in der Obsession für Palästina in der UNO diagnostizieren, die sich in einem exklusiven Palästina-Flüchtlingshilfswerk und einer in Relation zu anderen Besatzungsregimes unverhältnismäßigen Zahl von Resolutionen gegen Israel äußert. Das fällt allerdings eher in den Arbeitsbereich der Politikwissenschaft und Internationalen Studien und hat weniger mit dem hier besprochenen Phänomen zu tun.

11 Gerd Koenen, Mythen des 19., 20. und 21. Jahrhunderts, in: Christian Heilbronn/Doron Rabinovici/Natan Sznaider (Hrsg.), Neuer Antisemitismus? – Fortsetzung einer globalen Debatte, 2. Aufl., Berlin 2019, S. 92–127.

Propaganda gegen die Briten im arabischen Raum[12] zwei seiner Ursprünge im Antisemitismus. Aber es wäre Unsinn, anti- und postkoloniale Bewegungen und Theorien darauf zu reduzieren.

Dass Linke sich in Opposition zum Kolonialismus stellen, ist logisch, immerhin steht er für fast alles Negative in der kapitalistischen Vergangenheit und Gegenwart: Rassismus, Ausbeutung, Militarismus, Dominanz der ökonomisch und militärisch Mächtigen. Allerdings führte der Erfolg der antikolonialen Position auch zu Überdehnung und Instrumentalisierung: Alles, was als schlecht gilt, wird auf die Ursache Kolonialismus reduziert. Und gerade, weil Palästinist:innen wissen, dass sie mit dem antikolonialen Framing auf ein enormes Legitimierungs- und Mobilisierungspotenzial zugreifen können, halten sie derart vehement an der Behauptung fest, Israel sei ein von Anfang an koloniales und daher abzuschaffendes Projekt.

Argumentativ dagegen ist diese Behauptung schwer durchzuhalten. Inwieweit zionistische Politik vor und nach 1948 *auch* koloniale Elemente beinhaltete, ist eine komplexe Frage, die sich nicht mit dem reduktionistischen Label „Siedlerkolonialismus" abhaken lässt.[13] Die im Palästinismus übliche simple Sichtweise versteht aber nicht einmal die Differenz von Kolonisierung (als Ansiedlung von Immigrant:innen in nicht-traditionellen Siedlungsformen) und Kolonialismus (als gewaltsame Beherrschung und Ausbeutung einer Region und deren Bevölkerung durch einen Staat jenseits der eigenen Grenzen).[14] Differenzierung *darf* hier auch nicht stattfinden, denn der Kolonialismusvorwurf lässt sich nur als dogmatisch simplifizierende Konstruktion des Bösen effektiv gegen Israel in Stellung bringen.

12 Jeffrey Herf, Hitlers Dschihad. Nationalsozialistische Rundfunkpropaganda für Nordafrika und den Nahen Osten, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 58 (2010) 2, S. 259–286; Hans Goldenbaum, Nationalsozialismus als Antikolonialismus. Die deutsche Rundfunkpropaganda für die arabische Welt, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 64 (2016) 3, S. 449–489.

13 Eine differenzierte Diskussion etwa bei Johannes Becke, Historicizing the settler-colonial paradigm, in: Medaon 12 (2018) 22, S. 1–9, https://www.medaon.de/pdf/medaon_22_becke.pdf.

14 Micha Brumlik, Postkolonialer Antisemitismus? Achille Mbembe, die palästinensische BDS-Bewegung und andere Aufreger, Hamburg 2021, S. 117–128.

Dogma, Disziplinierung und Denunziation

Der Palästinismus kann seine geistigen Wurzeln im Stalinismus und dessen Dreiklang aus Dogma, Disziplinierung und Denunziation nicht leugnen. Schon die dogmatische Schematisierung der Sprache erinnert stark an stalinistische Propaganda. Die immer gleichen Schlagwörter werden unermüdlich wiederholt, um die eigene Position auf der richtigen Seite zu markieren und die Anhänger zu disziplinieren. Wer den Zionismus nicht als „Siedlerkolonialismus" und Israel nicht als „rassistisches Regime" oder mindestens „Apartheid" beschreibt, wer das „Rückkehrrecht" „aller" palästinensischen Flüchtlinge nicht als Selbstverständlichkeit versteht, wer keinen „Völkermord" an den Palästinenser:innen durch Israel erkennen will, der steht außerhalb der Glaubensgemeinschaft. Kein palästinistischer Text kommt ohne diese Schlagwörter aus.

Seine Wirkmächtigkeit entwickelt der Palästinismus aber auch aus dem absoluten (bzw. epistomologisch: absolutistischen) Anspruch, die alleinige und letztinstanzliche Erklärung für alles Unheil der Welt zu liefern. Die Existenz Israels ist der neue Hauptwiderspruch. Jedes emanzipatorische Thema wird zum Teil der palästinensischen Sache gemacht und ihr untergeordnet. Die vermeintliche Selbstverständlichkeit des Zusammenhangs wird dabei nur in den seltensten Fällen versucht zu begründen. Und das ist sogar verständlich, denn es ist auch schwer zu erklären, warum um alles in der Welt Palästina ein Thema sozialer Kämpfe von *immigrant workers* in Deutschland,[15] ein „climate issue"[16] oder ausgerechnet ein „feminist issue" sein soll. Gerade die letztgenannte Behauptung, die u. a. von 120 universitären *Gender Studies departments* in den USA unterschrieben wurde,[17] ist angesichts ihrer Widersprüchlichkeit interessant. Denn es geht dabei nicht um Defizite bei Rechten und Freiheiten für Frauen in den palästinensischen Gebieten, sondern vor allem um die Forderung, dass sich alle Feminist:innen unter der palästinensischen Flagge zu sammeln haben. Hier, wie bei der ähnlich widersprüchlichen, weitverbreiteten Palästinasolidarität in queeren Szenen zeigt

15 So die Instagram Account-Inhaber des *Gorillas Workers Collective*.

16 So prominent zuletzt Greta Thunberg oder das Twitter-Team von *Fridays For Future* (FFF) International.

17 Gender Studies Departments In Solidarity With Palestinian Feminist Collective, https://genderstudiespalestinesolidarity.weebly.com.

sich eine frappierende Ähnlichkeit mit stalinistischem Doppeldenk,[18] nämlich an den dogmatischen Begriffen und widersprüchlichen Themen-Vermengungen umso verbohrter festzuhalten, je schwerer sie logisch oder faktisch-argumentativ zu begründen sind.

Ein Erbe des Stalinismus ist es schließlich auch, jede Kritik mit Feindmarkierungen zurückzuweisen. Die Denunziation als „Zionist" konnten Palästinist:innen dabei praktischerweise gleich aus den 1950er-Jahren übernehmen, ansonsten werden Kritiker:innen heute aber nicht mehr als „kleinbürgerlich" oder „Klassenfeind" angegriffen, sondern als „Rassist" oder „Antideutsche". Um Kritik am Palästinismus zielgenau neutralisieren zu können, wurde auch eine neue Unterkategorie des Rassismus, der „antipalästinensische Rassismus" erfunden. Nicht zuletzt reproduziert der Palästinismus auch jene paranoide Eigenart des historischen Stalinismus, permanent neue Feinde zu definieren, um die dichotome Freund-Feind- bzw. Innen-Außen-Dynamik aufrechtzuerhalten. So erklärte die *Palestinian Campaign for the Academic and Cultural Boycott of Israel* (PACBI), eine zentrale Akteurin hinter der BDS-Kampagne, sogar die Organisation *Standing Together*, in der sich Palästinenser:innen und Israelis gemeinsam für Freiheit und Frieden und gegen die Besatzung einsetzen, zum Feind und setzte sie auf die Boykott-Liste.[19]

Rassistische Arroganz der Metropole

Die Palästinenser:innen und ihr Leid sind den meisten Palästinist:innen letztlich egal. Sie engagieren sich nur dann, wenn es auch gegen Israel geht. Verfolgung von Queers und Ermordung von Oppositionellen und Kommunist:innen in Gebieten unter palästinensischer Herrschaft? Unterdrückung von Frauen durch Islamisten daselbst? Jahrzehntelange Entrechtung als Staatenlose im Libanon, in Syrien oder Jordanien? Niederschlagung des Gaza Youth Movement durch die Hamas? Demonstrationen der Bevölkerung in Gaza im Sommer 2023 gegen die

18 Nach George Orwells 1984, vgl. zur Einführung: https://de.wikipedia.org/wiki/Doppeldenk.

19 Standing Together: Serving Apartheid Israel's Propaganda, January 25, 2024. By Palestinian Campaign for the Academic and Cultural Boycott of Israel (PACBI), https://bdsmovement.net/standing-together-normalization. Zu Zielen und Ausrichtung von *Standing Together*: https://www.standing-together.org/en.

Hamas? Tote in Gaza durch defekte palästinensische Raketen? Unterversorgung der Bevölkerung in Gaza, weil ein Großteil der Ressourcen und Hilfen in die privaten Taschen der Hamas-Führung und den Bau von Tunneln und Raketen fließt? Das alles interessiert sie kaum – oder sie weisen jede Rede darüber sogar als zionistische „Whitewashing"-Propaganda und „Derailing" zurück. „Derailing", also Ablenkung vom eigentlichen Thema, kann das alles aber nur sein, wenn eben nicht Leid und Elend der Palästinenser:innen das Thema sind, sondern allein die Existenz Israels.

Viele Palästinist:innen sind – ganz gemäß ihrer meist westlichen Herkunft – auch nicht bereit, palästinensische Akteur:innen als eigenständige und verantwortliche politische Subjekte anzuerkennen. Diese bleiben entweder auf ewig die passiven Opfer – dazu passt das oft beschworene Bild, die Bevölkerung in Gaza würde zur Hälfte aus Kindern bestehen. Oder sie werden als Handelnde reduziert auf die hilflosen Verzweifelten, die gar nicht anders könnten, als emotional und planlos auf Besatzung und den Verlust ihrer Grundstücke zu reagieren. Dass die Täter vom 7. Oktober auch eine islamistische, sexistische, antisemitische, faschistische und rassistische Agenda haben und sich zum eigenhändigen Mord an Festivalgästen, Kindern, Senior:innen und anderen Zivilist:innen subjektiv und frei entschieden haben könnten und dafür aber auch verantwortlich sind, kommt Palästinist:innen nicht in den Sinn. Aus rassistischer Arroganz? Oder ist es immer noch die alte koloniale Überheblichkeit der Metropole, Menschen im „globalen Süden" ihre politische Subjektivität abzusprechen und sich deren Vormundschaft anzumaßen?

Autoritarismus

Von BDS-Kadern im Ruangrupa-Kollektiv über stalinistische[20] Jugendgruppen wie *Young Struggle* bis zum Twitter-Team von *Fridays for Future International*: Palästinismus ist geprägt von autoritären Politik-Mustern. Profis der autoritären Kommunikation und Gruppenpolitik übernehmen Accounts, Plenen und Kollektive und setzen die palästinistische Parteilinie mit den erwähnten Werkzeugen

20 Oder meinetwegen auch maoistische oder trotzkistische, der Unterschied hat hier in Bezug auf den autoritären und dogmatischen Kern keine Relevanz.

des Stalinismus durch: Demagogie, Denunziation, Disziplinierung. In der Folge unterschreiben Dutzende Künstler:innen Manifeste, die manche davon später wieder bereuen, oder treibt ein durch die Bewegung nicht legitimiertes Social-Media-Team ein weltweites Klima-Aktivismus-Bündnis wiederholt in Erklärungsnöte für Israel-bezogenen Antisemitismus in seinen Postings. Die Behauptung, palästinasolidarische Positionen würden *gesilenced*, ist angesichts der vorhandenen Fülle an Plattformen, Medien und Podien ohnehin schwer zu halten. Doch zuweilen scheint diese Klage sogar auf der Projektion des eigenen Wunsches nach autoritärer Dominanz von Debatten und Räumen zu beruhen. So bewarb der Palästina-Kongress in Berlin im April 2024 eine seiner Sprecherinnen damit, dass diese sich für eine „ausgewogene, pro-palästinensische Berichterstattung" engagiere.[21] Wahrscheinlich haben sie den Widerspruch nicht einmal bemerkt.

Wie andere dogmatische Weltanschauungen ist auch der Palästinismus abhängig von einer Kombination aus Wissensdefiziten vieler Teilnehmender und dem strategischen Handeln intellektueller Bewegungsunternehmer:innen. Die Dogmatik funktioniert nur aufgrund unzureichenden, vereinseitigten oder fehlenden Wissens über die Geschichte des Nationalsozialismus, der Shoah, aber auch des israelisch-palästinensisch-arabischen Konfliktes. Nur, wer nicht viel vom Warschauer oder irgendeinem anderen Ghetto im NS-besetzten Osteuropa weiß, kann die These glauben, dass Gaza heute das Gleiche wäre. Und die Dogmatik kann auch nur weiter funktionieren durch den permanenten Input seitens Organisationen und Personen, deren politische oder ökonomische Existenz vom weltweiten Erfolg des Palästinismus abhängt.

Selektiver Humanismus

Versteht man Palästinismus so als dogmatisch geschlossenes und autoritär abgesichertes Glaubenssystem, dann erklärt sich auch der hochgradig selektive Humanismus seiner Mitglieder. Sie sind nicht empathielos, aber ihre Tränen um die Opfer in Gaza stehen einer erschütternd ignoranten Härte gegenüber, wenn es um jüdische Opfer geht. Eine Ikone der Bewegung hat diese Gleichzeitigkeit drastisch demonstriert: Fünf Monate nach den Massakern des 7. Oktober, als die Fakten der

21 URL: https://palaestinakongress.de/speakers [18.6.2024].

durch die Männer der Hamas und ihre Anhänger massenhaft ausgeübten sexualisierten Gewalt lange auf dem Tisch lagen, wurde die Philosophin Judith Butler in einer Veranstaltung mit Gleichgesinnten zu diesen Vergewaltigungen befragt. Sie machte eine skeptische Grimasse, die man sonst eher von hetero-männlichen Leugnern patriarchaler sexistischer Gewalt kennt, und erklärte: „OK. If there is documentation then we deplore that, […] but we want to see that documentation!" Selbst ihr mit betont kalter Distanzierung vorgebrachtes Bedauern relativierte sie so noch, indem sie implizit infrage stellte, ob das alles überhaupt geschehen sei. In krassem Gegensatz dazu bricht ihr nur wenige Sätze später fast die Stimme, als sie über andere tote Frauen, nämlich palästinensische in Gaza, spricht: „Oh my god, why is that not a feminist issue? Why is that not a queer issue?"[22]

Ausgestattet mit einem solchen, nur auf bestimmte Gruppen bezogenen Verständnis von Menschlichkeit wird es den Anhänger:innen des Palästinismus auch möglich, sich paradoxerweise als moralische Personen und Teil einer emanzipatorischen Bewegung zu verstehen und sich gleichzeitig mit Organisationen und Zielen gemeinzumachen, die von Moral und Emanzipation so weit entfernt sind wie nur irgend möglich.

Die Folgen

Palästinismus dient dabei keiner einzigen emanzipatorischen „Sache", sondern vor allem seinen Teilnehmer:innen. Er dient ihrem Bedürfnis nach dem Gefühl, Recht zu haben, zu einer Gemeinschaft zu gehören, sich komplexe und uneindeutige Situationen wie den Nahostkonflikt simpel erklären und eigene Defizite auf andere projizieren zu können. Vielleicht hilft er auch des Öfteren dabei, das schlechte Gewissen wegen des Lebens in der Sicherheit und dem Luxus der westlichen Welt auf andere abzuwälzen. Dass diese anderen mal wieder die Juden und Jüdinnen sind, ist kein Zufall, sondern eine historische Pfadabhängigkeit, ob gewollt oder nicht. Und bei gar nicht so Wenigen dient der Palästinismus der Legitimierung

22 https://twitter.com/i/status/1765381327946146083, auf einer Veranstaltung des antiisraelischen Videopodcasts Paroles d'Honneur am 3. 3. 2024: „CONTRE L'ANTISÉMITISME ET POUR LA PAIX RÉVOLUTIONNAIRE EN PALESTINE", URLs: https://www.facebook.com/parolesdhonneurtv und https://www.youtube.com/watch?v=rlQNBJOq-0E, ab 1h52'.

und Tarnung ihres Judenhasses. Auch der Befreiung der Palästinenser:innen von israelischer Besatzung, von Unterdrückung durch die eigenen Leute und von Entrechtung in den an Israel und Palästina angrenzenden Ländern nützt der Palästinismus ebenso wenig, wie die Taten der Hamas es tun.

Das Phänomen ist aber nicht nur unwirksam in Bezug auf sein erklärtes Ziel, es hat durchaus auch negative Folgen. Gefährlich am Palästinismus ist zuallererst, dass er antisemitische Gewalt legitimiert und motiviert, indem er den Judenhass mit der Kraft des Antikolonialismus antreibt und antikolonial tarnt. Außerdem macht er alle in ihn hineingezogenen emanzipatorischen Bewegungen und deren Anliegen unglaubwürdig, vom Feminismus über queere bis zu antikolonialen Bewegungen. Die weltweit erstarkende Rechte freut sich über die Steilvorlagen und nutzt sie ausgiebig, indem sie wichtige emanzipatorische Projekte in Kunst, Politik, Medien und Bildung, von Gendergerechtigkeit über postkoloniale Kritik bis zum Antirassismus unter Rückgriff auf die berechtigte Kritik an deren Palästina-Obsession angreift. Die demokratische US-Präsidentschaftskandidatin Kamala Harris hatte das Problem offensichtlich erkannt, als sie auf den palästinistischen Versuch, ihre Rede über Klima- und Sozialpolitik zu stören (mit der Parole: „Kamala, you can't hide, we won't vote for genocide"), scharf reagierte: „You know what, if you want Donald Trump to win, then say that."[23]

Gleichzeitig führt die aufgeheizte innerlinke Polarisierung zur Lähmung der Bewegungen. So zerbrechen weltweit linke politische Bündnisse wegen der dogmatischen Alles-oder-Nichts-Forderungen beteiligter palästinasolidarischer Linker und der autoritären Einforderung absoluten Gehorsams bei diesem Thema. Ähnlich geht es zivilgesellschaftlichen Strukturen – so erklärte ein Bündnis von linken und alternativen Strukturen in Ostdeutschland, die bisher einen Teil ihrer Finanzierung durch Mitarbeit am „Fusion"-Festival bestritten, die einseitig palästinasolidarische Positionierung des Festivals habe dazu geführt, dass ihre Strukturen nun gezwungen seien, sich mit dem Israel-Palästina-Konflikt zu beschäftigen, und viele dadurch Gefahr liefen zu zerbrechen.[24]

23 'I'm speaking': Kamala Harris hits back at protesters during Detroit campaign rally, in: YouTube, https://youtu.be/FmzJaidv3iI?.

24 https://linktr.ee/fusionistasgegenantisemitismus.

Nicht zuletzt stärkt Palästinismus mit seiner Pflege autoritärer Strukturen und Verhaltensweisen eines der größten historischen Probleme der politischen Linken. Er stellt sich so nicht nur in grundsätzlichen Widerspruch zu deren Idealen von Befreiung und Emanzipation, sondern untergräbt auch deren Legitimation.

Aus der Identifizierung des Problems erwachsen aber auch Möglichkeiten des Umgangs mit ihm. Der Angriff über die Antisemitismuskritik hilft nur da, wo sich Antisemitismus auch wirklich nachweisen lässt. Da das aber keineswegs bei allen Vertreter:innen der Palästina-Solidarität der Fall ist, ist ein ritualisierter und unterkomplexer Antisemitismusvorwurf eher kontraproduktiv, weil er sich selbst beliebig und damit unglaubwürdig macht. Dem Palästinismus kann nur erfolgreich begegnen, wer sich seinen beiden mal mehr, mal weniger verbundenen Hauptproblemen – Antisemitismus und stalinistisch inspirierter Autoritarismus – glaubwürdig entgegenstellt. Das heißt zum einen, den Antisemitismus auf *emanzipatorischen,* statt staatsautoritären Grundlagen zu kritisieren, und dazu gehört eine fundierte Kritik des Rassismus, der schon immer und in den aktuellen deutschen Abschiebedebatten umso mehr versucht, sich mit Antisemitismuskritik zu tarnen. Es kommt also in diesen Auseinandersetzungen darauf an, sich keine *false friends* von der Rechten einzuhandeln, die sich vom Kampf gegen linke, queere und antikoloniale Antisemit:innen nur neue Legitimation für ihre eigenen rassistischen oder autoritären Motive versprechen. Das heißt auch, in jeder Begegnung mit Palästinist:innen den universalen Humanismus und die Aufklärung gegen die Infragestellung durch verkürzte Rassismuskritik und Kulturrelativismus zu verteidigen. Und nicht zuletzt gehört dazu auch die Zivilcourage, die Grundlagen einer freien Debatte und emanzipatorischen Politik gegen die autoritären Versuche ihrer Zerstörung zu verteidigen. Man gewinnt keine bessere und freie Gesellschaft mit Autoritarismus, völkischen Gemeinschaftsidealen und Antisemitismus.

YAEL KUPFERBERG

„Das, was sich zeigt". Zum 7. Oktober 2023

„Man urteilt immer als Mitglied einer Gemeinschaft …"[1]

„Das, was sich zeigt":[2] Die Phänomenalität der Gewalt vom 7. Oktober 2023 offenbarte einen Abgrund, von dem ich unbedingt glauben musste, die Absicht der Vernichtung darin sei nicht. Diese Gewalt entzieht sich selbst ihrer Geltung, sie ist weder „rechtsetzend" noch „rechtserhaltend".[3] Mit dieser Gewalt ist nicht umzugehen. Sie hat sich dem Tod verschrieben. Diese Gewalt ist außerdiskursiv, weil sie darauf abzielt, Israel als staatliche Verkörperung des Jüdischen so zu demütigen, so zu erniedrigen und so zu zerstören, es zum Gedemütigten einer vorpolitischen, atavistisch-tribalistischen Gewalt zu machen, auf die kaum politisch zu reagieren und die kaum jemanden politisch und moralisch unbeschadet bleiben lässt. Diese Gewalt aberkennt dem Opfer seine existenzielle und politische Legitimität, verweist es wirklich und ideologisch auf seine Nichtigkeit. Die Blöße der am 7. Oktober 2023 Gemordeten korrespondiert noch mit der antisemitischen Vorstellung, Juden wären nur Opfer und nicht satisfaktionsfähig, einer militärischen Gewalt unwürdig.[4] Dieser Anschlag traf und desavouierte die jüdische Selbstbehauptung.

1 Hannah Arendt, Das Urteilen. Texte zu Kants Politischer Philosophie. Dritter Teil zu „Vom Leben des Geistes". Aus dem Nachlass hrsg. u. m. einem Essay v. Ronald Beiner, München 2017, S. 117. Weiter heißt es ebenda bei Arendt: „[…] geleitet von seinem gemeinschaftlichen Sinn, seinem sensus communis. Doch letztendlich ist man Mitglied einer Weltgemeinschaft durch die einfache Tatsache, ein Mensch zu sein; das ist unsere ‚weltbürgerliche Existenz'."

2 Ernst Vollrath, Hannah Arendt und die Methode des politischen Denkens, zit. nach Arendt, Das Urteilen, S. 164.

3 Walter Benjamin, Zur Kritik der Gewalt, in: ders., Zur Kritik der Gewalt und andere Aufsätze. Mit einem Nachwort von Herbert Marcuse, Frankfurt a. M. 1971, S. 45.

4 Dan Diner, Der Sarkophag zeigt Risse, in: Doron Rabinovici/Ulrich Speck/Natan Sznaider (Hrsg.), Neuer Antisemitismus? Fortsetzung einer globalen Debatte, Bonn 2019, S. 459–488, hier bes. 470–473.

Die politisch-staatliche Konstitution, die Schutz und Sicherheit zusichert und verspricht: bestürzendes Scheitern am 7. Oktober 2023. Bestürzung darüber, dass das Versprechen der politischen Subjektwerdung in dieser Welt nicht aufgeht – nicht aufgehen kann. Das, was sich zeigt, beschreibt Hannah Arendt 1945:

> „Ein Heim, das mein Nachbar nicht anerkennt und respektiert, ist kein Heim. Ein Jüdisches Nationalheim, das von dem Nachbarvolk nicht anerkannt und nicht respektiert wird, ist kein Heim, sondern eine Illusion – bis es zu einem Schlachtfeld wird."[5]

Illusion, Schlachtfeld, Scheitern, „wie schlecht geschützt ist Israel!"[6] Mehr lässt sich nicht sagen, und dies ganz privativ und ohne Ressentiment – so verstörend gegenwärtig erscheinen Heines Zeilen in dem Fragment gebliebenen Stück *Der Rabbi von Bacherach*.[7] Hier verdichtet er historische Pogrome in der jüdischen Geschichte narrativ und kanonisiert sie literarisch. In dieser Verdichtung erscheint der Vers ontologisch, überhistorisch und so erschütternd gegenwärtig als die „jüdische Erfahrung der letzten Jahrzehnte – oder der letzten Jahrhunderte, oder der letzten zweitausend Jahre".[8] Das ist das historische Gedächtnis. Das Fragment Heines, angelehnt an die Gattung des historischen Romans, übersetzt in seiner Formsprache die historische Erfahrung, die die jüdische Gegenwart antizipiert.[9] Fast ist zu sagen: Das Fragment nimmt den Kanon[10] auf und schreibt

5 Hannah Arendt, Völkerverständigung im Nahen Osten – eine Basis jüdischer Politik (1945), in: dies., Vor Antisemitismus ist man nur noch auf dem Monde sicher, München 2000, S. 177.

6 Heinrich Heine, Der Rabbi von Bacherach, in: ders., Düsseldorfer Heine Ausgabe, Bd. 5, hrsg. v. Manfred Windfuhr, Hamburg 1994, S. 107–145, hier S. 131.

7 Siehe u. a. zur besonderen Werkgeschichte Jakob Hessing, Wahrheit und Dichtung. Die Damaskusaffäre und Heines *Der Rabbi von Bacherach*, in: PaRDeS. Zeitschrift der Vereinigung für Jüdische Studien e. V. (2006) 12, S. 41–51.

8 Hannah Arendt, Zur Rettung der jüdischen Heimstätte ist es noch nicht zu spät (1948), in: dies., Wir Juden. Schriften 1932 bis 1966, hrsg. v. Marie Luise Knott u. Ursula Ludz, München 2019, S. 240–258, hier S. 244.

9 Zum historischen Roman vgl. insbesondere Lion Feuchtwangers *Jud Süß* (1921/1922), *Der Jüdische Krieg* (1932–1942), *Die Jüdin von Toledo* (1935), *Jephta und seine Tochter* (1957).

10 Vgl. dazu Jan Assmann, Fünf Wege zum Kanon. Tradition und Schriftkultur im alten Israel und frühen Judentum, in: Christoph Nyiri (Hrsg.), Tradition. Proceedings of an international research workshop at IFK, Vienna 10–12 June 1994, Wien 1995, S. 45–60.

sich ihm ein. Judentum und jüdisches Leben bestehen in und leben von diesem metaphysischen und praktischen Kanon als ritualisierte und intergenerationale Erzählung. Das faktische Ereignis in Damaskus 1840,[11] die sich daran anschließenden Pogrome, darunter die Geiselnahme von 63 jüdischen Kindern, erzeugte Entsetzen über die Wiederkehr mittelalterlicher Verfolgungen und antisemitischer Tropen christlicher Provenienz und wiederbelebte im 19. Jahrhundert eine tiefsitzende Angst. Die Literatur nahm diese auf und festigte dieses gewordene (Geschichts-)Bewusstsein.

Noch immer und obgleich die jüdische Existenz mit der Staatsgründung Israels im Jahr 1948 „in der Geschichte" und damit staatlich-politisch konstituiert ist, hat es diesen literarischen Kanon, konnte diesen nicht ablösen. Seine politische Konstitution ist auch Resultat des Kanons. Damit wird das historische und existenzielle kanonische Gedächtnis im aktuellen individuellen und kollektiven Empfinden bestätigt, gegenwärtig und wirklich. Mit 1948 wurde die jüdische Existenz politisch und war wieder „in der Geschichte".[12] Das, was sich zeigt: Kanon, d. h. (narrative) Geschichte und Moment sind noch immer aufeinander bezogen. Die Ereignisse am 7. Oktober 2023 und seine in vielerlei Hinsicht fatalen Folgen stellen an das Judentum abermals die Frage: Wie kann und wie will jüdische Existenz in dieser Welt politisch und wirklich sein – wenn nicht allein in der Metaphysik, Literatur oder Philosophie, d. h. in der Diaspora. Die Bedingungen der politischen Existenz erodieren, so scheint es. Diese Erosion bewirkt eine Fixierung auf das und den Moment, das selbst real oder irreal ist, auf das fast nur affektiv reagiert werden kann. Die jüdische Erfahrung kommt aus dem Moment nicht heraus, weil sie historisch, narrativ, medial und wirklich in Permanenz gehalten wird. Die Gegenwart zeigt sich als das bittere Produkt der Geschichte, und die jüdische Selbsterhaltung mündet, und dies ist bestürzend und zu verhindern, fast, so scheint es, in ihrer Vernichtung. Die Gegenwart zeigt sich in Trümmern.[13]

11 Siehe dazu Markus Kirchhoff, Damaskus, in: Dan Diner (Hrsg.), Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur, Bd. 2, Stuttgart/Weimar 2012, S. 52–60.

12 Das ist ein Aspekt Kants pejorativer Haltung zum Judentum, vgl. Amit Kravitz, Innerhalb der Zeit, außerhalb der Geschichte. Zu Kants Auseinandersetzung mit dem Judentum in der Religionsschrift, in: Amit Kravitz/Jörg Noller (Hrsg.), Der Begriff des Judentums in der klassischen deutschen Philosophie, Tübingen 2018, S. 25–42.

13 Walter Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, IX, in: ders., Gesammelte Schriften, hrsg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Bd. I/2, Frankfurt a. M. 1980, S. 697 f.

Und die Gegenwart bietet kaum Schutz vor einer wirklichen und mythologischen Gewalt, die wiederkehrend Juden einholt und sie zu Objekten erniedrigt – ihnen den Schutz nimmt, sie zu dem macht, was sie in den feindlichen Augen zu sein haben: ohne Schein und Status, apolitisch, ohne das transzendentale Recht eines jeden Menschen. Ohne politische Konstitution existieren Rechtlosigkeit und eine Abhängigkeit, die Juden historisch kennen und die weiterhin besteht. Diese erschütternde Erfahrung kann als überzeitlich kanonisiertes Unbewusstes bestürzend Geltung beanspruchen. Es ist die Erfahrung der Illegitimität, die selbst für den jüdischen Staat zu gelten scheint. Im überzeitlichen, d. h. im historischen und im gegenwärtigen Bewusstsein der Juden gehören sie, seine „Vorfahren", so wie es Heine an anderer Stelle schreibt: „nicht zu den Jagenden, viel eher zu den Gejagten".[14]

Wie schlecht geschützt ist Israel. Mit dem eingangs angeführten Vers Heines schließt auch der erste Abschnitt zur *Geschichte des Antisemitismus*.[15] Hannah Arendt zitiert diesen 1937/38 in seiner Länge: „wie schlecht geschützt ist Israel! Falsche Freunde hüten seine Tore von außen, und drinnen sind seine Hüter Narrheit und Furcht!" Sie klagt das politische Scheitern der deutschen Juden an, so wie sie die Geschichte des deutschen Antisemitismus als politische Bewegung von 1701 bis 1933 umreißt. Im Jahr 1938 kann sie noch schreiben, dass sich alle antisemitischen „Wunschträume" bis dato erfüllt hätten, „mit der einzigen Ausnahme jener immer wieder vorgeschlagenen Lösung der Judenfrage, die im Totschlage aller Juden besteht."[16] Das konstatierte politische Versagen der europäischen Juden führt Arendt mit dem Aufkommen des politischen Antisemitismus eng, denkt diese nicht grundlos zusammen. Die Juden haben es nicht vermocht, adäquat zu antworten und zu handeln. Der Zionismus, so hehre Ziele er auch gehabt habe; als „bürgerliche Nationalbewegung" sei er gescheitert so wie die „bürgerliche Assimilation" der Juden zuvor.[17] Die Verdichtung Arendts, die (a)politische und damit

14 Heinrich Heine, Reisebilder. Zweyter Theil. Die Nordsee. Dritte Abtheilung, in: ders., Düsseldorfer Heine Ausgabe, Bd. 6, hrsg. v. Manfred Windfuhr, Hamburg 1973, S. 139–167, hier S. 151.

15 Hannah Arendt, Geschichte des Antisemitismus (1937/38), in: dies., Palästina, hrsg. v. Thomas Meyer, München 2024, S. 231.

16 Ebenda, S. 204.

17 Ebenda, S. 231.

unfreie Geschichte der europäischen Juden und den Antisemitismus zu beschreiben, zeugt von deren Verschränkung, die sich – so muss angenommen werden – lösen lässt, wenn die jüdische Gegenwart allein politisch gelesen wird.

Es scheint nur im „Als ob" des Politischen eine Perspektive zu geben. Dieses „Als ob" fordert die Distanz zu den historisch-wirklichen, familienbiografischen, den erzählten, ritualisierten, mythologisierten, kulturell Übersetzten. Allein: Eine Abkehr vom Kanon, der für das europäische Judentum zentral ist, als das Gewordene seiner gesamten Erfahrung, seines Daseins und seiner Metaphysik seit der Antike – fordert dessen Entäußerung. Das Judentum kann kaum ohne seinen Kanon existieren, es ist sein Proprium. Es ist in der Verschränkung von Gesetz und Geschichte zugleich politisch-gesellschaftlich und metaphysisch-transzendent subjektiviert – das ist seine Konstitution. Die Entäußerung hieße, das autoheteronome Subjekt in dieser Spannung von Gesetz und Geschichte aufzugeben. Eine metaphysische Existenz, die lange die jüdische war, war und wäre kaum souverän, sondern im politischen Sinn kollektiv unfrei. Und das ist die Frage, von der Hannah Arendt schreibt, die Aufklärung habe sie gestellt.[18] Partikularität oder Universalität. Ungelöst ist die Frage nach der jüdischen Existenz noch heute. Es bedarf eines aufgeklärten Begriffs des Politischen im Besonderen und im Allgemeinen – eingedenk der jüdischen Geschichte und nicht in deren Verneinung[19] –, der Urteils- und Handlungsfähigkeit versprechen lässt. Dann, so ist zu hoffen, gäbe es keine Opfer:[20] Wie sagt es Adorno: „Utopie wäre die opferlose Nichtidentität des Subjekts."[21] Es gibt etwas zu retten.

18 Hannah Arendt, Aufklärung und Judenfrage (1932), in: dies., Kritische Gesamtausgabe. Sechs Essays/ Die verborgene Tradition, Bd. 3, hrsg. v. Barbara Hahn, online unter: https://hannah-arendt-edition.net/v1/ae8026736.

19 Vgl. dazu Yehuda Elkana, Die Notwendigkeit, zu vergessen, in: Haaretz, 2. 3. 1988, S. 13.

20 Herfried Münkler/Karsten Fischer, „Nothing to kill or die for…" – Überlegungen zu einer politischen Theorie des Opfers, in: Leviathan 28 (2000) 3, S. 343–362.

21 Theodor W. Adorno, Negative Dialektik, in: ders., Gesammelte Schriften 6, hrsg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1996, S. 277.

„Die soziale Realität analytisch erkunden zu wollen ist ein im wahrsten Sinne des Wortes politisches Projekt“

Ein Gespräch mit Avner Ofrath über die Anatomie der Gewalt in Nahost

Das Gespräch führten Felix Axster und Christoph Gollasch

Avner Ofrath, im Mai dieses Jahres haben Sie einen viel beachteten Artikel in der Zeitschrift Merkur *veröffentlicht, unter dem Titel „Anatomie der Gewalt. Zum Israel/Palästina-Konflikt.“[1] Können Sie kurz schildern, wie die Reaktionen auf diesen Artikel waren?*

In den meisten Rückmeldungen, die ich bekam, habe ich vor allem Erleichterung darüber erkannt, dass die Komplexität der Sache artikuliert wurde. Ich glaube, was einen Nerv getroffen hat, war mein Versuch zu zeigen, dass das Beharren auf Komplexität nicht dazu führen muss, auf jegliche Aussage zu verzichten. Ganz im Gegenteil. Erst indem wir Komplexitäten und Ambivalenzen erkunden, sehen wir wirklich Menschen und ihre Erfahrungen.

Ziemlich am Anfang des Artikels resümieren Sie, dass „trotz heftiger Auseinandersetzungen […] zu entscheidenden Fragen in diesem Konflikt […] irritierend, ja besorgniserregend wenig gesagt worden sei“. Und Sie fahren fort: „Stattdessen sind Analytisches und Konkretes dem Hyperbolischen gewichen.“ Könnten Sie das erläutern?

Mich überrascht es, oder besser gesagt: Mir macht es Sorgen, wie wenig in europäischen und nordamerikanischen Medien über den Ort selbst, über seine Geschichte und seine Gesellschaften geschrieben und gesagt wird. Dabei hängt

1 Avner Ofrath, Anatomie der Gewalt. Zum Israel/Palästina-Konflikt, in: Merkur (Mai 2024) 900, S. 5–18, https://www.merkur-zeitschrift.de/artikel/anatomie-der-gewalt-a-mr-78-5-5/ (alle Weblinks in diesem Beitrag wurden zuletzt am 6. 11. 2024 aufgerufen).

diese Geschichte sehr eng damit zusammen, was am 7. Oktober im israelischen Süden geschah und was seither in Gaza geschieht. Wie ich in dem Artikel schreibe, entstanden zum Beispiel die Kibbuzim, in denen die Hamas am 7. Oktober 2023 ihre Massaker verübte, eben aus der Logik, durch die Gründung neuer Ortschaften Grenzen zu ziehen und zu verteidigen. Solche analytischen Auseinandersetzungen mit dem Krieg sind, so mein Eindruck, extrem rar.

Stattdessen war die mediale Diskussion gerade in den ersten Monaten des Kriegs von der Frage dominiert, wer was mit dem Holocaust vergleichen darf. Natürlich haben die Massaker des 7. Oktober die tiefsten Urängste des Jüdischseins wachgerufen, aber in dem medial getragenen Kampf um Vergleiche meine ich – das ist eine rein subjektive Empfindung – kein genuines Interesse an den Erfahrungen von Israelis und Palästinenser:innen zu erkennen, sondern eine Suche nach den „Guten" und den „Bösen".

Der Kampf um Vergleiche war/ist ja auch ein Kampf um die Deutung und Einordnung des Massakers vom 7. Oktober. Vielleicht lässt sich dieser Kampf als Symptom einer allgemeinen Rat- und Hilflosigkeit verstehen. Zugleich war die Holocaust-Referenz schon kurz nach dem 7. Oktober gewissermaßen in der Welt – erinnert sei an den israelischen Botschafter bei den Vereinten Nationen, der sich während einer Sitzung des UN-Sicherheitsrats einige Wochen nach dem Massaker einen gelben Stern angeheftet hatte. Und offenbar hatten gerade Holocaust-Forschende das Gefühl, sich hierzu kritisch verhalten zu müssen (wie zum Beispiel der Vorstandsvorsitzende der Gedenkstätte Yad Vashem, Dani Dayan). Wie passt das mit der Suche nach den Guten und den Bösen zusammen?

Holocaust-Vergleiche gehören zur Geschichte des Israel/Palästina-Konflikts bereits seit den 1940er-Jahren. Im April 1945, also gut zwei Monate nach der Befreiung von Auschwitz, beschrieb der britische Minister-Resident in the Middle East die zionistische Bewegung als einen „rassischen Kult, der völlig unvereinbar ist mit den Idealen, für die die Demokratien seit Langem kämpfen in diesem Krieg".[2] Eine

2 The Future of the British Mandate for Palestine, 4 April 1945, in: J. C. Hurewitz (Hrsg.), The Middle East and North Africa in World Politics: A Documentary Reader, vol. 2, New Haven 1979, S. 768.

Kollegin aus einer britischen Universität sagte mir neulich am Rande eines Workshops, die Nakba sei auch eine „Endlösung" gewesen. Und der israelische Premierminister Netanjahu hat 2015 vor laufender Kamera behauptet, dass der Mufti von Jerusalem Hajj Amin al-Husseini derjenige gewesen sei, der Hitler zur Vernichtung der Juden Europas animieren wollte. Solche Vergleiche haben nach dem 7. Oktober erneut Konjunktur. So beschrieb etwa ein Artikel von Masha Gessen im Dezember 2023 den belagerten Gazastreifen als ein Ghetto, das nun von Israel „liquidiert" werde. In einer Videobotschaft im Juni 2024 verglich sich wiederum Netanjahu mit Churchill im Kampf gegen den Nationalsozialismus.

Gerade diese lange Geschichte und dieser inflationäre Gebrauch des Vergleichs zeigen m. E., dass es dabei selten darum geht, einen Sachverhalt besser zu erklären, und sei es mit höchst provokativen Worten, um das gelinde zu formulieren. Ganz im Gegenteil: Durch die Gleichsetzung bestimmter Akteure mit dem Nationalsozialismus, der im europäischen und nordamerikanischen Mainstream aus guten Gründen das Böse schlechthin verkörpert, wird suggeriert, dass jeglicher Versuch, das Handeln dieser Akteure zu verstehen, überflüssig ist.

Kommen wir zu einer zentralen These Ihres Beitrags: Sie diagnostizieren eine Entgrenzung der Gewalt, zumal seit dem 7. Oktober. Und Sie führen diese Entgrenzung auch auf einen „veränderten Sprachgebrauch" zurück, wobei vor allem die Auflösung der Kategorie des/der Zivilist:in entscheidend sei. Im israelischen Militärjargon zum Beispiel würden palästinensische Zivilist:innen zunehmend als ‚Unbeteiligte' bezeichnet, während jüdische Israelis in vielen arabischsprachigen Medien schon seit Längerem mehr oder weniger ausschließlich als ‚Siedler:innen' figurierten. Gerade der – wie Sie schreiben – „absurd vereinfachte Begriff des Siedlers" scheint eine Art Kernstück Ihrer Argumentation zu sein. Durch ihn sei die „Vorstellung salon- und universitätsfähig gemacht" worden, dass „alle Israelis – sowie proisraelische Jüdinnen und Juden weltweit – legitime Ziele des ‚Widerstands' der Hamas" seien.

Bemerkenswert finden wir, wie Sie auf die Geschichte des Kolonialismus Bezug nehmen bzw. auf den antikolonialen Befreiungskampf in Algerien. Sie betonen die Ambivalenz der Figur des Siedlers – es habe sich um marginalisierte Gruppen gehandelt, die durch Ausgrenzung und Verfolgung zur Auswanderung gezwungen gewesen waren. Und Sie schlussfolgern: „Siedler können nicht für die Verbrechen europäischer Gesellschaften verantwortlich gemacht oder dämonisiert werden."

Gewiss, es geht Ihnen hier auch darum, auf die Ambivalenz zionistischer Besiedlungsgeschichte bzw. der jüdischen Siedler:innen hinzuweisen (Juden und Jüdinnen als die „Anderen Europas schlechthin"). Und wir werden gleich auf die Frage der Übertragbarkeit zu sprechen kommen. Doch bleiben wir zunächst bei gewissermaßen klassischen Formen des historischen Kolonialismus: Am 12. Januar 1904 überfielen die Herero in Namibia deutsche Einrichtungen, nicht zuletzt einige Farmen. Einige Monate später erließ General von Trotha den berühmten Vernichtungsbefehl, Zehntausende Herero und Nama wurden von der deutschen Kolonialarmee vernichtet. Die Siedler:innen jedenfalls verkörperten gemäß der kolonialen Ideologie den sogenannten Außenposten der Zivilisation. Und sie waren die, die das Land in Besitz genommen hatten, auf dem zuvor das Vieh der Herero geweidet hatte. Wieso hätten die Herero die Siedler:innen nicht in die Verantwortung nehmen sollen? Wie weit also trägt die von Ihnen konstatierte Ambivalenz, zumal im Hinblick auf den Widerstand gegen koloniale Landnahme?

Meine oben zitierte Ermahnung, „Siedler können nicht für die Verbrechen europäischer Gesellschaften verantwortlich gemacht oder dämonisiert werden", stammt aus einem Teil des Artikels, in dem es um politische Diskurse rund um den Kolonialismus in Europa und den USA geht. Denn gerade unter sich als links, progressiv oder post- bzw. antikolonial bezeichnenden Kreisen meine ich eine Tendenz zu erkennen, in der Siedler:innen fast zum Sündenbock gemacht werden. Auch hier gibt es übrigens Parallelen zum französischen Diskurs über Algerien während der Kolonialzeit: Während der pejorative Begriff *pieds noirs* erst in den 1950er-Jahren entstand, war es schon seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht unüblich, europäische Siedler:innen in Algerien für die Repression des kolonialen Systems allein verantwortlich zu machen (ein prominentes Beispiel hierfür ist der einflussreiche Schriftsteller Guy de Maupassant).[3]

Ganz anders sieht es natürlich im Konflikt selbst aus, also in der Auseinandersetzung zwischen Kolonisierten und Kolonisierenden. Hier fungieren Zivilist:innen tatsächlich oft als Außenposten und spielen eine zentrale Rolle bei der Landnahme – auch in Israel/Palästina, wo die zionistische Bewegung in den 1920er- und 1930er-Jahren das Motto prägte: „Wo die Pflugschar verläuft, wird die Grenze

3 Avner Ofrath, Colonial Algeria and the Politics of Citizenship, London 2023, S. 13–14.

verlaufen." Und diese strategisch-militärische Funktion von Zivilist:innen führt eben wiederholt dazu, dass gerade sie angegriffen werden, wie wir am 7. Oktober 2023 auf so erschütternde Art und Weise gesehen haben. Genau das ist die „Anatomie der Gewalt", die ich in dem Artikel nachzuzeichnen suche.

Es sind eben zwei unterschiedliche Ebenen der Diskussion, die oft schwer auseinanderzuhalten sind. Auf der analytischen Ebene geht es mir als Historiker darum, Dynamiken der Gewalt in kolonialen Kontexten (und ich argumentiere, dass Israel/Palästina ein Kontext mit kolonialen Zügen ist) zu ermitteln, nicht moralisch zu beurteilen. Auf politisch-intellektueller Ebene geht es mir als Bürger und Zeitgenosse darum, Begriffe, Denkbilder und Argumentationsmuster kritisch zu beleuchten, die, wie ich finde, zu einer gefährlichen Darstellung des Israel/Palästina-Konflikts und letztendlich zu mehr Gewalt führen.

Ich würde sogar argumentieren, dass die Vermischung und Verwischung der deskriptiven und der normativen Ebene zentral waren und sind für viele, die durch Hinweise auf ähnliche Taktiken der FLN in Algerien die Massaker der Hamas rechtfertigen wollten.[4] Die Argumentation läuft so: Kaum eine anti-koloniale Widerstandsbewegung war gewaltfrei (eine deskriptive Feststellung), also sind die Massaker der Hamas legitim (eine moralische Stellungnahme).

Insofern laufen sowohl Holocaust-Vergleiche als auch Kolonialismus-Vergleiche, die moralisierend gleichsetzen, darauf hinaus, dass ein Verstehen überflüssig wird. Dabei ist aber oft umkämpft, wo die Grenze zwischen Vergleich und Gleichsetzung verläuft. Könnte man nicht einwenden, es handle sich um eine Gleichsetzung, wenn europäische und jüdische Siedler:innen nicht säuberlich, also auch begrifflich getrennt werden? Denn auch wenn die kolonisierenden Europäer:innen in ihren Heimatländern zum Teil deklassiert waren – tonangebend im Diskurs und auch vor Ort waren wohl eher bürgerliche Protagonist:innen –, so hatten sie ihre Heimat doch zumindest in der Hinterhand. Waren dementgegen jüdisch-zionistische Siedler:innen nicht viel stärker auf sich selbst gestellt? Und wenn dem so ist, inwiefern können sie dann als Außenposten der Zivilisation und Repräsentant:innen der Kolonialmacht gelten?

4 Die FLN (Front de Libération Nationale, Nationale Befreiungsfront) wurde 1954 in Algerien gegründet. Ende 1954 begann sie ihren Krieg gegen die französische Kolonialmacht, der 1962 in die Unabhängigkeit Algeriens mündete. Zur FLN und zum Algerienkrieg siehe z. B. Alistair Horne, A Savage War of Peace: Algeria, 1954–1962, New York 1977.

Ich denke, wir sollten zunächst bei den Bezeichnungen „Holocaust-Vergleiche" und „Kolonialismus-Vergleiche" etwas präzisieren und uns der sehr unterschiedlichen rhetorischen bzw. analytischen Mittel bewusst werden, die hier jeweils angewandt werden. Denn mit „Holocaust" meinen wir ja ein spezifisches historisches Kapitel (auch wenn hier, wie bei jedem Begriff, Periodisierung und andere Grenzziehungen Gegenstand zahlreicher Debatten sind), während „Kolonialismus" ein Begriff ist, der auf unterschiedliche Episoden und Machtkonstellationen weltweit anwendbar ist. Die Frage kann daher nicht lauten, ob die politische Konstellation in Israel/Palästina *mit* dem Kolonialismus verglichen, sondern ob sie *als* kolonial bezeichnet werden kann oder soll. Unabhängig davon, welche Position man hier vertritt, es ist eine andere Frage als die der Holocaust-Vergleiche.

Was die Diskussion um die Begriffe „Siedler" und „Siedlerkolonialismus" erschwert, ist, glaube ich, dass diese sowohl in der historischen Forschung als auch im Vokabular der politischen Ablehnung des zionistischen und israelischen Projekts zentral sind. Soweit ich das nachverfolgen konnte, ist der Begriff *settler colonialism* im politischen Denken entstanden. Eines der frühesten Bücher, in dem ich diesen Begriff gefunden habe, ist George Jabbours *Settler Colonialism in Southern Africa and the Middle East*, veröffentlicht 1970 durch eine Forschungsabteilung der PLO (ein früheres Buch, veröffentlicht 1965 durch die „Afro-Asian Peoples' Solidarity Organisation", bezeichnete Israel als einen „Zionist settler state").[5] Mit Patrick Wolfes Studien und besonders mit der Gründung der Zeitschrift *Settler Colonial Studies* 2011 hat der Begriff *settler colonialism* auch Eingang in die Forschung gefunden – wobei viele Vertreter:innen dieser Richtung eine enge Verbindung zwischen ihrer Forschung und politischem Aktivismus sehen und betonen.[6] Mit Rashid Khalidis Buch *The Hundred Years' War on Palestine: A History of Settler Colonialism and Resistance* (2020) hat sowohl die Zentralität des Begriffs als auch seine doppelte Funktion (sowohl wissenschaftlicher als auch politischer Begriff) einen Höhepunkt erreicht. Khalidi ist nicht nur der prominenteste Historiker Palästinas, sondern Sohn einer einflussreichen palästinensischen Jerusalemer

5 George Jabbour, Settler Colonialism in Southern Africa and the Middle East, Khartoum 1970; Fayez Abdullah Sayegh, Zionist Colonialism in Palestine, Khartoum 1965, S. 21.

6 Für eine Diskussion des Begriffs durch einen seiner prominentesten Vertreter siehe Lorenzo Verancini, Settler Colonialism: Career of a Concept, in: The Journal of Imperial and Commonwealth History 41 (2013) 2, S. 313–222.

Familie, der in seinem Buch die historische Analyse mit einem starken politischen Ton verbindet.[7]

Hinzu kommt, dass der Begriff „Siedler" seit dem 7. Oktober 2023 an Universitäten in Europa und Nordamerika öfter auch für israelische Staatsbürger:innen verwendet wird, die innerhalb der international anerkannten Grenzen des Staates Israel leben. Damit werden nicht nur die rechtlichen und politisch-historischen Unterschiede zwischen dem Gebiet des Westjordanlands und dem Staatsgebiet Israels ausgeblendet, sondern die UNO-Resolutionen und die Waffenstillstands- bzw. Friedensabkommen verneint, die die völkerrechtliche Grundlage des israelischen Staates und des Status der israelischen Staatsbürgerschaft bilden. Ich habe Ende Mai bei einer Veranstaltung, die als Teil eines Berliner wissenschaftlichen Kolloquiums organisiert und angekündigt wurde, erlebt, wie der Leiter eines deutschen Forschungsinstituts die israelische Großstadt Ramat Gan als „Siedlung" („settlement") bezeichnete. Für mich als Historiker bedeutet diese Entwicklung, dass die Begriffe „Siedler" und „Siedlerkolonialismus" so stark ideologisiert wurden – für eine Position, die ich als Mensch verabscheue –, dass ich sie in meiner Forschung nur dann verwende, wenn ich keine Alternativen sehe.

Aber Sie wollten ja eigentlich auf etwas anderes hinaus – nämlich auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der zionistischen Bewegung und Fällen wie etwa Algerien oder Südafrika. Wie in Algerien war es Ziel der zionistischen Bewegung, eine neue Gesellschaftsordnung zu schaffen. Vor allem, was die Aneignung und Nutzung von Land betrifft, haben Historiker:innen überzeugend gezeigt, dass zionistische Organisationen Methoden angewandt haben, die man aus den französischen Kolonien im Nordafrika des 19. Jahrhunderts kennt.[8] Dass europäische Kolonisierungsversuche auch für zionistische Vertreter:innen ein Vorbild waren, ist übrigens eine Erkenntnis, die wir auch zeitgenössischen Quellen abgewinnen können. So kritisierte etwa Eliezer Ben-Yehuda, eine der wichtigsten Figuren der hebräischen und zionistischen Öffentlichkeit in Palästina bzw. Eretz Israel des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, die französisch-jüdische

7 Rashid Khalidi, Der hundertjährige Krieg um Palästina. Eine Geschichte von Siedlerkolonialismus und Widerstand, Zürich 2024.

8 Derek Penslar, Zionism and Technocracy: The Engineering of the Jewish Settlement, 1870–1918, Bloomington 1991; Yuval Ben-Bassat, The Challenges Facing the First Aliyah Sephardic Ottoman Colonists, in: The Journal of Israeli History 35 (2016) 1, S. 3–15.

Organisation *Alliance israélite universelle* dafür, dass sie sich weigerte, die Ansiedlung russischer Jüdinnen und Juden in Palästina zu unterstützen und dem französischen Vorbild in Algerien zu folgen.[9]

Was die zionistische Bewegung aber von Fällen wie Algerien unterscheidet, ist nicht nur das Fehlen einer europäischen Metropole (das Verhältnis zwischen Großbritannien und der zionistischen Bewegung während der Mandatszeit kann mit dem Verhältnis zwischen Siedler:innen und einer Metropole kaum verglichen werden, und Herzls Versuch, einen jüdischen Staat unter preußischem Schutz zu errichten, ist bekanntermaßen gescheitert), sondern die Rolle von Palästina bzw. Eretz Israel in der jüdischen Geschichte und Erfahrung lange vor dem Aufkommen des Zionismus. Diese reiche, komplexe, von Kontroversen, Erneuerungen und Brüchen durchzogene Geschichte wird durch den vereinfachten Gebrauch des Begriffs „Siedler" (oder gar „europäische Siedler") vollkommen ausgeblendet, wodurch ein absurd verzerrtes Bild jüdischen Lebens entsteht. Es ist ein äußerst komplexer Aspekt, der infolge der berechtigten und notwendigen Kritik an einer vereinfachten zionistischen Meistererzählung einer immer dagewesenen und letztendlich ahistorischen Zentralität von *Eretz Israel* im Leben der jüdischen Diaspora im europäischen und nordamerikanischen Diskurs um Israel/Palästina mittlerweile fast völlig verloren gegangen ist.

Historiker:innen haben darauf hingewiesen, dass *Eretz Israel* zu verschiedenen Zeitpunkten der jüdischen Geschichte eine unterschiedlich zentrale oder marginale Rolle gespielt hat. Ein Großteil der wichtigsten jüdischen Philosophie und Literatur ist eben nicht in *Eretz Israel* entstanden – man denke etwa an Saadia Gaon oder Maimonides.[10] Was die frühneuzeitliche und neuzeitliche Geschichte angeht, kann man jedoch feststellen, dass die Vertreibung der Juden und Jüdinnen von der Iberischen Halbinsel und die Entstehung einer mediterranen sephardischen Diaspora im 16. Jahrhundert eine völlig neue jüdische Welt herbeiführten, in der Gemeinden in *Eretz Israel* größer wurden und stärker mit anderen Gemeinden im Mittelmeerraum vernetzt waren. Die Stadt Safed im Norden von *Eretz Israel* war für die jüdische Mystik des 16. Jahrhunderts zentral. Die messianische

9 Eliezer Ben-Yehuda, Beitrag in Ha-Havatselet, 5. Oktober 1881, S. 1 [hebr.].

10 Saadia Gaon und Maimonides waren berühmte jüdische Intellektuelle des Mittelalters, die vor allem in Andalusien, Ägypten und Babylon wirkten.

Bewegung rund um Schabbtai Zvi im 17. Jahrhundert löste eine Welle der Begeisterung anlässlich einer angeblich bevorstehenden Erlösung und Rückkehr in das Gelobte Land aus.[11] Und im 18. Jahrhundert wurde die *Schelichut*, also das Sammeln von Spenden für Gemeinden im Heiligen Land, zu einer wichtigen, zentral verwalteten und prominenten Institution und löste heftige Debatten und Kontroversen über die Rolle des Heiligen Landes und der jüdischen Gemeinden dort für die jüdische Welt aus. Der Historiker Matthias Lehmann hat argumentiert, dass frühneuzeitliche Institutionen wie die *Schelichut* den Weg ebneten für spätere jüdische Organisationen wie etwa die *Alliance israélite universelle* im 19. Jahrhundert.[12] Verfolgt man diese Argumentationslinie weiter, könnte man zumindest die Frage stellen, inwieweit dies auch auf die zionistische Bewegung zutrifft.

Sie haben dafür plädiert, die analytische und die politisch-intellektuelle Ebene auseinanderzuhalten. Teil des Auseinanderhaltens ist auch, die Vielschichtigkeit und Ambivalenz der Siedler:innen anzuerkennen. Zugleich haben Sie gesagt, Zivilist:innen hätten oft als Außenposten fungiert und eine zentrale Rolle bei der Landnahme gespielt, auch im Kontext des Zionismus. Interessant ist doch, dass es beim Massaker des 7. Oktobers keine Rolle gespielt hat, dass der überfallene Kibbuz Be'eri im Zuge des UN-Teilungsplans und der israelischen Staatsgründung einige Kilometer zurückgesetzt worden war, und dass seine Bewohner:innen mehrheitlich linke Israelis waren. Geht folglich in einem Kampf, der als Kampf zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten erscheint oder entsprechend stilisiert wird, nicht zwangsläufig jedwede Differenzierung verloren, weil die Erfahrungen der einen gänzlich andere als die der anderen sind?

Wie gesagt, mein Plädoyer zum Bewusstwerden der Ambivalenzen ist im Kontext der hiesigen Debatten entstanden. Aber ich halte es für absolut vermessen und letztendlich empathielos – übrigens noch vor der aktuellen Katastrophe in Gaza –, von den Palästinenser:innen zu verlangen, sich mit den Feinheiten des

11 Schabbtai Zvi war ein jüdischer Religionsgelehrter, der im 17. Jahrhundert im Osmanischen Reich lebte, sich zum Messias erklärte und den sogenannten Sabbatianismus, eine messianische Bewegung in der jüdischen Welt des 17. Jahrhunderts, begründete.

12 Matthias Lehmann, Emissaries from the Holy Land: The Sephardic Diaspora and the Practice of Pan-Judaism in the Eighteenth Century, Stanford 2014, insb. S. 5–13.

Zionismus zu befassen. Zumal ich selbst noch weit davon entfernt bin, genug über palästinensische Erfahrungen und Wahrnehmungen zu wissen. Es ist ein Grundzug und eine seltene Symmetrie in einem sonst zutiefst asymmetrischen Konflikt, dass Erfahrungen und Wahrnehmungen von Palästinenser:innen und Israelis stark auseinandergehen, sodass israelische Linke oder Friedensaktivist:innen für viele Palästinenser:innen trotzdem „Siedler:innen" sind, während auch prominente palästinensische kompromissbereite Politiker:innen und Aktivist:innen von Israel verfolgt werden.

Allerdings würde ich die Gewalt an Zivilist:innen in diesem Konflikt – ob vor, am oder seit dem 7. Oktober – nicht auf eine Diskrepanz der Erfahrungen und Wahrnehmungen zurückführen. Sowohl im zionistischen bzw. israelischen als auch im palästinensischen Nationalismus sind starke Strömungen am Werk, die einen Alleinanspruch auf Vorherrschaft und letztendlich kollektives Leben in Palästina/Israel erheben. 2021 organisierte die Hamas eine Konferenz in Gaza-Stadt, in der es um die Machtübernahme im gesamten Gebiet Palästinas und dabei um die Frage ging, wie lange bestimmte jüdische Israelis für eine Übergangsphase im Lande bleiben dürften.[13] Die Gewalt und Zerstörung, die die Hamas am 7. Oktober verübte, können durchaus als Vorgeschmack für ein derartiges Szenario gesehen werden. Der Koalitionsvertrag der aktuellen israelischen Regierung wiederum behauptet: „Das jüdische Volk hat ein alleiniges und unantastbares Recht auf alle Gebiete von *Eretz Israel*" – eine Behauptung, die Premier Netanjahu auch auf sozialen Medien bestätigte.[14] Einige ihrer prominentesten Mitglieder fordern seit dem 7. Oktober offen einen Bevölkerungstransfer der Palästinenser:innen in Gaza. Recherchen der israelischen Tageszeitung *Haaretz* zeigen, dass momentan Fakten geschaffen werden, die die sogenannte humanitäre Evakuierung Hunderttausender Palästinenser:innen aus dem Norden des Gazastreifens im Oktober und

13 Hamas-Sponsored 'Promise Of The Hereafter' Conference For The Phase Following The Liberation Of Palestine And Israel's 'Disappearance': We Must Differentiate Between Jews Who Should And Should Not Be Killed, And Prevent A Jewish 'Brain Drain' From Palestine, in: MEMRI, 4. Oktober 2021: https://www.memri.org/reports/hamas-sponsored-promise-hereafter-conference-phase-following-liberation-palestine-and. Für ein Transkript des Konferenzablaufs auf Arabisch siehe: https://palinfo.com/news/2021/09/30/60902/.

14 Siehe Appendix A (S. 20): https://main.knesset.gov.il/mk/government/Documents/CA37-RZ.pdf. Siehe Netanjahus Post vom 28. Dezember 2022, https://x.com/netanyahu/status/1608039943817007105?lang=en.

November permanent machen und neuen israelischen Siedlungen den Weg ebnen könnten.[15]

Was die gezielte und buchstäblich erschütternde Grausamkeit der Massaker des 7. Oktober angeht, so sehe ich darin eine Strategie, die leider aufgegangen ist. Durch solche Gräueltaten und deren Live-Übertragung versuchte die Hamas, eine militärische Reaktion Israels in einem Ausmaß zu provozieren, das das Land mittel- oder längerfristig in eine innen- und außenpolitische Krise stürzen wird. Mit einer ähnlichen Strategie gelang es der FLN in den 1950er-Jahren, den französischen Staat in eine politische und gesellschaftliche Krise zu stürzen, in der das Ende der französischen Herrschaft in Algerien als einziger Ausweg galt. Es ist zwar aktuell noch völlig unklar, wann oder wie der Krieg in Gaza enden wird. Doch scheint es mir offensichtlich, dass die beispiellose Gewalt und Verheerung der israelischen Kriegsführung nicht nur Gaza „zurück in die Steinzeit" versetzt, wie es einige Journalist:innen und Politiker:innen seit dem 7. Oktober fordern, sondern auch Israel selbst in eine noch nie dagewesene Polykrise gestürzt haben, deren Ausweg völlig unklar bleibt.

Wir können der Trennung von Analyse und Moral/Politik sehr viel abgewinnen – insbesondere auch im Hinblick auf die Debatte in Deutschland. Letztlich stellen wir uns aber die Frage, ob diese Trennung noch so einfach möglich ist oder nicht vielmehr einem überholten Ideal von Wissenschaft aufsitzt. Denn die Gesellschaften sind längst post-homogen und setzen sich aus Menschen mit verschiedensten Betroffenheiten zusammen. Zu ihnen gehören Zehntausende Palästinenser:innen mit konkreten Lebensgeschichten und familiären Verbindungen in den Nahen Osten. Dasselbe gilt für Jüdinnen und Juden weltweit, von denen sich viele mit Israel identifizieren. Gemäß einer Umfrage der Universität Bielefeld von 2017 begriffen nur sieben Prozent der deutschen jüdischen Bevölkerung Israel als keinen wichtigen Teil ihrer jüdischen Identität. Und das deutsche Feuilleton, größtenteils von nicht-jüdischen weißen Autor:innen geprägt, kreist um die „Lehren aus der Vergangenheit".

15 Yarden Michaeli/Avi Scharf, Road to Redemption: How Israel's war against Hamas turned into a springboard for Jewish Settlement in Gaza, in: Haaretz, 8.7.2024, https://www.haaretz.com/israel-news/security-aviation/2024-07-08/ty-article-static/.premium/israel-seized-26-of-gaza-now-jewish-settlers-see-their-chance/00000190-77cd-d705-a7f5-fffffcbc0000.

Wäre es angesichts der vielfältigen Verstrickungen nicht vielleicht notwendig, von einer Vielfalt unterschiedlichen Wissens, z. B. von „situiertem Wissen" im Sinne der feministischen Theoretikerin Donna Haraway, zu sprechen? Was würde das in Bezug auf die Geschichte und Gegenwart des Nahostkonflikts bedeuten?

Selbstverständlich ist die Unterscheidung zwischen Analyse und Moral/Politik alles andere als einfach. Meiner Meinung nach nicht so sehr, weil Gesellschaften heterogener werden oder weil Menschen wie ich, die durch den Israel/Palästina-Konflikt selbst geprägt wurden, sich zu Wort melden, sondern weil der Konflikt selbst gerade seit dem 7. Oktober eine derartige Globalität hat, dass die Grenzen zwischen Betroffenen und Kommentierenden immer mehr verwischen. Ist es etwa eine *Reaktion* auf den Konflikt, wenn in Berlin „Yallah Students Intifada" skandiert wird und Universitätsgebäude mit roten Dreiecken beschmiert werden? Oder ist es vielmehr *Teil* einer globalen Konfrontation, in der es mittlerweile um viel mehr als Israel und Palästina geht? Letztere Beschreibung erscheint mir deutlich adäquater. Das trifft auch auf unseren Austausch hier zu. Ich verstehe dieses Gespräch, genauso wie den Artikel im *Merkur* oder meine Lehre, als einen Versuch, einer äußerst gefährlichen Polarisierung und Verrohung des öffentlichen Diskurses etwas entgegenzusetzen. Meine Intervention selbst leitet sich von dem ab, was ich als meine Verantwortung und Pflicht in der *polis* betrachte.

Unterscheiden heißt eben nicht hermetisch trennen. Die soziale Realität analytisch erkunden zu wollen ist letztendlich ein im wahrsten Sinne des Wortes politisches Projekt: Ich forsche, mache aufgrund meiner Befunde ein Deutungsangebot und versuche, dieses mithilfe von Deutungsangeboten möglichst vieler meiner Mitmenschen immer aufs Neue zu prüfen, *weil* ich der Meinung bin, dass dies dem Allgemeinwohl dient. Ich glaube, das meint Haraway mit dem Satz: „Science has been utopian and revolutionary from the start. Which is why we need it."[16]

Es bleibt aber m. E. dabei, dass es unterschiedliche – wenngleich miteinander verknüpfte und oft zeitgleich in uns wirkende – Unterfangen oder Zugänge sind, die soziale Realität analytisch erklären, moralisch beurteilen oder politisch verändern zu wollen. Und ich sehe nicht, dass wir als Individuen und als Gesellschaft

16 Donna Haraway, Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective, in: Feminist Studies 14 (1988) 4, S. 575–599, hier S. 585.

besser dastünden, wenn wir diesen Unterschied nicht reflektierten oder ihn gar für überflüssig erklärten. Gerade weil Wissen und Analyse immer „situiert" sind, halte ich den wissensfundierten Austausch bei heiklen und kontroversen Themen für so essenziell. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie eng mein Blick auf Israel/Palästina wäre, wenn ich mich im Namen einer bestimmten Identität oder Sozialisation auf die Denkbilder des linken Zionismus beschränkt hätte. Und ich würde mir sehr wünschen, dass das deutsche Feuilleton und die deutsche Wissenschaft aller couleur irgendwann lernen würden, den Israel/Palästina-Konflikt im Lichte der lokalen Geografie, Geschichte und Gesellschaften zu verstehen und seine traumatische Bedeutung für betroffene Individuen und Gemeinden hierzulande ernst zu nehmen, anstatt ihn nur als Projektionsfläche der eigenen politischen Debatten zu benutzen.

Sie haben von einer globalen Konfrontation gesprochen, in die der 7. Oktober, die Zerstörung Gazas und seiner Bevölkerung sowie die Rezeption der Ereignisse eingebettet seien. Wie meinen Sie das? Besteht diese globale Konfrontation eher in jenem Hyperbolischen, das abstrakt bleibt, um sich selbst kreist und sich wenig um die konkrete Geografie und Geschichte des Nahen Ostens kümmert? Oder steht die globale Konfrontation in einer konkreten Beziehung zum Nahen Osten?

Der Israel/Palästina-Konflikt hat eine starke diasporische Dimension. Weltweit gibt es Millionen von Menschen, deren persönliches Umfeld vom anhaltenden Krieg direkt betroffen ist. Gerade in den Staaten, die Israel militärisch und diplomatisch unterstützen – etwa die USA, Deutschland oder Großbritannien – sind öffentliche Stellungnahmen für oder gegen den politischen Kurs der jeweiligen Regierungen (auch) als eine unmittelbare Reaktion auf den Krieg zu verstehen.

Gleichzeitig scheint es mir offenkundig, dass es in der aktuellen Auseinandersetzung in Europa und den USA nicht nur um die Gewalt in Israel/Palästina geht, sondern letztendlich um die Deutung eigener Geschichte und Identität. Anders kann ich mir den Furor und die gewaltverheerende Sprache bei Kundgebungen, in sozialen Medien und in Graffitis nicht erklären. Mein Eindruck ist, dass es hier um konkurrierende Markierungen von Zugehörigkeiten geht – zu Europa, zum „Westen" oder zu Palästina. Denn sowohl „Juden" als auch „Araber" haben im europäischen Denken des 19. und frühen 20. Jahrhunderts immer wieder jeweils

als Marker der Alterität fungiert. Ich würde behaupten, dass die Kehrseite des Orientalismus-Arguments im Sinne Edward Saids – der These also, dass „der" Orient oder „die" „Araber", „Türken" oder „Muslime" seit Jahrhunderten eine Alterität und einen Gegensatz zu Europa oder zum Westen verkörpern, anhand derer Letztere überhaupt erst konstruiert werden konnten –, dass die Kehrseite dieser orientalistischen Konstruktion der Alterität bedeutet, „Araber" oder Palästinenser:innen würden im europäischen Denken inhärent zum Nahen Osten gehören.

Eine derartige Eindeutigkeit hat es im europäischen Denken bezüglich der jüdischen Bevölkerung bekanntermaßen nie gegeben. Gerade dann, wenn Jüdinnen und Juden für Teilhabe und Inklusion in neuen parlamentarischen Systemen kämpften, wurden sie oftmals als „Orientale", „Asiaten" und letztendlich „Semiten" eingeordnet. Zum orientalistischen Erbe Europas gehört etwa auch, dass die literarische Bewegung „Junges Deutschland" der 1840er-Jahre aufgrund der hohen Zahl jüdischer Mitglieder pejorativ „Junges Palästina" genannt wurde. Wenn es aktuell um Juden und Palästina geht, wenn Juden und Jüdinnen absurderweise als „weiß" bezeichnet werden, geht es also m. E. letztendlich wieder einmal um ein altbekanntes Problem der europäischen Vorstellungswelt, nämlich darum, welchen Platz Juden in der Welt haben oder haben sollen.

Es ist offenkundig, dass viele Palästinenser:innen oder propalästinensische Milieus die Hamas als Widerstandsbewegung verstehen (was nicht automatisch heißen muss, dass das Massaker vom 7. Oktober – also die Wahl der Mittel – gutgeheißen wird). Analyse, moralisches Urteil und politische Ambitionen vermischen sich offensichtlich. Aber was heißt das für uns Wissenschaftler:innen? Schließlich benötigen wir das situierte Wissen lokaler Milieus, um die vielfältigen sozialen Realitäten besser zu verstehen. Liegt es folglich an uns, zwischen den unterschiedlichen Ebenen zu unterscheiden? Dabei ist es für uns nur schwer vorstellbar, wie es im Sinne einer Diskursethik möglich sein soll, dass die besten Argumente und nicht die dahinter liegenden Machtstrukturen sich durchsetzen.

Ich sehe nicht, wie wir Wissenschaftler:innen arbeiten können, ohne zwischen Analyse und moralischem Urteil zu unterscheiden. Zumindest für Historiker:innen ist es eine unabdingbare Herangehensweise, etwa in Bezug auf den Staat, der

zwischen 1949 und 1990 in Ostdeutschland bestand: Zum einen ist festzustellen, dass sich dieser als „demokratisch" bezeichnete, zum anderen ist zu fragen, was diese Bezeichnung in der Vorstellungswelt der beteiligten Akteure bedeutete. Daraus folgt nicht unbedingt, dass ich diesen Staat als demokratisch einordne. Es könnte aber bedeuten, dass mir dadurch klar wird, wie unterschiedlich der Begriff „demokratisch" in verschiedenen Orten und Milieus verwendet und verstanden wird. Gerade bei moralisch aufgeladenen Worten wie etwa „Demokratie" oder „Widerstand" ist diese Herangehensweise m. E. besonders wichtig. Weil solche Worte in verschiedenen Milieus unterschiedlich konnotiert sind, können wir durch die Unterscheidung zu einem besseren Verständnis gegenseitiger Positionen gelangen. Ich würde daher die Behauptung in Ihrer Frage anders formulieren: Ich benötige eben die Auseinandersetzung mit Begrifflichkeiten und Logiken, die mir fremd oder rätselhaft erscheinen, um das historisch Spezifische am Wissen und an der Vorstellungswelt meines eigenen Milieus herauszuarbeiten.

Das Wort „Widerstand" ist ein Paradebeispiel dafür, denn es ist im deutschen Sprachgebrauch seit 1945 sehr bestimmt konnotiert, nämlich im Kontext des Untergrundkampfs gegen den Faschismus und Nationalsozialismus (ähnlich sieht es aus mit dem französischen Wort *résistance*, aber nicht so sehr mit *resistance* im Englischen). Wir haben es hier mit einem Grundproblem dessen zu tun, was ich als die „teilglobalisierte Öffentlichkeit" bezeichne, in der Begriffe und Wörter zwischen unterschiedlichen politischen, intellektuellen und sprachlichen Kontexten migrieren, ohne dass deren Konnotationen mitgedacht werden.

Konkret zur Hamas und zur palästinensischen Politik sollten wir anmerken, dass sich die Hamas selbst als Widerstandsbewegung bezeichnet. Der Name ist ja eine arabische Abkürzung, die für „Islamische Widerstandsbewegung" oder „Bewegung des islamischen Widerstands" steht. Tatsächlich hat das Wort „Widerstand" (*muqāwama*) einen zentralen Platz im palästinensischen politischen Vokabular – neben *nakba* („Katastrophe"), *ṣumūd* (das entschlossene Bleiben und Festhalten am Land) oder *'auda* (Rückkehr).

Im europäischen Diskurs über Israel/Palästina hingegen fungiert das Wort „Widerstand" oftmals als Gegenpol zum Wort „Terror", woraus sich die Kontroverse ergibt, ob die Hamas eine Terror- *oder* eine Widerstandorganisation sei. Hier stehen „Widerstand" einerseits und „Terror" andererseits letztendlich jeweils für „gut" und „böse". Auf analytischer Ebene wiederum besteht zwischen Widerstand

und Terror kein Widerspruch: Bewegungen, die gegen eine bestimmte Macht Widerstand leisten wollen, tun dies oft durch Terror – also das gezielte Angreifen von Zivilist:innen mit dem Ziel, Panik zu schüren –, wie die Hamas am 7. Oktober 2023. Eine solche Feststellung heißt nicht, dass ich die deklarierte Ambition oder die Wahl der Mittel gutheiße. Das gilt für die Hamas genauso wie für Israel oder jeden anderen politischen Akteur.

Zwischen Analyse und Moral zu unterscheiden würden verschiedene Wissenschaftler:innen für sich proklamieren und dennoch keinen common ground finden, z. B. Rashid Khalidi, den Sie bereits genannt haben, oder Benny Morris, der dessen The Hundred Years' War on Palestine *im* Jewish Review of Books *als „war on history" rezensiert hat.*[17] *Doch selbst wenn die Protagonist:innen sich politisch näherstehen, scheint der Israeli-Palestinian divide unüberbrückbar. Der* Guardian *veröffentlichte zuletzt eine Selbstreflexion des Holocaustforschers Omer Bartov.*[18] *Obgleich Bartov sich so kritisch gegenüber Israel positioniert wie wenige andere Wissenschaftler:innen, bezeichnete der Historiker Ussama Makdisi dessen historische Rahmung als „deeply problematic". Bartov übergehe die europäische Herkunft des Zionismus, was für Makdisi anscheinend ursächlich ist für die – um einen Begriff von Ihnen aufzugreifen – „Anatomie der Gewalt" seit der Zeit des britischen Mandatsgebietes.*[19] *Wo sehen Sie in den Auseinandersetzungen noch einen common ground oder die Möglichkeit, einen solchen herzustellen?*

Das ist eine Frage, die ich nicht als Historiker, sondern nur als politisch denkender Mensch beantworten kann – also ohne den Anspruch zu erheben, mich dabei auf meine Forschung oder Expertise zu beziehen.

17 Vgl. Benny Morris, The War on History, in: Jewish Review of Books, Spring 2020, https://jewishreviewofbooks.com/articles/7210/the-war-on-history/#. Eine deutsche Übersetzung von Morris' Rezension erschien zuletzt in: Jungle World, 6. 6. 2024, https://jungle.world/artikel/2024/23/rashid-khalidi-palaestinenser-der-krieg-gegen-die-geschichte.

18 Omer Bartov, As a former IDF soldier and historian of genocide, I was deeply disturbed by my recent visit to Israel, in: The Guardian, 13. 8. 2024, https://www.theguardian.com/world/article/2024/aug/13/israel-gaza-historian-omer-bartov?CMP=share_btn_url.

19 Ussama Makdisi, in: x.com, 13. 8. 2024, https://x.com/UssamaMakdisi/status/1823553472651989349.

Die erste Voraussetzung für einen „common ground" ist, dass zwei oder mehr Akteure diesen für erstrebenswert halten. Die erste Frage, die man sich bei jeder Konstellation stellen muss, ist also, ob derartige Akteure vorhanden sind und sich politisch durchsetzen können. In Israel/Palästina ist dies nicht der Fall, und die Qualität der Gewalt und Zerstörung ist eine solche, die noch Jahre nachwirken wird – vor allem im Gazastreifen. Menschenrechtsorganisationen und Militärexpert:innen sprechen von Kriegsverbrechen in einem nie zuvor gesehenen Ausmaß in diesem Konflikt,[20] und selbst zurückhaltende Beobachter:innen sprechen mittlerweile von einem Genozid.[21] In einer derart katastrophalen und akuten Lage sehe ich am ehesten noch im Völkerrecht und den internationalen Gerichtshöfen die Träger eines „common ground" – also der Normen und Abkommen, die in jeder Situation gelten und geltend gemacht werden müssen.

Mit anderen Worten: Ich wäre vorsichtig bei einer Überfokussierung der abstrakten, historischen oder geschichtsphilosophischen Dimensionen des aktuellen Geschehens. In erster Linie ist es ein Krieg, der geführt wird, weil ihn Akteure vor Ort wollen oder zumindest jedem anderen Weg vorziehen. Das ist der politische Kontext, in dem die Texte, die Sie erwähnen, entstanden sind. Gerade bei Figuren wie Khalidi und Bartov – sowie bei zahlreichen, deutlich weniger prominenten Figuren, darunter auch ich selbst – darf dieser Kontext nicht aus den Augen verloren werden, handelt es sich hier doch um Menschen, die persönlich betroffen sind oder sich in der „Pflicht zu intervenieren" sehen, um eine Formulierung aus dem *Manifest der 121* aus der Endphase des Algerienkriegs zu verwenden.[22]

Es ist dennoch offenkundig, dass wir es in Europa und in den USA mit einer Konfrontation zu tun haben, in der es eben (auch) um Abstraktes geht – um

20 Siehe z. B. Einschätzungen des israelischen Politologen und Soziologen Yagil Levy in der israelischen Tageszeitung *Haaretz*: "The Israeli Army Has Dropped the Restraint in Gaza, and the Data Shows Unprecedented Killing", 9. 12. 2023; "The Israeli Army Must Act Before Some of Its Soldiers Turn Into Lawless Gangs", 22. 1. 2024; "Israeli Soldiers' Looting in Gaza Is Part of the Revenge", 19. 2. 2024.

21 Siehe z. B. Aryeh Neier, "Is Israel Committing Genocide?", in: The New York Review of Books LXXI, no. 10, 6. 6. 2024, S. 9–13.

22 Das von 121 Intellektuellen unterzeichnete *Manifest der 121* wurde am 6. September 1960 in Frankreich unter dem Titel „Deklaration über das Recht der Kriegsdienstverweigerung im Algerienkrieg" veröffentlicht. Einige der Unterzeichnenden wurden danach aus staatlichen Anstellungsverhältnissen entlassen und angeklagt.

Geschichte, kollektives Gedächtnis, Identität –, und es wäre falsch, sich dieser Dimension zu verschließen. Fragen wir also so: Besteht hier noch die Möglichkeit, einen „common ground" zu finden, und welche Rolle könnten dabei Historiker:innen spielen?

Eine Komponente, die ein gegenseitiges Verständnis für die jeweils andere „Seite" ausmacht, können Historiker:innen durchaus liefern: quellenbezogene Kenntnisse und theoretische Ansätze, mit denen nicht nur ein bestimmter Sachverhalt, sondern auch darauf bezogene Positionierungen historisiert und dadurch aus den Sphären der absoluten Wahrheiten in die Welt ständiger Aushandlungsprozesse zurückgeholt werden. Für mich persönlich besteht genau darin der Sinn dieses Gesprächs und anderer Aktivitäten und Stellungnahmen an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit.

Was Historiker:innen nicht oder nicht allein herbeiführen können und was in vielen sich als progressiv bezeichnenden Kreisen zunehmend als Chimäre betrachtet wird, was ich aber als unabdingbar für die Suche nach „common grounds" sehe, ist Empathie – die Fähigkeit und Bereitschaft, sich in die Position eines anderen Menschen hineinzuversetzen. Tatsächlich zeigen die Auseinandersetzungen des letzten Jahres, dass genau diese Bereitschaft schwindet und zunehmend verpönt wird. Von allen Entwicklungen des politischen Diskurses – im Übrigen nicht nur mit Blick auf Israel/Palästina – macht mir diese die größte Sorge.

Herr Ofrath, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

Die Autorinnen und Autoren

Berryl Amedegnato ist Linguistin, Literaturwissenschaftlerin sowie Historikerin. Ihr Studium schloss sie 2021 an der Universität Mannheim ab. Seit Mai 2022 arbeitet sie im Rahmen der InRa-Studie „Institutionen & Rassismus" am Zentrum für Antisemitismusforschung als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt A01. Neben dem theoretischen Bezug findet Berryl Amedegnato auch im Rahmen ihrer politischen Bildungsarbeit Zugang zu folgenden Themenschwerpunkten: Intersektionaler Anti-Schwarzer-Rassismus, Transnationale/-kulturelle Migrationsprozesse, Postkoloniale Theorien, Kolonialismus und Empowerment/ Powersharing.

Felix Axster ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin sowie am bundesweiten dezentralen Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen u. a. Geschichte und Theorie von Antisemitismus und Rassismus, Kolonialgeschichte, Geschichte der Arbeit, Mediengeschichte, Erinnerungspolitik und -kultur. In seiner Promotion hat er sich mit der Bedeutung von Bildpostkarten hinsichtlich der Genese und Zirkulation kolonialer Wissensordnungen im Deutschen Kaiserreich und dessen Kolonien befasst. Momentan arbeitet er zur historischen Genese des spannungsgeladenen Verhältnisses zwischen Postkolonialer Kritik und Antisemitismuskritik.

Mathias Berek ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Antisemitismusforschung der Technischen Universität Berlin und Koordinator des Themenfelds Kulturelle Dynamiken des Zusammenhalts am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt (FGZ). Er promovierte und habilitierte sich in Kulturwissenschaften und forscht zu europäisch-jüdischer Geschichte, Erinnerungskulturen und Antisemitismus insbesondere unter der Perspektive von Kulturtheorie und Wissenssoziologie. Zuletzt befasste er sich mit Erinnerungen an die Nachwendezeit, aktuell mit der Geschichte und Gegenwart von Moralismuskritiken.

Letztes Buch: Moritz Lazarus. Deutsch-jüdischer Idealismus im 19. Jahrhundert, Göttingen 2020.

Halil Can ist Politikwissenschaftler und promovierter Europäischer Ethnologe mit dem Thema: Identitäts- und Transformationsprozesse bei transnationalen Migrationsfamilien. Seit August 2022 forscht er am Forschungsinstitut Gesellschaftlicher Zusammenhalt Standort Berlin im Rahmen der InRa-Studie am Zentrum für Antisemitismusforschung als wissenschaftlicher Mitarbeiter (im Forschungsprojekt (B08) zu „Praxen und Erfahrungen polizeilicher Kontrollen". Zuvor war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am FGZ der TU Berlin in der Berliner Polizeistudie und als Dozent an der Alice Salomon Hochschule Berlin tätig. Er arbeitet, forscht und publiziert zu den Themen Migration, Diversität, intersektionale Diskriminierung/Rassismus und Empowerment/Powersharing.

Karim Fereidooni ist Professor für Didaktik der sozialwissenschaftlichen Bildung an der Ruhr-Universität Bochum.

Christoph Gollasch ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Antisemitismusforschung. Er beschäftigt sich mit dem zeitgeschichtlichen Antisemitismus sowie mit aktuellen Antisemitismusdiskursen, insbesondere anhand der Debatte zur Kasseler Kunstausstellung *documenta fifteen*. Auf dem Blog der Deutschen Gesellschaft für Soziologie problematisierte er 2024, dass die deutsche Antisemitismusforschung sich in der Migrationsgesellschaft zum Autoritarismus zu verkehren droht, vgl. https://blog.soziologie.de/2024/09/autoritarismus-durch-die-hintertuer-wie-die-antisemitismusforschung-sich-in-ihr-gegenteil-zu-ver kehren-droht/.

Dana Ionescu studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Öffentliches Recht an der Universität Gießen und der Tel Aviv University und promovierte im Bereich der Antisemitismusforschung an der TU Berlin. Von 2012–2021 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Göttingen (Institut für Politikwissenschaft und Studienfach Geschlechterforschung). Seit 2021 arbeitet sie als Dozentin für Politische Bildung am Bildungszentrum Braunschweig. Zu ihren wichtigsten Veröffentlichungen gehören Judenbilder in der deutschen Beschneidungskontroverse (2018) und Antisemitismus in deutschen Parteien (2014).

Anthony D. Kauders ist Professor für Neuere Geschichte an der Keele University in England. Zu seinen aktuellen Publikationen, die sich mit dem Thema Antisemitismus beschäftigen, gehören: German Antisemitism, in: William I. Brustein/Joanna B. Michlic (eds.), A Companion to Global Antisemitism (erscheint 2025); „She wonders what state their underwear is in". Pre-War British Antisemitism through the Lens of Psychology: in: Kate Marrison (ed.), Mass Observation and the Holocaust (erscheint 2025); sowie The "Longest Hatred" Explained: Confirmation Bias and the Persistence of Antisemitism, in: Antisemitism Studies (erscheint 2025).

Fiona Kazarovytska studierte Psychologie an den Universitäten Münster und Zürich sowie an der Tel Aviv University. Seit 2020 promoviert sie im Bereich der Sozialpsychologie an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, wo sie auch als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig ist. Zu ihren wichtigsten Veröffentlichungen zu historischer Defensivität im deutschen Raum und erinnerungsabwehrendem Antisemitismus gehören "'Too great to be guilty?' Individuals high in collective narcissism demand closure regarding the past to attenuate collective guilt" (2022) und "From moral disaster to moral entitlement—The impact of success in dealing with a perpetrator past on claims for historical closure" (2022).

Sven Kinas ist Historiker und war zuletzt als wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem DFG-Projekt zur Vertreibung von Hochschullehrerinnen und Hochschullehrern aus den deutschen Universitäten 1933–1945 tätig. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Wissenschaftsgeschichte, speziell die Hochschulgeschichte in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sowie der öffentliche Gesundheitsdienst im Nationalsozialismus. Wichtigste Publikationen: Adolf Butenandt (1903–1995) und seine Schule, Berlin 2004; Akademischer Exodus. Die Vertreibung von Hochschullehrern aus den Universitäten Berlin, Frankfurt am Main, Greifswald und Halle 1933–1945, Heidelberg 2018; Zwangssterilisationen in Thüringen und Württemberg 1933–1945, in: Das Gesundheitswesen 82 (2020), S. 126–131.

Yael Kupferberg ist habilitierte Literaturwissenschaftlerin und befasst sich mit deutsch-jüdischer Beziehungs- und Literaturgeschichte, Jüdischer Philosophie der Moderne, Kritischer Theorie und Antisemitismustheorie. Derzeit vertritt sie die

Martin-Buber-Professur an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von 2018 bis 2024 forschte und lehrte sie mit Unterbrechung am Zentrum für Antisemitismusforschung, zuletzt als Gastprofessorin. Jüngste Publikation: Zum Bilderverbot. Studien zum Judentum im späten Werk Max Horkheimers, Göttingen 2022.

Yuang Marcus Liu studiert Geschichte im Masterstudiengang an der London School of Economics. Er spezialisiert sich auf transnationale intellektuelle Geschichte, mit einem Fokus auf dem modernen Judentum und Konfuzianismus im globalen Kontext. Unter Berücksichtigung des euro-amerikanischen Semikolonialismus und des chinesischen Nationalismus untersucht er seit seinem Bachelor-Studium am Pomona College in Kalifornien die politischen Aspekte der jüdischen Flüchtlingsgemeinschaft in Shanghai. Seine Dissertation mit dem Titel „Chinesische Nachkriegsreaktionen auf jüdische Flüchtlinge in Shanghai" befasst sich mit historischem chinesischen Antisemitismus und dessen zeitgenössischen Erscheinungsformen. Vor seinem Eintritt in die akademische Laufbahn war er Geschichtslehrer und Leiter der sozialwissenschaftlichen Abteilung an einer Sekundarschule.

Avner Ofrath ist Alfred Landecker Lecturer in Globalgeschichte an der Freien Universität Berlin. Er befasst sich mit jüdischer Ideengeschichte in der arabischsprachigen Welt, jüdisch-muslimischen Beziehungen und der Geschichte der Staatsbürgerschaft im kolonialen Zeitalter. Sein erstes Buch, *Colonial Algeria and the Politics of Citizenship*, ist 2023 bei Bloomsbury erschienen. Sein aktuelles Projekt untersucht das Aufkommen judäo-arabischer politischer Literatur im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Sebastian Salzmann ist Sozialwissenschaftler und politischer Bildner. Als Doktorand an der Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum forscht er zu indo-europäischen Verflechtungen antimoderner Diskurse.

Kimiko Suda arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Verbundprojekt „Institutionen und Rassismus" am Zentrum für Antisemitismusforschung. Sie beschäftigt sich mit dekolonialen, (post)migrantischen und queerfeministischen Perspektiven auf Migration, Rassifizierung, Mis- und Selbstrepräsentation und

damit verbundenen Aushandlungsprozessen über soziale Normen, Strukturen, Macht- und Ressourcenverteilung. Ihr Fokus liegt auf wissens- und kultursoziologischen sowie ethnographischen Ansätzen. Sie ist ehrenamtlich bei korientation e. V. aktiv.

Qing Xiao ist Doktorand am Axel Springer-Lehrstuhl für deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte, Exil und Migration an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder) und Stipendiat des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks. Er hat Neuere Deutsche Literaturwissenschaft in China und Deutschland studiert. Sein Forschungsinteresse liegt in der Exilforschung, er promoviert über das jüdische Exil in China mit dem Schwerpunkt Chinabild in autobiografischen Texten deutschsprachiger Flüchtlinge.

Das Jahrbuch für Antisemitismusforschung ist ein Forum für wissenschaftliche Beiträge zur Antisemitismus-, Vorurteils- und Minderheitenforschung und will dieses disziplinär breite Spektrum bündeln. Es ist deshalb fächerübergreifend und international vergleichend ausgerichtet. Es veröffentlicht Arbeiten zur Geschichte der Judenfeindschaft, zur nationalsozialistischen Verfolgungspolitik, zum Holocaust, zu Emigration und Exil, zum Rechtsextremismus, zu Minoritätenkonflikten und zur Theorie des Vorurteils.

ISBN: 978-3-86331-784-3